Adalbert's

Bekenntniſſe.

Herausgegeben

von

D. Franz Theremin.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot

1828.

Vorwort.

Ich habe in diesem Büchlein versucht, den Anfang und die weitere Ausbildung des christlichen Glaubens und Lebens in einem bestimmten Individuum darzustellen.

Ich bin dabei von der Ueberzeugung ausgegangen, daß man nicht durch eine Abwägung der Gründe für oder wider den göttlichen Ursprung des Christenthums zum Glauben gelangt: sondern daß man, getrieben durch ein inneres, unabweisbares Bedürfniß, geleitet von einer gnadenvollen Vorsehung, das ergreift und annimmt, was Gott zum Heil des Menschen geoffenbart und veranstaltet hat; und daß eine Einsicht in die Natur des Glaubens nur dann erst möglich wird, wenn man ihn schon besitzt.

Christlicher Leser! Der Mensch, den ich Dir hier vor die Augen führe, hat niemals gelebt; seine Verhältnisse, seine Leiden, seine Vergehungen sind eine Erdichtung. Doch, — wenn ich seine Vergehungen ausnehme, die ich nur darum so groß geschildert habe, um desto deutlicher die Kraft des Glaubens zeigen zu können — so bist Du ihm vielleicht in mancher Rücksicht ähnlich gewesen — oder bist es noch. Für deine Erbauung habe ich geschrieben, und mein Zweck ist erreicht, wenn Du, indem Du dieß liesest, Dich mit Dank gegen Gott erinnerst, wie weise er auch Dich geführt hat; oder wenn Du, aufmerksam gemacht auf das, was Dir Noth thut, geneigter wirst, Dich von ihm führen zu lassen, und bereitwilliger das zu ergreifen, was seine Gnade auch Dir gewiß darbieten wird.

Den 20sten Julius 1828.

I.

Den 14ten Februar 1820.

Wenn Sie dies Blatt empfangen, geliebter Freund, dann habe ich schon die Schweiz verlassen, und Deutschlands Boden betreten.

Ich konnte nicht länger in meinem Vaterlande bleiben. Indem der Tod meiner Eltern die nächsten Bande löfete, die mich zurückhielten, setzte er mich zugleich in Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens. Bis ich mich einmal entschließe, ein Amt zu suchen, und mich durch bürgerliche Pflichten fesseln zu lassen, kann ich meine Zeit wol nicht besser zubringen, als auf einer Reise, durch welche ich die Bildung und die Erfahrungen zu gewinnen hoffe, die man niemals erlangen kann, wenn man zu Hause bleibt.

Ich hatte die Wahl zwischen Italien, Frankreich, England, Deutschland, oder vielmehr zwischen allen Ländern der Welt; doch ich habe Deutschland vorgezogen. Dort war mein Vater geboren; dort hatte er die Bildung und die mannichfaltigen Kenntnisse erworben, denen meine Erziehung so viel zu verdanken hat. Wie meine Mutter, die eine Französin war, mich ihre Sprache lehrte und sie mit mir redete, so lehrte mich mein Vater die Deutsche, und sprach sie mit mir; und da der Schweizer, wenigstens in Rücksicht der Sprache und Litteratur, nicht wohl einen eigenthümlichen Charakter haben kann, sondern entweder den Deutschen oder den Französischen annehmen muß, so suchte mein Vater durch meine ganze Erziehung, dem Deutschen in mir das Uebergewicht zu geben, und ich muß glauben, daß ihm seine Absicht gelungen sey.

In den berühmtesten Instituten der Schweiz habe ich die Bildung erhalten, durch die man in unserm Vaterlande zum Dienste des Staats

und der Kirche, oder zur Pflege der Wissenschaften vorbereitet wird. Mein Vater schätzte diese Bildung, und ob sie gleich, nach seinem Urtheil, in Betreff des Umfangs, der Deutschen nachsteht, so pries er doch an ihr eine sich auf einen engern Kreis beschränkende Gründlichkeit. Ihren etwanigen Mängeln glaubte er hinreichend durch die Bekanntschaft mit der Deutschen Litteratur, die er mir frühzeitig verschaffte, abzuhelfen. Die Werke der in Deutschland gefeierten Dichter wurden auch von ihm und mir mit Entzücken gelesen; und auch in den Deutschen prosaischen Schriftstellern, obgleich ihre Sprache ihm selbst nicht immer die Vollendung der Französischen Prosa zu haben schien, lehrte er mich die dem Volke eigenthümliche Tiefe der Gedanken und Gefühle bewundern. Wie natürlich mußte also jetzt der Gedanke in mir entstehen, einige Jahre dem ausschließlichen Studium der Deutschen Litteratur zu widmen; und indem ich diesen Gedanken ausführe, winkt mein Vater, wenn dort, wo er ist, die Bestrebungen

der Sterblichen noch Theilnahme einflößen, mir gewiß Beifall zu.

Doch, was rede ich da? Verzeihen Sie es mir wol, geliebter Freund, daß ich Sie zu hintergehen suchte? Sie müssen es; denn ich unternahm ja auch mich selbst zu täuschen. Weg mit dem Blendwerk! Gestehen will ich, daß die Ursache, die mich aus meinem Vaterlande treibt, etwas Tieferes, viel Tieferes ist, als ich mir und Ihnen vorspiegeln wollte; aber auch, leider! etwas viel weniger Unschuldiges. Sie, mein Geliebter, kennen weder mich, noch meine früheren Lebensverhältnisse; da Sie meine Vaterstadt nie besucht haben, so ist das, was man sich dort von mir erzählt, nicht bis zu Ihren Ohren gedrungen; nach den wenigen glücklichen Tagen, die ich in Ihrem Hause zubrachte, haben Sie mir, vielleicht übereilt, Ihr Herz, Ihre Freundschaft geschenkt. Ach! ich verdiene eine so schöne Gabe wol nicht! Wie? bin ich mir denn etwa bewußt, daß in meinem Innern etwas Böses, Niedriges, Lasterhaftes

liegt? Nein, von meiner frühſten Jugend an, hat man in mir gute ſittliche Anlagen bemerken wollen; man hat mir geſagt: ich hätte ein ſanftes, edles, ſchönes Gemüth. Ich habe es geglaubt; ich glaube es noch jetzt. Wie iſt es denn gekommen, daß mein Leben ſo viel ſchlechter geweſen iſt, als mein Gemüth? Gerade die Gefühle, denen ich glaubte mich ohne Rückhalt hingeben zu können, weil ich ſie für die beſten und edelſten in mir hielt, haben mich in unzählige Verirrungen geſtürzt, und ſind Urſache geweſen, daß ſich auf Andere, die ich liebe, unausſprechliches Leid gehäuft hat. Erwarten Sie von mir keine in's Einzelne gehenden Bekenntniſſe; ſolche abzulegen geziemt nur Dem, der ſchon durch glänzende Tugenden ſeine Fehltritte wieder gut gemacht hat. Ich will nicht das Papier — das erröthen kann, ob man gleich das Gegentheil behauptet — ich will noch weniger meinen Freund erröthen laſſen. Nur ſo viel muß ich Ihnen ſagen: Ich habe durch eine Neigung, die ich nicht unterdrückte, die ich ge-

ſtand, die, leider! erwiedert ward, den Frieden einer achtungswerthen Familie geſtört, die letzten Tage meiner Mutter verbittert, und die Gemüther meiner Mitbürger gegen mich eingenommen. Da ich mir ſelbſt und der Erinnerung an meine Fehltritte nicht gänzlich entfliehen kann, ſo will ich wenigſtens den Ort meiden, wo ich an dieſe letzteren unaufhörlich gemahnt werde. Ich will anderswo die Ruhe ſuchen, die in meinem Vaterlande auf lange Zeit für mich verſcherzt iſt; und die Beſchäftigung, die ich nöthig habe, ſollen mir die Beſtrebungen gewähren, die mir ſchon von Jugend an theuer geweſen ſind, und die durch das Intereſſe, das ſie mir einflößen, vielleicht auf Augenblicke meinen Geiſt von den Schmerzen, die daran nagen, befreien werden.

II.

Sagen Sie, theuerſter Freund, habe ich Unrecht, wenn ich mich im Childe Harold von Lord Byron wiederfinde? Ich ſetze voraus, daß es erlaubt ſey, das Gebilde einer ungeheuren Phantaſie, oder eine ſo reiche Perſönlichkeit — denn der Held iſt doch gewiß kein Anderer, als der Dichter ſelbſt — mit der immer nur armen Wirklichkeit, oder mit meinem armen Selbſt zu vergleichen. Wie dieſer Pilger, ſo verlaſſe auch ich mein Vaterland, um die Spuren des Lebens, welches ich dort führte, nicht mehr zu ſehen; wie er, habe ich weniger die Abſicht, etwas außer mir zu finden, als mir ſelbſt zu entfliehen; wie er, — nun er hat in Griechenland, im Streben für die gute Sache dieſes Volkes, einen ehrenvollen Tod gefunden, und Ruhe für ſeinen Geiſt, der eben ſo ſehr durch ſeine eigne Größe als durch ſeine eigne Schwäche gequält ward; — was werde ich finden; vielleicht Ruhe; und wie?

Wo zeigt ſich ein Ausgang, wenn man ſich in den Windungen dieſes Gedichts, wie in den verſchlungenen Gängen eines Labyrinthes der Schwermuth, verloren hat, wo jede Freude zur Trauer, und jede Trauer zu einer tiefern Trauer führt? Dieſem Geiſte, der die ganze Herrlichkeit der Welt, umflort mit dem Schatten der Vernichtung, der ſie geweiht iſt, an uns vorübergehen läßt; dieſem Geiſte — ich habe es nie ohne Entſetzen leſen können — wandelt zuweilen etwas an, wie der Wunſch unterzugehen:

„Friede wohnt auf Acherons Ufern; dort wird der geſättigte Gaſt nicht zum Erneuern des Mahles gezwungen, ſondern zur immer willkommenen Ruhe wird ihm vom Schweigen das Lager bereitet.“

Dann flammt doch wieder die beſſere Geſinnung in der folgenden Strophe auf, die ich mit unbeſchreiblichem Wohlgefallen leſe, theils, weil der Dichter ſelbſt ſo edel, ſo liebenswürdig darin erſcheint, theils, weil ſie auch in ſo fern den Ausdruck meiner eigenen Denkungsart ent-

hält, als ich an einer Fortdauer nie habe zweifeln mögen, zweifeln können:

„Gibt es jedoch, wie die heiligſten Männer geglaubt haben, einen Aufenthalt der Seelen jenſeits dieſer ſchaurigen Ufer; ſollen Sadducäer und Sophiſten, wahnſinnig ſtolz auf zweifelhafte Lehre, zu Schanden werden: o wie ſüß anzubeten in Gemeinſchaft mit Denen, durch die uns alle Laſten des ſterblichen Lebens erleichtert wurden; und eine Stimme wieder zu hören, die wir nie mehr zu vernehmen hofften."

Wie lieblich, freundlich beginnt die Schilderung des Ortes, wo Petrarca ſeine letzten Jahre zubrachte; bis das helle Licht ſich bald zur ſchwärzeſten Finſterniß dunkelt, und man von dem heitern Erdenleben plötzlich an den Rand der Hölle geführt wird. Verhält es ſich nicht ſo in der That, ich frage Sie; und kann man wol den heiterſten Gegenſtand anblicken, ohne vor den Schreckgeſtalten zu zittern, die ſich bald daraus entwickeln?

„Und das liebliche, ſtille Dorf, wo er wohn-

te, iſt recht ſo wie Diejenigen es bedürfen, die ihrer Sterblichkeit inne wurden, und nach geſcheiterten Hoffnungen eine Zuflucht ſuchten in dem dichten Schatten eines Hügels, von welchem in weiter Ferne geräuſchvolle Städte geſehen werden: ein Anblick, der jetzt vergeblich ſich zeigt, denn er lockt nicht mehr; und nichts weiter bedarf es um einen Feiertag zu ſchaffen, als des Strahls einer glänzenden Sonne, welcher die fernen Berge, die Blätter und Blüthen hervortreten läßt, und auf den Wellen des murmelnden Baches ſpielt, während das Leben, klar wie dieſer, in einer ruhigen Müdigkeit dahin gleitet, die, ob ſie gleich Trägheit ſcheinen mag, doch ihren ſittlichen Werth hat. Lernen wir von der menſchlichen Geſellſchaft wie wir leben, ſo ſollen wir von der Einſamkeit lernen wie wir ſterben ſollen. Hier giebt es keine Schmeichler; hier bietet die Eitelkeit nicht ihre trügliche Hülfe. Allein — muß der Menſch kämpfen mit Gott oder mit Teufeln, welche die Kraft der beſſeren Gedanken ſchwächen, und

den Gemüthern nachstellen, deren Grundgewebe Trübsinn seit den frühesten Zeiten war, die gern in Finsterniß und Schwermuth lebten, sich vorbestimmt zu einem Schicksal hielten, dessen Schmerzen nicht zu den vorübergehenden gehören; denen die Sonne blutig, die Erde ein Grab, das Grab eine Hölle, und die Hölle noch mehr Hölle, als sie ist, erscheint."

Vielleicht sind Sie schon dieser Uebersetzungen und Anführungen müde; doch noch eine müssen Sie mir erlauben. Während der ganzen heutigen Reise habe ich nämlich nichts anderes gethan, als in dem Gedichte gelesen; und jetzt, da ich in meinem Nachtquartiere angekommen bin, kann ich die Stunden bis zum Schlafengehen nicht besser anwenden, als indem ich Ihnen meine Gedanken mit denen des Dichters gebe, da beide so ziemlich Eins geworden sind. Nicht wahr, wer noch die Natur lieben, in ihrer Einsamkeit Freude, in ihren Wildnissen Ruhe finden kann, um den darf man nicht bange seyn? Ich will nicht von

mir ſelbſt reden; ob ich gleich oft ſtundenlang auf den Abhang unſerer Gebirge geſeſſen habe, über mir ihre ſchneebedeckten Gipfel, vor mir ein Abgrund, und in der Tiefe deſſelben der Donner eines Bergſtroms; wie ſchwermüthig, aber wie wohl, wie ruhig iſt mir da oft geworden! Haben Sie in Alfieri's Leben geleſen, wie er in's Meer hineinſchwimmt, ſich dann mit dem Rücken gegen einen Felſen ſetzt, das Geſicht gegen die Fluthen gekehrt, und ihrer Bewegung ſtundenlang zuſieht? Hören Sie Lord Byron:

„Friede wohnt in dem pfadloſen Walde; Entzücken wohnt auf dem einſamen Ufer, an des tiefen Meeres Geſtade; Muſik iſt in ſeinem Rauſchen; Geſellſchaft iſt hier, wo Niemand ſich zudrängt. Ich liebe nicht weniger die Menſchen, nur mehr die Natur, wegen der Stunden ſolcher Zuſammenkunft mit ihr, in welchen ich Alles, was ich bin, oder geweſen bin, wegwerfe, um mit dem Weltgeiſt Umgang zu pflegen, und zu fühlen, was ich nimmer ausſprechen und doch nicht ganz unterdrücken kann."

Schlafen Sie wohl, beſſer als ich es erwarten darf; denn mein Kopf iſt erhitzt, und mein Herz iſt traurig. Was habe ich mich auch ſo vom Lord Byron hinreißen laſſen? Ich wollte mich ja mit der Deutſchen Litteratur beſchäftigen.

III.

Der Ort, von wo ich Ihnen ſchreibe, iſt eine kleine Stadt, wo einige berühmte Männer wohnen. Ich habe ſie beſucht; ſie haben mir den politiſchen, litterariſchen Zuſtand Deutſchlands geſchildert; ich habe in eben dieſen Rückſichten ihnen eine Schilderung der Schweiz entwerfen müſſen. Ich kann nur ſehr dankbar für eine ſo freundliche Aufnahme ſeyn; aber von der Erlaubniß, ſie wieder zu beſuchen, die ſie mir gaben, werde ich wol keinen Gebrauch machen.

Das Wetter, trüb und ſtürmiſch, wie es ſich von der Jahreszeit erwarten läßt, erlaubt mir

nicht, mich in der hiesigen Gegend umzusehen, die, ohne ausgezeichnet zu seyn, doch viel Freundliches und Reizendes haben soll. Ich bin nicht wohl, und muß auch aus diesem Grunde das Zimmer hüten. So wandle ich denn darin auf und nieder; stehe zuweilen am Fenster, und werfe einen Blick hinunter in die nassen, menschenleeren Straßen, greife dann zu einem Buche und lese, so lange als mein Kopf, der jetzt leicht ermüdet, es aushalten kann. So nahm ich eben den Spanischen Don Quixote, der mich auf meiner Reise begleitet, in die Hand, und dachte, die anmuthigen Unterredungen Sancho's mit seinem Herrn sollten mich zerstreuen; aber aus dem Innern meines Herzens heraus drang ein solcher unbeschreiblicher Schmerz, daß die Seite des Buches, die ich gerade las, mir gewiß durch eine trübe Farbe, die für immer darauf haftet, bezeichnet bleiben wird, und daß ich es unmuthig fortwarf, um in der Ergießung meines Herzens gegen Sie, geliebter Freund, Trost zu suchen.

So bin ich denn aus allen Verhältnissen,

die mir theuer ſind, geſchieden, und der ganze frühere Theil meines Lebens, der noch durch die Erinnerung ſo innig mit meinem Herzen verwachſen iſt, muß davon losgeriſſen werden! Nicht das, was mein Gewiſſen verdammt, wünſche ich mir zurück; obgleich — ich kann es nicht läugnen — in den Stürmen, in der Bitterkeit der Leidenſchaft ein Entzücken liegt, das mich jetzt noch anlächelt. Aber verdiente denn Alles, was zu mir gehörte, ſo weggeworfen, und für immer von mir entfernt zu werden? Ja, für immer; denn was einmal dahin iſt, kommt ſo nicht wieder. Wollte ich zurückkehren, jetzt, in dieſem Augenblick, nachdem ich nur kurze Zeit entfernt bin, ich fände ſchon eine andere Welt. Hatte ich nicht einen vaterländiſchen Boden, auf dem ich einherging, mit dem Bewußtſeyn, daß ich, meine Eigenthümlichkeit, meine Bildung dahin gehörten? Hatte ich nicht Verwandte, Freunde, und konnte ich mich nicht den Tag über freuen, mich am Abend in ihrem fröhlichen Kreiſe wiederzufinden? Daß

dies Alles dahin iſt, daß es nicht wiederkehrt, das, das reißt an meinem Herzen, daß es bluten möchte.

Sie ſagen, es müßte bluten über meine Schuld. Wehe mir! So ſchwach bin ich noch, daß der Verluſt meines Glückes mich viel mehr ſchmerzt, als die Verirrungen, wodurch ich es eingebüßt habe.

Allein ſeyn; Keinen zu haben, der nach uns verlangt; Keinen, deſſen wir begehren; zu keinem von allen den Gegenſtänden, die an uns vorübergehen, traurigen oder frohen, in Beziehung zu ſtehen; keine Zukunft vor uns zu ſehen, und aus ihr, durch Fortſetzung des jetzigen Gefühls, eine ewige Gegenwart zu bilden; immer auf die Vergangenheit, die doch auch ſchon todt iſt, und die ſeltſam, geſpenſtiſch uns anblickt, zurück zu ſtarren, und mit jedem Athemzuge, mit jedem ſchweren Herzensſchlage zu fühlen: Es war; und es iſt nicht mehr — was iſt das? Etwa — Hölle?

IV.

D.. ... April 1826.

Nachdem ich Ihnen drei Mal ſchnell hinter einander geſchrieben, und mehrere Monathe auf eine Antwort von Ihnen vergeblich gehofft hatte, fing die Zudringlichkeit, mit welcher ich Sie zum Vertrauten meines Kummers machte, mich ſchon an zu gereuen. Jetzt hat ein Brief von Ihnen mich hier eingeholt. Meinen innigſten Dank für den freundlichen, herzlichen, und doch ſo kräftigen und männlichen Zuſpruch! Sie wundern ſich, daß mein Inneres ſo viel Schmerzen, von denen Sie nichts geahndet hatten, verbergen konnte. Theuerſter Freund, wer hat denn, ſeitdem ich lebe, eigentlich gewußt oder wiſſen wollen, was in mir vorging? Ich ſpreche nicht von Ihnen; denn was hätten Sie, während eines ſo kurzen Umgangs, mich fragen, oder was hätte ich Ihnen in ſolcher Friſt erzählen können? Aber ſonſt hat keiner meiner Freunde, während ich doch ſo gern ihre

Herzensergießungen anhörte, meine Theilnahme mit der ſeinigen erwiedert. Durch dieſe Gleichgültigkeit bin ich ſcheu geworden, und habe im eigenen Herzen was darin vorging verarbeitet; äußerlich habe ich mich dargeſtellt, als ob ich kein Herz hätte, und es mir gar nicht herausnehmen dürfte, Freude oder Schmerz zu fühlen. Wie wohl thut es dieſem armen, verſchloßnen Herzen, daß es reden darf, und daß Sie es hören wollen! Alles, Alles was ich denke und empfinde, ſollen Sie wiſſen; ich will mit Ihnen reden wie mit mir ſelbſt.

Man hat hier ein berühmtes Theater, und ich habe es beſucht. Drama, Theater: ich habe von Kindheit an die Worte nie ohne Begeiſterung ausſprechen können. Man ſitzt vor dem verſchleierten Raum, mit der Ahndung aller der lächerlichen, liebenswürdigen, erhabenen Charaktere, aller der wunderlichen Spiele des Zufalls, der furchtbaren Kataſtrophen des Schickſals, die ſich bald vor unſeren Augen entfalten werden. Der Vorhang geht in die Höhe; und

ſiehe da! mitten in dieſer gewöhnlichen Welt, eine neue Welt, in welcher die Quinteſſenz von jener zuſammengedrängt iſt. Und indem ich entzückt in ſie hineinſchaue, erfreue ich mich zugleich eines geſelligen Vergnügens; ich befinde mich unter einer Menge, die durch gleiche Neigung, wie ich, an dieſen Ort geführt worden iſt, und alle meine Empfindungen werden erhöht, indem ſo viele Andere ſie mit mir theilen.

Nur von dem Franzöſiſchen Theater hatte ich bis jetzt eine lebendige Anſchauung; und ob ich gleich mit der dramatiſchen Poeſie der Griechen, Spanier und Deutſchen bekannt und vor Ueberſchätzung der Franzöſiſchen geſichert war, ſo habe ich ſie doch immer für eine ächte Frucht des Franzöſiſchen Charakters und Geiſtes, und deshalb für etwas Lobenswerthes gehalten. In der Tragödie herrſcht Repräſentation, Leidenſchaft, Entſchiedenheit der Geſinnung, wie in dem Volke ſelbſt; die Poſſe, denn dieſe darf in der dramatiſchen Litteratur nicht fehlen, intereſſirt durch Heiterkeit, Witz, und nicht ſelten

durch eine unerſchöpfliche komiſche Laune. Die dazwiſchen liegenden Stücke ſtellen ein geiſtreich aufgefaßtes und zierlich ausgearbeitetes Bild des geſelligen Lebens dar. Dieſen Eigenſchaften entſpricht die Aufführung vollkommen. Das Gefühl ſoll ergriffen, erſchüttert, aber es ſollen dabei ſo viel als möglich die Forderungen des Verſtandes berückſichtigt werden; um Anregung der Phantaſie iſt es weniger zu thun. Raſch ſoll Alles fortſchreiten; die einmal erweckte Empfindung ſoll nicht erkalten; darum bleibt der Schauplatz unverändert; der Vorhang, nachdem er ſich einmal erhob, fällt nicht wieder vor dem Ende; die Zwiſchenacte werden durch ein Paar Striche auf der Geige angedeutet; die Schauſpieler zeigen, wenn auch nicht immer Genie, doch gewöhnlich Fleiß, Eifer, Hingebung, Feinheit, geſellige Bildung; das Publicum, aufmerkſam, empfänglich, leicht erregt, nicht ſelten unruhig und leidenſchaftlich, bleibt mit ihnen in beſtändiger, lebhafter Wechſelwirkung; und jeder Zuſchauer, wenn er ſich auch

keines beſondern Kunſtgenuſſes zu erfreuen hatte, iſt doch auf eine ihm zuſagende Art einige Stunden hindurch beſchäftigt geweſen.

Wie ganz anders, ſagte ich zu mir da ich hier angekommen war, wie ganz anders als das Vergnügen, das du im Franzöſiſchen Theater empfandeſt, wird das Entzücken ſeyn, das dich im Deutſchen erwartet! Du wirſt die Meiſterwerke Schillers, du wirſt manche von Shakſpeare's Trauerſpielen ſehen, die dem Geiſte der Deutſchen ſo verwandt und von ihnen ſo vortrefflich überſetzt ſind, daß ſie zu ihrer Litteratur zu gehören ſcheinen. Ganze Wochen vergingen; kein Stück von Schiller und Shakſpeare ward gegeben, und ich mußte mich endlich entſchließen auf gut Glück in's Theater zu gehen.

Ich hatte mich ziemlich früh eingefunden, und ſah nun die Menſchen kommen. Ihre anfängliche Unruhe und Beweglichkeit ſchien verſchwunden, ſobald ſie ihre Plätze eingenommen hatten, und es waren nun auch keine Zeichen

einer lebhaftern Theilnahme weiter an ihnen zu bemerken. Das Stück konnte dieſe freilich nicht einflößen, und eben ſo wenig die Schauſpieler, denen es zwar nicht an Talent, aber an Einſicht, an Kraft, an einer guten Schule fehlte, und die mir um ſo weniger gefielen, weil ſie, nach ihrer Behaglichkeit und nach ihrem gezierten Sprechen zu urtheilen, ſich ungemein ſelbſt gefallen mußten. Von dem Theater, auf welchem nicht viel Kluges vorging, kehrte ich zuweilen den Blick auf die Reihen der Zuſchauer hinter mir. Da ſaßen ſie — ganz ernſt, ohne Beifall, ohne Mißbilligung; warum waren ſie denn gekommen, und hätte es ein Jeder nicht zu Hauſe viel beſſer haben mögen? War einmal am Ende eines Actes etwas wie Theilnahme erregt, ſo hatte man, nachdem der Vorhang gefallen war, in dem langen Zwiſchenraume, bis es ihm endlich wieder beliebte ſich zu erheben, Zeit genug, das Geſehene zu vergeſſen und in eine ganz andere Stimmung zu gerathen. Auf das Schauſpiel

folgte ein Ballet. Den Tänzern wollte es vollends nicht gelingen, in mir das mindeſte Intereſſe hervorzubringen. Das ſind, ſagte ich mir immer, wol ganz gute Hausväter, Mütter, Söhne und Töchter; und ich mußte mit ihnen die bittere Nothwendigkeit beklagen, welche ſie zwang zu tanzen, und etwas zu thun, wozu ſie nicht gemacht ſchienen.

Ich weiß nicht, was für ein böſer Geiſt in dieſem Theater ſeine Wohnung mochte aufgeſchlagen haben. Alle ſchmerzlichen Gefühle, Erinnerungen und Sorgen, denen ich zu entgehen meinte, drängten ſich in den häufigen Augenblicken der Abſpannung und langen Weile hervor, mein Inneres zu beſchleichen und zu martern. Das Gefühl von Ekel und Verdruß, mit welchem ich den Raum ſich leeren, die Lichter, welche zu dem ſchaalen Vergnügen geleuchtet hatten, auslöſchen, die Leute, die eben ſo gleichgültig als ſie gekommen waren, weggingen, ſich im Dunkeln zerſtreuen ſah, und mit welchem ich ſelbſt auf mein einſames Zim-

mer im Gaſthof zurückkehrte, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Und nun vollends zu denken, daß eben das, was mich am heutigen Abend in eine ſo widrige Stimmung verſetzte, ſich beſtändig im Großen wiederholt; daß auch in der Welt und ihren Verhältniſſen die Menſchen ſich drängen, treiben, ſtoßen, bis ſie einen Platz gefunden haben, wo ſie ſich bequem niederlaſſen können; daß die, welche auf dem Theater ſtehen, die mit dem Flitter des Ruhms und der Größe Umhüllten, ſich eigentlich viel unbehaglicher fühlen, als die, welche da unten ſitzen; daß das Ganze mit gegenſeitiger Unzufriedenheit und einem gründlichen Mißbehagen endet; daß dann die Lichter ausgelöſcht werden, und ein Jeder durch die Nacht, durch die dunkle Nacht des Todes, heimgeht in ſein Grab! — wie ich in mein Zimmer, wo ich von meiner Nachtkerze, wie ein einſamer Todter von der Grabeslampe, beſchienen werde.

V.

Immer noch keine Schillerſche Tragödien; aber wenigſtens Tragödien, und zwar ſolche, die von den Schauſpielern mit Begeiſterung dargeſtellt werden, und von denen auch das Publicum hingeriſſen ſcheint; die mich ſelbſt — ich muß es geſtehen — ergriffen und erſchüttert haben; Tragödien, in denen auſſer den ſichtbaren Schauſpielern ein unſichtbarer Acteur, von dem oft unter dem Namen Fatum und Schickſal die Rede iſt, mitzuſpielen ſcheint, der gewöhnlich durch einen forterbenden Fluch, oder durch einen auf dem Theater ſelbſt in einer Blende angebrachten Dolch, repräſentirt wird; Tragödien, in denen man befürchten muß, daß ſich das Theater in die Stätte um das Hochgericht verwandle, und die wenigſtens, zur Befriedigung der Zuſchauer, mit dem Selbſtmord der vornehmſten Perſonen endigen.

Bei einer dieſer Vorſtellungen hatte ich ne-

ben einem wohlgebildeten, zierlich gekleideten jungen Mann geſeſſen, der, wie ich ſpäter erfuhr, Rath bei einem Finanz- oder Juſtiz-Collegium iſt, und der mich nicht ſelten anſah, um den Wiederſchein ſeines Entzückens in meinen Augen zu leſen, und auch in der That etwas dem Aehnliches darin finden mochte. So wurden wir bekannt, und ich nahm gern ſeinen Vorſchlag an, nach dem Schauſpiel bei einem Reſtaurateur in ſeiner Geſellſchaft zu eſſen. Die Vorſtellung, aus welcher wir kamen, war, wie natürlich, während der Mahlzeit, der Gegenſtand unſers Geſprächs. Nachdem wir den Schauſpielern, den wohlklingenden Verſen und einzelnen überraſchenden, ergreifenden Auftritten das gebührende Lob gezollt hatten, hob mein neuer Bekannter nicht ohne Begeiſterung an:

Am meiſten entzückt mich doch an dieſer Tragödie und an einigen anderen, die in demſelben Geiſte gedichtet ſind, daß ſie uns das Weſen der Griechiſchen Tragödie, welches eigentlich das Weſen der ganzen Gattung iſt, ſo voll-

kommen, und ich möchte ſagen, in einer höhern Verklärung wiedergeben.

Und dies iſt? fragte ich.

Was anders, erwiederte er, als das Fatum, das Schickſal, das durch ſeltſame Verknüpfungen den Menſchen zu Verbrechen fortreißt, und die Unſchuldigen mit den Schuldigen in ein gemeinſames Verderben ſtürzt.

Man iſt in Deutſchland, ſagte ich darauf, zu einer ſo gründlichen Kenntniß des Griechiſchen Alterthums gelangt, daß man auch die, den Kunſtwerken der Griechen, und namentlich ihren Tragödien zum Grunde liegenden Ideen, gewiß beſſer als anderwärts verſtanden hat. Jedoch möchte ich nicht die Schickſalsidee, wie ſie in dem heutigen Stücke vorkam, als einen Beweis davon anführen.

Warum nicht, fragte er.

Weil ſie darin, und in der Tragödie überhaupt, durchaus unnöthig iſt. Man verſetze Menſchen von feſtem Charakter und heftigen Leidenſchaften, in Verhältniſſe, die demjenigen,

was ſie gewaltſam und hartnäckig verlangen, eben ſo feſt und unbeſiegbar widerſtreben; man laſſe die Leidenſchaften mit den Verhältniſſen kämpfen; dieſer Kampf iſt die Tragödie; und wir bedürfen keines Fatums.

Sie ſtehen noch, erwiederte der junge Rath, auf dem untergeordneten Standpunct der Franzöſiſchen Tragödie. Wir Deutſchen haben uns zu einem andern erhoben.

Und dann, fuhr ich fort, weiß ich nicht, warum in den Tragödien die Rede vom Fatum ſeyn ſoll, da Niemand ſonſt davon redet, und da Niemand daran glaubt. Die Griechen glaubten an eine dunkle, Menſchen und Götter beherrſchende Macht, und die Tragödie, dieſe Darſtellung des Lebens in ſeinen höchſten Beziehungen, hätte ihnen nicht genügt, wäre nicht auch jene Idee darin vorgekommen. Aber dieſe Vorſtellung herrſcht nicht mehr über die Gemüther. Der Dichter glaubt nicht daran; eben ſo wenig der Zuhörer; zu was Ende ſie hervorrufen?

Da irren Sie, ſprach der junge Rath; es glauben jetzt Viele daran. — Während der folgenden Worte, bei denen er die Stimme mehr als nöthig erhob, gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, denn ich bemerkte, wie die in demſelben Saale Speiſenden, nach dem kleinen Tiſche, an welchem wir in einer Ecke ſaßen, die Augen richteten und auf unſer Geſpräch zu horchen anfingen. — Wiſſen Sie denn, fuhr er alſo fort, daß die Deutſche Poeſie jenen platten, gemeinen Weg, wo ſie nur das Sichtbare, Endliche darſtellte, verlaſſen, und ſich in glücklicher Verbindung mit der gleichzeitig wiedererwachten Philoſophie, zu dem Unendlichen, das über den Dingen ſchwebt und ſie regiert, erhoben hat.

Dies Unendliche, fragte ich ſo leiſe als möglich, iſt es Gott, oder iſt es ſonſt etwas?

Freilich iſt es Gott, antwortete Jener; nämlich das, was man immer hätte Gott nennen ſollen: die durch keine Perſönlichkeit gebundene, mit eiſerner Nothwendigkeit alle Erſcheinungen

hervorbringende und sie wieder in sich selbst zurückziehende Einheit der Dinge. In der Jüdischen und Christlichen Religion hat sich diese erhabene Vorstellung zu den gemeinen Begriffen der Menschen herabgelassen, und sich in einen menschlich-persönlichen und fühlenden Gott verwandelt; obgleich in der Geschichte des Neuen Testamentes, man kann es nicht leugnen, das Walten des Universums oft in treffenden Mythen dargestellt wird.

Die Geschichte des Neuen Testaments, antwortete ich, ist entweder wahr oder unwahr. Ich will darüber nicht entscheiden; nur daß sie eine Mythe seyn sollte, hätte ich niemals gedacht.

Indem trat ein Mensch von ungefähr dreißig Jahren, der in seiner Miene etwas Frechen und Trotziges hatte, von einem der anderen Tische an den unsern heran, und sagte zu dem Rath, indem er ihm auf die Schultern schlug, in einem mehr ironischen als freundlichen Tone: Wissen Sie, Freund, daß Sie recensirt sind?

Der Rath, von dem ich ſo unerwartet hörte, daß er Schriftſteller und Dichter ſey, fuhr bei dieſer Begrüßung zuſammen, und fragte mit fliegender Röthe im Geſicht: wo ſein Buch recenſirt ſey, und ob günſtig, oder nicht.

Hier entſpann ſich zwiſchen dem Rath und dem Andern, den ich für einen Recenſenten halten mußte, ein Geſpräch, durch welches ich die vornehmſten Deutſchen Recenſirinſtitute, deren Anzahl nicht gering iſt, die Partheien, in welche die jetzt lebenden Schriftſteller ſich theilen, und ihre gegenſeitige Erbitterung, die ſie nicht ſelten durch Recenſionen an einander auslaſſen, kennen lernte. Der Rath, deſſen Werk ungünſtig war beurtheilt worden, ſchalt auf das Recenſirweſen überhaupt. Der Recenſent nahm es in Schutz, und ſagte: Was wäre eine Litteratur ohne Kritik? Geſtehen Sie wenigſtens, daß unſere Journale der ſicherſte Damm ſind, den wir der ſo ſtark ſich regenden religiöſen Schwärmerei entgegenſetzen. — Während dieſes Geſprächs, das durch den Wein, welchen Beide

eſt nachſterben, ſehr belebt ward, verließ ich ſie, und war froh, als ich von der wüſten Stimmung, worein ich verſetzt war, mich in der Einſamkeit meines Zimmers allmählig erholen konnte.

VI.

Da ich im Schauſpiel keine Befriedigung fand, ſo habe ich ganz aufgehört, es zu beſuchen. Mein Leben iſt dadurch noch einſamer geworden; ich komme gar nicht mehr unter Menſchen. Wenn mich nicht, wie es mehrere Male am Tage geſchieht, Angſt und Unruhe ergreift, und mich die Straßen auf- und abtreibt bis ſich der innere Tumult durch die körperliche Ermattung gelegt hat, — bin ich immerwährend auf meinem Zimmer, beſchäftigt, die mir ſchon bekannten Deutſchen Dichter, vornehmlich die neueren, der Reihe nach wieder durchzuleſen.

Mein ganzer Zuſtand, als ich zuerſt dieſe

Dichter

Dichter kennen lernte, war von meinem jetzigen sehr verschieden. Damals war ich ruhig in meinem Innern, zufrieden mit meinen Verhältnissen, meiner Thätigkeit; mein Leben hatte ein sicheres festes Fundament. Die Poesie kam als Krone, als Schmuck und Blüthe hinzu. Sie gab meinen Gefühlen einen höhern Schwung; flößte meinem Herzen eine süße Sehnsucht ein: mehr verlangte ich nicht, und sie gewährte es mir. Jetzt mache ich ganz andere Forderungen: Dichtkunst und Dichter sollen mich für das, was ich verloren habe, schadlos halten, sollen mir Vaterland, Verhältnisse und gewohnte Thätigkeit ersetzen, sollen meinem ängstlich schwankenden Daseyn eine feste Grundlage geben; und das freilich, das können — ich nenne sogleich die größten, am meisten von mir verehrten — das können Göthe und Schiller nicht.

Manches Gedicht entzückt mich noch wie sonst; aber freilich weniger durch den Eindruck, den es jetzt auf mich hervorbringt, als durch

die Erinnerung an das, was ich in früheren, besseren Zeiten, da ich es in einer empfänglichern Stimmung las, dabei empfunden habe.

Am meisten befriedigt mich Schiller. Zwar finde ich auch bei ihm nicht, was ich bedarf; aber wenigstens kennt er das Bedürfniß, das ich fühle, und gibt ihm den würdigsten und erhabensten Ausdruck. Er sucht auch für seine Sehnsucht eine Befriedigung in der Achtung für das sittliche Gesetz, in dem Streben der Kunst und der Wissenschaft, in einer ernsten, wehmüthigen Reflexion über die irdischen Dinge. Ob dieses ihm, dem erhabenen Geiste, dem tiefen Gemüthe, habe genügen können, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es mir nicht genügt; und daß seine wohlklingenden Verse, in denen ich mir diese scheinbaren Tröstungen zurufe, mein Herz leer lassen, wie zuvor.

Auch Göthe habe ich fleißig gelesen. Erwarten Sie nicht, das ich Ihnen eine allgemeine, unbefangene Ansicht von seinem Talente, von dessen Richtung, von den daraus hervorge-

gangenen Werken, aufstelle. Zu einer solchen Arbeit gehört ein ruhiges, freies Gemüth: und das habe ich nicht. Es gehört dazu die Begeisterung, ohne die man niemals von einem ausgezeichneten Manne und dessen Werken reden sollte. Diese Begeisterung, die ich sonst kannte, fängt an mir zu fehlen, mein Herz wird immer ärmer und älter; und in dieser Stimmung gehen auch Göthe's köstliche Gedichte ohne Wirkung darüber hin. Hätte ich schon in mir Freude und Wohlgefallen an der Welt, an dem Treiben der Menschen, an dem Entzücken und dem Schmerz der Leidenschaft, so würde ich auch eine Poesie zu schätzen wissen, in der alles Irdische so deutlich, lebendig und innig mir entgegentritt. Aber ich bin mit der Welt zerfallen, theuerster Freund, und finde an ihr kein Behagen, selbst dann nicht, wenn Göthe sie mir darstellt. Nur sein Faust hat mich, da ich ihn dieses Mal las, außerordentlich bewegt, und ich habe die schauderhafte Tiefe dieses Gedichtes, die mir sonst

verborgen geblieben war, erkannt. Sie haben freundschaftlich darüber gescherzt, daß ich mich mit Childe Harold verglich; Sie haben es einen melancholischen Irrthum genannt. Schelten Sie jetzt, anstatt zu scherzen; nennen Sie es, wenn Sie wollen, einen teuflischen Gedanken: aber ich kann nicht umhin es zu fühlen, und folglich auch es Ihnen zu sagen: Es ist etwas von Faust in mir. Wie, und muß man denn, wenn man wie dieser Alles gekostet und nichts Befriedigendes gefunden hat, muß man denn nothwendig damit endigen, sich dem Teufel in die Arme zu werfen? Sollte denn keine andere Auflösung möglich seyn?

Nach Göthe und Schiller sind unter den Deutschen ungemein geistreiche, talentvolle, zum Theil auch gelehrte Männer aufgetreten, und haben versucht der Poesie eine neue Richtung zu geben. Sie sind aber, wie ich glaube, in einen großen Irrthum verfallen, der sie gehindert hat, auf ihr Zeitalter die Wirkung hervorzubringen, die sich von ihren großen Ga-

ben erwarten ließ. Poeſie, ſollte ich meinen, kann nie von dem eigenen Denken und Empfinden getrennt werden. Nur das, was der Dichter gedacht und empfunden, recht tief gedacht, recht innig empfunden hat, ſoll er uns in ſeinen Werken wiedergeben; dann gibt er uns nicht Dichtung; er gibt uns ſein wahres inneres Leben. Jene Männer, von denen ich rede, haben es umgekehrt angefangen; ſie haben gedichtet, unbekümmert wie ſich ihre Dichtung mit ihrem eigenen oder mit anderer Menſchen Denken und Empfinden reimen möchte. Deshalb haben ihre Werke, die mir im Anfang ungemein zuſagten, nicht ihren Einfluß auf mich behaupten können. Sie riſſen mich los aus den bekannten Umgebungen, und verſetzten mich in eine neue bunte, romantiſche Welt; aber ich konnte nicht leben in einer ſolchen Welt, und ſie verſchwand mir wie eine Truggeſtalt, die mir ein Zauberer vorgeführt hätte. Zu ſolchen Zaubermitteln gehört auch bei dieſen Dichtern das, was ſie dem Chriſtenthume und

vornehmlich der katholischen Kirche an geheimnißvollen, dunklen Vorstellungen oder glänzenden Gestalten abgeborgt haben. Bald empfand ich, daß auch dieses nur dann wahrhaft poetisch ist, wenn man es glaubt. Glaube ich es denn, glauben es diese Männer selbst?

VII.

Ja, Sie haben recht, theuerster Freund! Der Mensch ist nicht bestimmt, ganz einsam, ganz allein zu leben. Sich selbst, diese schwerste Bürde, die ihm auferlegt ist, trägt er besser, wenn Andere sie ihm tragen helfen. Man zieht sich stolz und schwermüthig in die Einsamkeit zurück, und findet am Ende, daß man seine Zeit lieber mit anderen, wenn auch höchst seichten, höchst gewöhnlichen Menschen, als immer mit sich allein zubringen mag. So bin auch ich, auf Ihren Rath, aus meiner bisherigen Zurückgezogenheit hervorgegangen, und habe die Empfehlungsschreiben, womit

ich für meinen jetzigen Aufenthalt besonders reichlich versehen war, abgegeben. Kampf hat es gekostet, und dieser Kampf erneut sich jedes Mal, wenn ich mich anschicke in eine Gesellschaft zu gehn. Doch nicht selten, ich bekenne es, habe ich Erheiterung gefunden, und bin in einer bessern Stimmung zurückgekehrt.

Für die Unterhaltung, für das Vergnügen, das aus gegenseitiger lebendiger Mittheilung der Gedanken entsteht, ist hier zu Lande, so weit ich die Gesellschaft habe beobachten können, zumal in den größeren Zirkeln, wenig gesorgt. Eine solche Mittheilung scheint nur in den kleineren Kreisen, wo gleichgesinnte Freunde sich enger zusammenschließen, Statt zu finden. Im Allgemeinen sind die Männer, Geschäftsleute wie Gelehrte, verschlossen, und ein Jeder scheint zu wünschen daß der Andere mit seiner Ueberzeugung hervortrete, er selber aber die seinige zurückhalten könne. Vielleicht thun sie ganz wohl daran; denn aus der Diskussion, wenn ja eine solche entsteht, wird bei ihnen

nur zu bald ein nicht eben mit Schonung geführter Streit. Die Kunst, die Gesellschaften so zusammenzusetzen, daß nicht gar zu widerstrebende Elemente einander begegnen, wird hier wenig geübt; und man ist daher um so mehr genöthigt, zu anderen Mitteln, welche die Unterhaltung ersetzen, seine Zuflucht zu nehmen. Eines der beliebtesten ist die Musik und vornehmlich der Gesang, dem ich an manchem Abende, wo ich nur peinliche Langeweile erwartete, wahrhaft entzückende Stunden verdanke. Der Gesang hat hier etwas Inniges, Seelenvolles, das ich noch an keinem Orte so gefunden und so empfunden habe. Der Deutsche scheint mir überhaupt mehr für das Singen, der Franzose mehr für das Sprechen gemacht. Deßhalb wird der erste im lyrischen Gedicht, der andere im Drama den Sieg davon tragen.

Nur, leider! ist der Gesang nicht der einzige Stellvertreter der Unterhaltung; und es ist wunderbar, was man Alles erfindet, um das

Bedürfniß der Geſelligkeit, das man lebhaft fühlt, befriedigen zu können. Oft wird eine Geſellſchaft eigens in der Abſicht verſammelt, einen Dichter ſeine Producte vortragen zu hören. Gedichte werden rezitirt, Sprichwörter, Komödien geſpielt; Dramen werden dergeſtalt geleſen, daß ein jeder der Anweſenden eine Rolle übernimmt und bald Schauſpieler bald Zuhörer iſt. Man ſieht Bilder durch lebende Perſonen dargeſtellt, welche durch Kleidung und Geberde eben ſo eifrig irgend ein bekanntes Kunſtwerk nachzuahmen ſuchen, als ſonſt gewöhnlich die Kunſt in der Nachahmung der Natur ſich bemüht.

In eine Geſellſchaft von ganz beſonderer Art bin ich gerathen. Es war im Hauſe eines Mannes, der hier in großer Achtung ſteht. Ich fand Frauen und Männer, unter denen auch mehrere junge Offiziere waren, verſammelt. Die Unterhaltung, ohne lebhaft zu ſeyn, hatte etwas Inniges, und Einer begegnete dem Andern mit beſonderer Freundlichkeit. Dieſe er-

wies man auch mir; man hatte augenſcheinlich die Abſicht mir wohlzuthun, und es gelang. In dieſem Beſtreben übertraf ein Regierungsrath von Steindorf alle Uebrigen; wie er zu mir, ſo fühlte ich mich zu ihm hingezogen, und ich habe eine Ahndung, theuerſter Freund, daß er mir nach Ihnen der theuerſte werden wird.

Das Geſpräch bewegte ſich ſanft über manche Vorfälle des Tages, manche Angelegenheiten des Staates und der Kirche; dieſe letzteren ſchienen bei weitem den wärmern Antheil zu erregen. Man beurtheilte Alles mit Einſicht, mit Freimüthigkeit, doch immer mit Milde. „Von Ihnen," mit dieſen Worten wendete ſich eine Dame zu mir, „von Ihnen können wir gewiß umſtändliche und zuverläſſige Nachrichten erwarten, über die Regungen wahrer oder vermeinter Schwärmerei, die in Ihrem Vaterlande Statt finden ſollen." Dieſe Anrede ſetzte mich ungemein in Verlegenheit. Ich ſollte auf Einmal thätigen Antheil an einem Geſpräche nehmen, bei welchem ich bis-

her nur aufmerkſamer Zuhörer geweſen war. Ich ſollte von Begebenheiten reden, von denen ich wol gehört, die ich aber nie einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, und die mich obenein auf das meinem Nachdenken noch ganz fremde Gebiet der Religion führten. Ueber Dinge, die zu demſelben gehören, habe ich in der That bis jetzt keine Meinung, und ich ſchämte mich es zu bekennen. Ich geſtand zwar nicht dieß, aber wohl meine Unbekanntſchaft mit den Erſcheinungen, nach denen man ſich bei mir erkundigte. Dieſe Aeußerung erregte allgemeines Befremden; das Geſpräch ſtockte; meine Verlegenheit war unbeſchreiblich, dauerte jedoch nicht lange, weil Steindorf ſehr geſchickt dem Geſpräche eine andere Wendung gab.

VIII.

Mai 18..

Was hilft mir die Zerſtreuung? Was hilft es mir, in Büchern und Geſellſchaften eine Linderung meines Kummers zu ſuchen? Dieſe Mittel helfen nur für kurze Zeit, und mit jedem Rückfall wird das Uebel ſchlimmer.

Der Regierungsrath von Steinborf mit dem ich nicht bloß in der Geſellſchaft, die ich Ihnen zuletzt beſchrieb, ſondern auch in mehreren anderen zuſammengetroffen bin, und den ich auch in ſeinem eigenen Hauſe beſucht habe, lud mich ein, an einer Spazierfahrt nach einem einige Meilen entfernten fürſtlichen Luſtſchloſſe Theil zu nehmen. Ich fuhr mit ihm und ſeiner Frau; in zwei oder drei anderen Wagen, die übrige Geſellſchaft. Der Ort iſt wirklich ſchön; zur Anlage des Gartens iſt die zwar von großen Naturſchönheiten entblößte, aber ſonſt freundliche Gegend, ſinnreich benutzt. Das Wetter war ungemein heiter und freundlich;

ein ſanftes, mildes Sonnenlicht umfing, verklärte Alles, und offenbarte den in der ganzen weiten Ebene, die man von einigen Standpuncten überſah, zerſtreuten Segen der Natur. Der Tag ward im Freien zugebracht; man wandelte unter den Gängen von Laub- und Nadelholz, auf den weiten grünen Plätzen umher. Heiterkeit, die eben ſo leicht zum geiſtreichen Scherze, als zum denkenden Ernſte überging, beſeelte die Geſellſchaft. Nur mich nicht; mir war ſie fern. Ich weiß nicht, ob ich einem Andern fühlbar und anſchaulich machen kann, was ich empfand. Kennen Sie vielleicht den Krampf in der Bruſt? Mit einem dumpfen Schmerze zieht ſich das Inwendige zuſammen, und durch die verengten Canäle des Athems kann die Luft keinen Durchgang finden. So ergriff, ſo faßte es mich plötzlich in meinem geiſtigen Innern. Den Augenblick vorher, war mir ganz wohl; auf einmal war mein Herz durch unerhörte Trauer zuſammengepreßt. Die Ruhe und Stille in der Natur

flößte mir nicht dieſelbe Stimmung, ſondern die entgegengeſetzte ein. Dem, der in der Mitternachtſtunde über einen Kirchhof geht, kann nicht bänger zu Muthe ſeyn, als mir an dem heiterſten Frühlingstage war. Ich ward ganz herausgehoben aus der Gegenwart, und in die Entfernung, in die Vergangenheit verſetzt. Wo es auf der ganzen weiten Erde etwas für mich quälendes, wo es in der Vergangenheit etwas von mir Bereutes giebt, dahin mußte ich gewaltſam die Augen wenden. Alle Vorwürfe die mir jemals gemacht worden ſind, oder gemacht werden können, mußte ich hören, mußte ich mir vorſagen. So verging eine Stunde nach der andern, in wachſender, namenloſer Angſt. Jedoch konnte ich ſprechen und an der Unterredung, wenn auch nicht lebhaft, Antheil nehmen. Ich ergab mich auch nicht der Schwermuth wie ein Knabe; ich kämpfte, ich wollte ſie abſchütteln, aber ſie war ſtärker als ich. Endlich ertrug ich es nicht länger; ich mußte fort aus der Geſellſchaft.

In meinem Vaterlande, ſchützte ich vor, hätte ich mich an meilenweites zu Fuße Gehen gewöhnt; und dieſe heilſame Uebung in Deutſchland, zum Nachtheil meiner Geſundheit, unterlaſſen. Jetzt fühlte ich mich durch beſonderes Behagen dazu getrieben, und wolle um nicht zu ſpät zurückzukommen, mich ſogleich auf den Weg machen. Man drang eben nicht ſehr lebhaft in mich, den Plan aufzugeben; bald war ich auf der Landſtraße, mit mir allein; aber in meinem Innern war dadurch nichts gebeſſert. Mit hereinbrechender Nacht, mit ſich einſtellender Müdigkeit — denn der Weg iſt lang — nahm auch mein Seelenkrampf, mein Lebensüberdruß zu. Die Wagen unſerer Geſellſchaft ereilten mich noch vor dem Thore; als ſie an mir vorüberfuhren, hörte ich frohes Geſpräch und Gelächter. Mich bemerkte Keiner; es war ſchon finſter geworden; und dann — was bin ich ihnen, und was ſind ſie mir?

IX.

Es iſt nicht zu ertragen; es iſt entſetzlich; es iſt um ſich den Tod zu wünſchen! So kann es nicht bleiben, es muß mit Wahnſinn oder mit einer That der Verzweiflung enden.

Keine Menſchen gibt es, und wenn ſie mir auch ſonſt die liebſten, die theuerſten wären, gegen die — Sie ſelbſt, mein Freund, nicht ausgenommen — ich nicht zu Zeiten, Erbitterung, Widerwillen, Wuth empfinden könnte. Ich ſtelle ſie vor mich hin in Gedanken; ſogleich fallen mir Kränkungen ein die ſie mir zugefügt, Ungerechtigkeiten die ſie gegen mich begangen haben, ich halte ſie ihnen vor, überhäufe ſie mit Vorwürfen; ſie verantworten ſich, ich werde heftiger, und erhitze mich in dieſer Spiegelfechterei bis ich mit zuſammengepreßter Bruſt, athemlos aufſpringe.

Am wenigſten ſchone ich mich ſelbſt. Wenn ich mein Leben durchgehe, und mich erinnere wie oft ich mein Glück verſcherzt, wie oft ich

mich

mich zum Gelächter der Menſchen gemacht, wie oft ich etwas Böſes gethan, und doch keinen Lohn dafür eingeerntet habe, dann halte ich mich ſelbſt kaum zurück, daß ich nicht, wie der Oedipus der alten Tragödie, gegen meine Augen, gegen mein Angeſicht wüthe.

Habe ich es nicht mit mir ſelbſt, oder mit anderen Menſchen zu thun, ſo ſchweifen meine Gedanken umher, und ſuchen ſich das Allergräßlichſte aus, was es nur auf Erden geben mag. Ich ſehe am Hochgericht; ich ſehe wie man den Miſſethäter bringt, ihn hinwirft, ihm — Gleich darauf bin ich es ſelbſt, dem eben dieß widerfährt. Oder ich liege ſcheintodt im Sarge, und erwache tief unten in der Erde. Von der heiterſten Lectüre, von dem intereſſanteſten Studium ſpringen meine Gedanken ab, und ſind, ich weiß ſelbſt nicht wie? zu jenen Gegenſtänden zurückgekehrt, die eine ſo ſcheußlich anziehende Kraft für mich beſitzen.

Wenn ich einſchlafe iſt es mir, als ſäße ein Dämon vor mir, der mich angrinſet, der

ſich von einer furchtbaren Geſtalt in die andere verwandelt, und der meinen ſich verwirrenden Gedanken das Empörendſte, Schauderhafteſte noch einmal darbietet, um es in die Welt der Träume mitzunehmen.

Vor einiger Zeit war die ganze Stadt voll von einem Selbſtmord. Der Mann war in vieler Hinſicht ausgezeichnet, vornehmlich durch ein ſehr bedeutendes poetiſches Talent. Nach einem Walde geht er; ſetzt ſich unter einen Baum; ein Piſtolenſchuß, und er iſt nicht mehr. Dorthin ſind ſie hinausgezogen, ihn zu ſehen; und was haben ſie nicht alles gefabelt, von Geldmangel, von unglücklicher Liebe, als von den Urſachen ſeiner That! Kann man mit ſich ſelbſt fertig werden, dann kann man es auch mit dem Geldmangel und mit der allerunglückſeligſten Liebe; aber wenn man ſich ſelbſt nicht erträgt, dann iſt auch die Piſtole oder der Strang nicht weit.

Vor einiger Zeit ſchlief ich, nachdem die Nacht vorüber und mit der Morgendämme-

rung eine gröſsere Kühle und Ermattung über mich gekommen war, ruhiger als gewöhnlich ein. Süſser Augenblick — dachte ich, indem ein angenehmes Frieren mich durchſchauerte, und meine Glieder behaglich ſich dehnten — ſüſser Augenblick, wo mich eben ſo der Froſt des Todes durchſchauern, und mein Körper ſich zu dem letzten Schlafe ausſtrecken wird, von dem man nicht mehr erwacht!

X.

Ich bin nicht ſo ſehr ein Kind oder ein Schwächling oder ein Thor, daſs mir mein Zuſtand nicht auffallen, daſs ich nicht darüber nachdenken, daſs ich die Urſachen, die ihn herbeigeführt haben, nicht durchſchauen ſollte.

Ich allein trage die ganze Schuld. Zwar bin ich nicht wie viele andere Menſchen; nicht ſo gemäſsigt in meinen Neigungen, nicht ſo bereit, mich in das, was einmal von der Mehrzahl ausgemacht und feſtgeſtellt iſt, zu finden,

zu ſchicken. Aber dieß ſo leicht ausſchweifende Gefühl muſste und konnte geregelt werden; dazu gehörten nur deutliche, unwandelbar feſtſtehende Grundſätze über das was gut und böſe, recht und unrecht, erlaubt und unerlaubt iſt. Anſtatt mir ſolche Grundſätze zu bilden, ließ ich mich von meinen Neigungen leiten, die auch das, was ich in einzelnen Augenblicken für Pflicht erkannt hatte, in anderen wieder aufhoben, ſo bald es ihrer Befriedigung entgegenſtand, und die durch grübelnden Scharfſinn unterſtützt wurden, der in ſeinen Trugſchlüſſen die heiligſten Dinge herabſetzte und das Gemeinſte erhob. So folgte ich dem, was ich mein Herz nannte, und war ſogar ſtolz darauf, keine Schranken der Pflicht, der Verhältniſſe anzuerkennen. Die Macht, der ich Hohn geſprochen habe, rächt ſich an mir. Von den Verhältniſſen, denen ich die gebührende Achtung verſagte, bin ich ausgeſtoßen, faſt alle Verbindung zwiſchen mir und der menſchlichen Geſellſchaft iſt aufgehoben worden. Auf mich ſelbſt

bin ich nun beſchränkt; und bei dieſer Einſamkeit, dieſem Alleinſtehn werfen ſich meine übermächtigen Gefühle auf mich ſelbſt zurück, zerrütten und verderben mein Inneres.

Wie iſt nun dem Uebel abzuhelfen? Ich weiß es nicht; alle Mittel, die ſich darbieten, erſcheinen mir ſogleich ungenügend, und dieſe Fruchtloſigkeit meines Nachſinnens bringt mich faſt zur Verzweiflung. Soll ich den Genuß zum letzten Zweck meines Daſeyns machen, und jede Stunde von Morgen bis Abend mit einem Vergnügen, einem geiſtigen oder ſinnlichen, auszufüllen ſuchen? Soll ich mich zu Denen geſellen, die in Roheit und Ungebundenheit nur dem gröbern Genuße nachgehn? Soll ich, dieſe niederen Wege vermeidend, mich bemühn, in recht vielen der geſitteten, gebildeten Kreiſe ein wohlgelittenes, ein unentbehrliches Mitglied zu werden? Soll ich die Abendſtunden des Montags auf einem Balle, des Dienſtags am Spieltiſche, des Mittwochs im Theater zubringen? Soll ich am Donnerſtage meine ei-

gene oder Anderer dichteriſche Producte leſen oder vorleſen hören? Soll ich am Freitag die intereſſanteſten Witzſpiele in Gang bringen, und mich in jedem durch meine Munterkeit, meine Einfälle hervorthun? Soll ich am Sonnabend Komödie ſpielen; am Sonntag eine Geſellſchaft durch Taſchenſpieler-Künſte beluſtigen; und am Montag dieſen Kreislauf wieder von vorn anfangen? Zu den Glücklichen — oder Unglücklichen, die ſich in dieſem ſchalen, nichtigen, gemüthloſen Treiben gefallen können, bin ich nicht zu rechnen; lieber will ich alle meine einſamen Qualen zeitlebens erdulden, als ihnen auf eine ſolche Weiſe entgehn. Oder wie wäre es, wenn ich ſtärkere Erſchütterungen ſuchte; mir eine Neigung, eine Leidenſchaft künſtlich einimpfte — man kann es, ich wüßte viel davon zu erzählen — und mich von ihr treiben ließe, unbekümmert um den Ausgang? Nein, ſo weit bin ich wenigſtens, Gott ſey Dank! gekommen, daß ich nicht mehr ſo leicht von der Hölle überliſtet

werden kann, und daß mir vor einem Spiele schaudert, bei welchem der Teufel selber so sichtlich die Karten mischt! So wäre es denn wohl am rathsamsten, mich um ein Amt zu bewerben; die Richtung der Kraft auf die Außenwelt, die Ermüdung in pflichtmäßiger Berufsthätigkeit, würde vielleicht dem Innern Ruhe schaffen. Vielleicht — vielleicht auch nicht; der unausgeglichene Zwiespalt im Innern könnte eben so gut mir die Fesseln eines Amtes und dessen regelmäßige Wirksamkeit zur unerträglichen Bürde machen! Auch kann ich die Hoffnung noch nicht aufgeben, mir die Ruhe meines Innern selbstthätig zu erkämpfen; und ich schäme mich des Gedankens, sie im günstigsten Fall als ein Geschenk der Umstände anzunehmen. Indessen bin ich nicht unthätig; ich habe mir einen Studienplan entworfen, den ich mit Eifer und Festigkeit ausführe. Meine Zeit ist zwischen dem Studium der alten Sprachen und dem der Geschichte getheilt, und in beiden, deß kann ich mich rühmen, mache ich

nicht unbedeutende Fortschritte. Oeffnet nicht hier sich eine Aussicht? Griechenlands und Roms Litteratur, Geschichte; laßt uns noch alte und neue Philosophie hinzunehmen, ist dieß nicht eine Welt, fähig alles Sehnen, Denken, Sinnen, Fühlen auf sich zu lenken, zu beschäftigen, und so der Seele eine vollständige Befriedigung zu gewähren? Wohl eine Welt, und eine herrliche für Den, der sein Inneres geordnet, und sich in das rechte Verhältniß gestellt hat zu jenen unsichtbaren Mächten, die sein Herz bestürmen. Aber ist es im Innern noch nicht klar geworden, so sind jene Studien wahrlich nichts weiter, als ein Mittel die Zeit zu tödten, obzwar unter denen, die man bisher erfunden hat, das beste.

Eins bleibt noch übrig; die Poesie! Ich liebe sie, ich habe mich in ihr nicht ohne Glück versucht; wenn ich ihr nun alle Kraft und Anstrengung widmete, sollte sie mich denn nicht auf eine unerreichbare Höhe führen, mich vor allen quälenden Einflüssen be-

wahren können? Ich habe es geglaubt, ich habe es verſucht, und gefunden, daß auch dieß eine eitle Hoffnung war. An der Schwäche meines poetiſchen Talents, die ich übrigens gern anerkenne, liegt es nicht allein; Andere beſitzen es vielleicht nicht in einem höhern Maße; aber es iſt bei ihnen eine unabhängige Kraft, deren Entwickelung durch den Zuſtand des ganzen Gemüths nur wenig gefördert, wenig zurückgehalten wird. Bei mir iſt die Neigung und die Fähigkeit zum Dichten nie etwas anderes geweſen, als mein inneres Leben ſelbſt; wäre dieſes von dem giftigen Hauche der Welt unberührt geblieben, ſo hätte es vielleicht manche Blüthe, manche Frucht der Poeſie getragen. Aber ich habe in dem thörichten, verworrenen Treiben der Leidenſchaften die Kraft des Geiſtes, die Wärme des Herzens vergeudet, die nöthig ſind, eine poetiſche Idee aufzufaſſen, auszubilden, in Worte zu kleiden. Wie Traumgebilde, nach denen ein Schlafender die Hände ausſtreckt, und die er nicht

faſſen kann, ſo geben an mir die Geſtalten, die in meiner Phantaſie aufſteigen, in dämmernder Ferne vorüber, und ſind entſchlüpft, ſobald ich ſie ergreifen und feſthalten will. Begeiſterung, heilige Flamme, du ſchlägſt nicht mehr hervor aus dem entweiheten Herzen, und ſeitdem du es verlaſſen haſt, erkenne ich am deutlichſten und ſchmerzlichſten, wie todt, wie abgeſtorben es ſey.

So bin ich denn in der That völlig rathlos. Ich verdamme die Vergangenheit und ſehe kein Licht, das mir die Zukunft erhellte, keinen Weg, der mich durch ihre Wildniſſe führen könnte. Wenn etwas in mir feſtſteht, ſo iſt es die Einſicht, daß die Gebote des Gewiſſens nicht ungeſtraft verletzt werden können, und der Entſchluß, ſeinen Ausſprüchen, ſo viel an mir iſt, zu gehorchen.

XI.

Den 20ſten Junius 1828.

Freuen Sie ſich mit mir, geliebter Freund! Es iſt etwas bei mir eingekehrt, was ich Hoffnung zu nennen wage. Wie das zugegangen ſey, werden Sie erfahren, wenn ich Ihnen einen meiner Tage — vielleicht unter allen die ich erlebt habe, den wichtigſten — beſchreibe.

An dem Tage, wovon ich rede, es war der 18te Junius, trat ich am Morgen früh in mein Arbeitszimmer. Die Sonne, die in den vorhergehenden Tagen unter einem dunſtigen Himmel verſteckt geweſen war, ſchien überaus hell und freundlich herein; und für dieſen heitern Morgengruß, den ſie mir bot, konnte ich unmöglich unempfindlich ſeyn. Ich trat an das offne Fenſter, in welches mit ihren Strahlen auch die von einem leiſen Winde gekühlte Sommerluft hereinzog, und überſchaute die Gegend, worin ich wohne, die

ich noch nie in ſolcher Beleuchtung geſehen hatte, und die mir nun zum erſten Male gefiel. Ich wohne nämlich an dem einen Ufer des breiten, herrlichen Stromes, der dieſe Stadt durchſchneidet; das entgegengeſetzte Ufer iſt mit Bäumen bepflanzt, aus deren Gipfeln der himmelhohe gothiſche Doppelthurm der hieſigen Hauptkirche, unfern des Stromes, hervorragt. Ich hatte mich eine Zeitlang an dem Schauſpiele des Stromes, der Kirche und der Bäume in dem hellen Sonnenſchein ergetzt, als auf einmal das vollſtimmige Geläut der Cathedrale erklang, um den Anfang des Frühgottesdienſtes anzukündigen. Jetzt erinnerte ich mich erſt — denn ſeit längerer Zeit pflegte ich nicht mehr auf den Unterſchied der Tage zu achten — daß es Sonntag wäre, und dieſer Gedanke machte mir Freude. Ich ſah die Menſchen im Schatten der Bäume ſich nach der Kirche begeben, und hörte bald aus dieſer den zu mir herüberſchallenden Orgelton und Chorgeſang der Gemeine.

Indem ich mich nun vom Fenſter weg-kehrte, um mich an mein Tagewerk zu ſetzen, fiel mir ein — was ein Blick auf den Ka-lender auch bald zur Gewißheit erhob — daß dieſer Tag, der ſo heiter für mich begonnen hatte, der 18te Junius, und mein Geburtstag war. Dieſer Gedanke erfüllte mich mit Weh-muth — aber mit keiner peinlichen. Ich ſetzte mich und ſtützte den Kopf auf meine Hand. Ich durchlief die verfloſſenen Jahre, ſo weit ich in die Vergangenheit zurückdringen konnte, und erinnerte mich, unter welchen eigenthüm-lichen Umſtänden, mit welchen Beweiſen von Liebe und Freundſchaft dieſer Tag von meinen Eltern und Freunden ſonſt gefeiert worden war. An dem Tage alſo, ſagte ich mir, an welchem ich acht und zwanzig Jahre alt werde, empfange ich kein Zeichen von Theilnahme, weder von meinen Eltern, denn ſie ſind ge-ſtorben, noch von meinen Freunden, denn ſie haben mich vergeſſen. Ich bin allein, ganz allein im fremden Lande. Doch wie, ſetzte

ich ſogleich hinzu, iſt nicht dieſer helle Sonnenſchein, dieſer Glockenklang und dieſer Orgelton eine Geburtstagfeier, und kann das, was mir die Gegenwart verſagt, nicht durch die Erinnerung erſetzt werden?

Mir fiel nämlich ein, daß ich bei meiner eiligen Abreiſe zwar manches Nützliche und Gute zurückgelaſſen, aber doch ein Geburtstagsgeſchenk meiner Eltern, das mir beſonders theuer war, mitgenommen hatte. Ich beſchloß ſogleich, es zu ſuchen, und zu dieſem Ende ward der ſchon bereitliegende Plato mit dem dazu gehörigen Apparate von Ueberſetzungen und Commentatoren zugeſchlagen, und an die Seite geſchoben. Ich hatte bald gefunden, was ich wünſchte. Dies iſt eine ſchön gedruckte und prachtvoll eingebundene Bibel, mit dem ſehr ähnlichen Porträte meines Vaters und meiner Mutter, von denen das eine vorn, das andere hinten inwendig in den Deckel eingefaßt iſt. Lange betrachtete ich dieſe wohlgetroffenen Bildniſſe, und der Anblick bewegte

mich tief. Meine Eltern ſchienen mir nahe zu ſeyn, um mir ihren Gruß und ihren Glückwunſch zu bringen, an einem Tage, wo kein anderer Glückwunſch zu mir kommen konnte oder mochte. Zwiſchen dem Bilde meines Vaters und dem Titelblatt der Bibel iſt ein von meinem Vater beſchriebenes Blatt, das ich ſchon oft, doch ohne beſondern Eindruck, geleſen hatte; denn das gute Wort braucht auch eine gute Stunde, und dieſe war jetzt gekommen. Auf dem Blatte ſtehen folgende Worte:

„An dem Tage, wo Du zwanzig Jahre alt wirſt, geliebter Sohn, überreichen deine Eltern dir dieſe Bibel und ihre Bildniſſe, und ſie wünſchen, daß beides Dir eine angenehme und theure Gabe ſeyn und bleiben möge. In der Bibel findeſt Du eine ſichere göttliche Anweiſung um die höchſten Güter, Tugend und Glückſeligkeit, zu erlangen; und in unſeren Bildniſſen ſiehſt Du die Züge Derjenigen, denen unter allen Menſchen auf Erden, am meiſten an

deinem irdiſchen und geiſtigen Wohl gelegen iſt. So lange wir auf Erden ſind, geliebter Sohn, wirſt Du gewiß, ſo oft Du Rath und Troſt bedarfſt, nächſt Gott und ſeinem Worte, immer zuerſt zu uns, deinen Eltern, deine Zuflucht nehmen. Wenn wir aber dereinſt Dir nicht mehr zur Seite ſtehn werden, ſo halte dich deshalb nicht für verlaſſen; Du haſt einen Vater im Himmel, der Dich beſchützet, wenn Du ihm treu bleibſt, und in ſeinem Worte findeſt Du ſtets Troſt in Widerwärtigkeiten, und Ermunterung zum Streben nach dem Ziele, wohin wir durch Gottes Gnade zu gelangen, und an welchem wir Dich, geliebter Sohn, wiederzufinden hoffen."

Als ich dieſe Worte geleſen hatte, ward mir zu Muthe, wie noch nie in meinem Leben. Ich fing an zu zittern, laut zu weinen und zu ſchluchzen. Die Erinnerung an meine Eltern, an meine durch ihre Liebe verklärte Kindheit, die Trauer über meine Verirrungen, über meine jetzige freudenloſe Abgeſchiedenheit;

dieß

dies Alles, in Ein namenloses Gefühl verbunden, stürmte auf mich ein, und erschütterte mein Herz. Bald trat der eine, bald der andere dieser Gegenstände mir deutlicher vor die Augen, und ein jeder preßte mir einen Strom von Thränen aus. Nun verdunkelten sich diese einzelnen Bilder, sie traten in den Hintergrund zurück; aber ich hörte deßhalb nicht auf zu weinen; meine Thränen quollen um so stärker, weil ich mir nicht mehr bewußt war, warum ich sie vergoß. Ich weinte, vor lauter Freude an dem Weinen; mein Herz ward wie von einer unsichtbaren Gewalt immer stärker erschüttert, und mit einer stets tiefern Wehmuth erfüllt. In meinen allerfrühsten Kinderjahren mag ich vielleicht mit einer solchen gänzlichen Hingebung und Auflösung geweint haben; aber seitdem, wenn ich die Zeit ausnehme, wo ich meine Eltern verlor, waren meine Augen trocken geblieben, und mein Herz hatte zwar manche andere Aufwallungen, aber es hatte nicht diese bis in das Tiefste gehende

Erschütterung gelaunt. So war eine geraume Zeit vergangen und dieser Sturm und Drang des Gefühles war schon im Sinken begriffen. Da fing auf einmal das Geläut der Kirche zum Hauptgottesdienste an, mächtiger, volltönender, als es mir am Morgen geschienen hatte. Ich sprang auf wie erschrocken; bei jedem Tone bebte mein Herz. Es war mir als ob ich in dem Klange der Glocken die Stimme meiner Eltern hörte, die mir vorwarfen, die Bibel, die sie mir vor acht Jahren schenkten, während dieser langen Zeit kaum in die Hand genommen zu haben. Ich griff nach der Bibel, schlug den Anfang des neuen Testamentes auf, fing an zu lesen, habe an diesem, habe an den folgenden Tagen bis jetzt nichts gethan, als die Bibel gelesen, als gesucht, die mir zuströmende Fülle von Gedanken, von Empfindungen zu ordnen und festzuhalten.

Fühlte ich sonst das Bedürfniß, theuerster Freund, Ihnen in Klagen mein Herz auszu-

ſchütten, ſo treibt es mich jetzt noch viel ſtärker, Ihnen Alles, was in meinem Innern arbeitet, mitzutheilen. Ich glaube am Wendepuncte zu ſtehn, und eine neue beſſere Periode meines Lebens anzutreten, in welcher ich auch vielleicht Ihrer Liebe und Freundſchaft minder unwürdig ſeyn werde.

XII.

Es iſt doch eine höchſt wunderbare und einzige Sache mit dem Leſen der Bibel! Sie iſt mir ſchon früher, wie Sie ſich denken können, nicht unbekannt geweſen; ich mußte zuweilen meiner Mutter daraus vorleſen; auch auf der Schule, und bei dem Religionsunterrichte wurden einzelne Stücke daraus erklärt. Iſt mir nur jemals in früheren Zeiten ein Buch trocken vorgekommen, ſo iſt es die Bibel. Ich hatte gerade keinen Widerwillen gegen ſie; es war aber in ihr auch nicht das Geringſte, das mich anzog, oder zu meinem

Herzen sprach. Jene geheime Verwandtschaft, wo das Gemüth sich nach dem Buche sehnt, und das Buch dem Gemüth einen Reichthum von Gedanken und Empfindungen gibt, fand nicht Statt. Ich las die Bibel ohne sie zu lesen, oder wenigstens ohne sie zu verstehn; oder ich verstand sie, aber die Worte nahmen immer die Richtung an meinem Kopfe, meinem Herzen vorbei, und niemals hinein. Ohne die Geschichte Jesu zu bezweifeln, fühlte ich mich nicht durch sie angesprochen; Christus hatte für die damalige Zeit gelebt, gehandelt, geredet, aber er lebte, handelte, redete nicht für mich. Am schlimmsten gelang mir der Versuch, den ich einmal machte, den Zusammenhang der Gedanken in einigen Reden Jesu, die Johannes anführt, und in einigen Episteln des Paulus zu erforschen: aus den durch diese Operation zermarterten und zerrissenen Worten der Schrift stieg ein narkotischer Dunst, der meine Seelenkräfte betäubte und lähmte.

Wer hat mir auf einmal dieses verschlossne

Buch aufgeſchloſſen; wer hat die dürre Sandwüſte in eine Aue voll ſprudelnder Quellen umgeſchaffen; wer macht es, daß jedes Wort als ein geflügelter, beſchwingter Geiſt ſich erhebt, und den Weg zu meinem Herzen findet? In meinem erſten Heißhunger las ich das Neue Teſtament von Anfang bis zu Ende; faſt eben ſo lange Zeit als dieß dauerte kann ich jetzt bei einer einzelnen Stelle verweilen. Vieles verſtehe ich, aber Nichts verſtehe ich ganz; Vieles iſt mir ganz unverſtändlich. Aber alles erfüllt mich mit Ehrfurcht, mit Liebe, lockt mich an. Des Morgens erwache ich mit dem Gedanken, daß mir eine Freude bevorſteht, und greife zur Bibel. Des Abends freue ich mich, nicht mehr wie ſonſt, in Bewußtloſigkeit zu verſinken, ſondern meinen Tag mit der Bibel wie mit einem geliebten Freunde zu beſchließen. Wie hängt das zuſammen, daß ſie mir früher Nichts war, und daß ſie mir jetzt Alles iſt? Unſtreitig ſo: Sie iſt Gottes Wort; Gott muß auch ſelbſt den Schlüſſel dazu geben. Auch

den Sternenhimmel, den er schuf, sieht man nicht, wenn Er nicht die Wolken, die ihn bedecken, hinwegnahm.

In wenigen Tagen bin ich ein anderer Mensch geworden. Wie arm, wie innerlich todt ich war, das habe ich ihnen selber geklagt. Meine Gebeine schienen mir ausgehöhlt, und alles Mark verschwunden. Mein Geist in eigner Dürre verschmachtend, hatte immer das Verlangen, aber nie die Kraft eine Idee zu verfolgen; er sank, wie ein Vogel dem der Flügel zerschossen ist, zur Erde. Was jetzt in mir vorgeht, das kann ich Ihnen am besten unter dem Bilde eines Springbrunnens anschaulich machen. Was für eine träge Masse ist nicht das Wasser! Wird wol der Strahl desselben über die Dächer der Häuser und die Spitzen der Thürme empor in die Luft getrieben werden können? Siehe! die gewaltigen Räder der Maschine setzen sich in Bewegung, schlagen das schäumende Wasser des Flusses, treiben es hinein in die Röhren. Angelangt

an der Oeffnung des Beckens, tritt der mächtige Strahl hervor; hebt sich zuerst langsam, allmählig, als schwankend zwischen Himmel und Erde. Auf einmal ist die Richtung entschieden, die Schwere überwunden; Ein Strahl aus tausend Strahlen, aus Millionen Tropfen zusammengesetzt, fliegt prasselnd in die Höhe, dem Blau des Himmels entgegen; verweilt dort; ungern nur fallen die Massen Schaums, die oben einen Busch von Blüthen gebildet haben, wieder herunter; aber auch in den sinkenden bildet sich ein Regenbogen mit seinen prangenden Farben.

Die Worte der Schrift sind die Räder; meine Gedanken sind die steigende Säule; der Regenbogen ist das Bild des Himmels, das mein Geist, auch wenn er herabsank, in sich trägt.

XIII.

Ich werfe mich an Ihre Bruſt und rufe freudetrunken: Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden! Theilen Sie mit mir mein Entzücken! Ich habe es gefunden: Chriſtus iſt Gott.

Fragen Sie mich noch nicht, wie ich es gefunden. Ob ich es Ihnen, ob ich es mir ſelbſt jemals werde klar machen können, ich weiß es nicht. Nur ſo viel weiß ich: Es ſteht vor mir da, heller als das Sonnenlicht: dieſer Menſch Jeſus Chriſtus iſt Gott.

Das, was nicht gefunden, mich quälte, mich umhertrieb, mich in einen Abgrund von Schwermuth ſtürzte, mich dieß Leben und dieß Sonnenlicht haſſen ließ; was mein Geiſt verlangte, was mein Herz bedurfte — ich habe es gefunden, und fühle mich ſelig in dem Beſitz.

Wie ſtürzte ſich doch jener Gelehrte nach gefundener Auflöſung des mathematiſchen Problems unter das Volk mit dem Ausrufe: Ich

habe es gefunden! Armer Gelehrter! Du hatteſt nicht viel gefunden. Ich aber habe ſie gefunden, die Auflöſung des groſſen Problems von dem Verhältniſſe zwiſchen Gottheit und Menſchheit; ich weiß was Gott gegen den Menſchen iſt; was der Menſch gegen Gott ſeyn ſoll; denn Gottheit und Menſchheit ſtehn vor mir in Einer Perſon.

Ich habe im Evangelio Matthäi geleſen von der Einen köſtlichen Perle, und von dem Kaufmann, der Alles weggab, um ſie zu kaufen. Ich habe ſie gekauft, dieſe eine köſtliche Perle; ſie heißt: Chriſtus iſt Gott. Ich habe ſie gekauft für nichts; ſie iſt mir gegeben worden. Und doch! Ich habe Alles, was die Vernunft durch ſich ſelbſt gefunden hat, oder jemals finden kann, dafür hingegeben; will Alles, wenn es gefordert wird, Gut, Blut und Leben dafür aufopfern, um es zu behaupten: Chriſtus iſt Gott.

Ein Freund erzählte mir: Als er von ſeiner Geliebten das Jawort zur Verbindung für

das Leben erhalten, habe es stets in seinem Innern gerufen: Du glücklicher Mensch! Du bist im Besitz von solchem köstlichen Geheimniß! Wie beklagenswerth sind die anderen Menschen, daß sie nichts davon wissen! So trage ich mein köstliches, seliges Geheimniß mit mir herum, das ich doch aber so gern aller Welt mittheilen möchte. Mit Freuden erwache ich; denn mein erster Gedanke ist: Christus ist Gott. Bin ich zu einem Geschäft oder einem Besuch ausgegangen, und trete wieder in mein Zimmer, so freue ich mich, daß ich mich nun wieder ganz in mein süßes Geheimniß werde versenken können.

XIV.

Das konnte ich mir denken! Sie verlangen zu wissen, wie es gekommen sey, daß die Gottheit Christi mir auf einmal eingeleuchtet habe; Sie hoffen, dadurch vielleicht selbst dieser Lehre näher zu treten, die bis jetzt noch in

einiger Entfernung von Ihnen ſteht, aber mit ernſtem Mahnen Sie zu einem nähern Herantreten und Beſchauen auffordert. Ich werde nicht ganz Ihren Forderungen genügen; wenigſtens kann ich nur erzählen, und nicht beweiſen; denn ich habe mir keine Ueberzeugung geſchaffen, ſondern es iſt ein Glaube in mir entſtanden.

Von dem ganz eigenthümlich lockenden Reiz, womit die Schriften des Neuen Teſtamentes mein Gemüth feſſelten, habe ich Ihnen ſchon geſprochen: dieſe geheimnißvolle Gewalt ging von der Perſon Jeſu aus, die ſie mir darſtellten. Ich habe nie, weiß es Gott! — gegen Jeſum einen Widerwillen gehabt; ja, ich habe ihn verehrt; aber dieſe Verehrung war ſo kalt; es war, als gingen wir uns gegenſeitig nichts an. Seine Worte mochten für Andere ſeyn, aber für mich waren ſie nicht; mir ſagten ſie Nichts. Auf einmal, da ich jetzt anfing zu leſen, iſt ein jedes ſeiner Worte an mich gerichtet; er ſcheint mich gemeint zu

haben; er ſieht mich an mit einem theilnehmenden Blicke, als jammre ihn mein Elend. O was ich da bei einzelnen Worten empfunden habe, wenn er die Leidenden tröſtet, und die durch Reue gebrochnen Herzen heilt! Jeſus war nicht allein der, welcher vor achtzehn hundert Jahren einmal in Judäa gelebt hat; ſondern er lebte jetzt, er ſtand vor mir, er ſuchte mich, er fing an mit mir zu reden.

Was nun weiter geſchehn iſt? Jeſus hat immer mehr mein Herz entzündet; ich habe, wenn ich ihn reden hörte, mich aller eigenen Gedanken entſchlagen müſſen, um ſeine Worte mit einem ganz einfältigen Herzen aufzufaſſen; und wie ich zu verſtehen meinte, daß er etwas behauptete oder forderte, ſo hätte es mir ein Frevel geſchienen, wenn ich mich geweigert hätte, zu glauben oder zu folgen. Der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit hat alles gethan; die Sache iſt alſo in Beziehung auf mich rein ſubjectiv; ob es mir gleich ſcheint, daß die nach allen Seiten hin begrenzte Perſönlichkeit

Jesu, doch auch wieder etwas Universelles hat wodurch sie fähig wird, zu jedem Herzen in eben solches Verhältniß zu treten, wie zu dem meinigen.

Warum hat sich denn zwischen mir und ihm dieß Verhältniß nur so spät gebildet? Das weiß Er, nicht ich! Der Vater, sagt er selbst, muß Diejenigen ziehen, die zu dem Sohne kommen sollen. Hat er mich denn nicht schon früher gezogen? Vielleicht; ich mag wol widerstrebt haben. Doch jetzt zog er zu stark; ich mußte folgen. Die entsetzliche innre Angst, die furchtbaren Kämpfe, die bis zum Wahnsinn gesteigerte Zerrüttung meines Innern, mögen zu diesem Zuge gehört haben. Wenn es so ist, so will ich sie ewig segnen! Mein Herz war eine hartgetretene Landstraße, wo Weltlust, Hoffahrt, Sinnlichkeit ihre Spazierfahrten hielten; jetzt ist es aufgerissen durch eine Pflugschaar, die furchtbar tief eingeschnitten hat; es kann jetzt das göttliche Samenkorn aufnehmen.

Was von Christo zu halten sey, wollte ich von ihm selbst erfahren. Indem ich las zeichnete ich mir Alles auf, was er von sich selbst gesagt hat. Liebe ist schreibselig; sie muß durchaus an ihren Gegenstand, oder über ihn schreiben. So entstand ein langes Verzeichniß von Stellen über die Person Jesu; das hätte ich freilich auch in jeder Dogmatik finden können, und die Stellen darin wären vielleicht viel besser geordnet; aber — doch wol nicht immer gerade von der Hand der Liebe zusammengetragen; deshalb sind solche Bücher vor der Hand nichts für mich. Ich kann es nicht leugnen: ob ich gleich, was die Vorstellung von seiner Person betrifft, entschlossen war, mich genau in den Grenzen desjenigen zu halten, was er selbst verlangen würde, so konnte ich doch nicht umhin zu wünschen, daß er recht viel, ja daß er das höchste Gedenkbare fordern möchte. Dieser Wunsch ward denn auch in vollem Maße erfüllt. Wenn solche Worte kamen, als: Ich und der Vater

ſind Eins; ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage; auf daß ſie alle den Sohn ehren, wie ſie den Vater ehren; dann hätte ich immer vor Freude und zugleich vor Schrecken aufſpringen mögen. Solch ein Wort aus Jeſu Munde war mir wie ein Donnerſchlag bei heiterm Himmel; man wird an die Gegenwart der Gottheit gemahnt; man blickt auf und ſieht nicht ihr zürnendes, ſondern ihr freundliches Angeſicht. Nun ſoll mich aber die ganze Welt lieber verachten, verhöhnen, verlachen; ja ich will mich lieber zu Tode foltern und martern laſſen — ehe ich, wenn Jeſus etwas ſagt, es leugne; oder ehe ich auch nur mit ihm über die Kraft ſeiner Worte zu handeln und zu dingen anfange, als habe er es ſo ſtark nicht gemeint, nicht ſo viel fordern wollen. Er ſagt er iſt Gott: Er iſt es, darauf will ich leben und ſterben.

XV.

Ich ſchreibe weiter ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten; ich lege Ihnen Einwendungen in den Mund und beantworte ſie nach meinen bisherigen Erfahrungen.

Wozu ſoll es dienen, daß Gott Menſch wird und auf die Erde herabkommt mit mir zu ſprechen? Dazu ſoll es dienen, daß Gott mir ein lebendiger Gott werde, und daß ich anfange bei dieſem Namen etwas zu fühlen. Ich muß geſtehn, ich habe bisher ohne Gott gelebt. Einen Urheber alles Daſeyns annehmen, ohne eigentlich zu wiſſen, in welchem Verhältniß man zu ihm ſtehe, ohne daß er zu uns rede, oder wir zu ihm reden, das heißt doch eigentlich: keinen Gott haben. Muß denn aber gerade Gott vom Himmel herabkommen, um mit dem Menſchen in ein näheres Verhältniß zu treten? Nun, auf welche Weiſe ſoll es denn geſchehen? Soll ſich der Menſch etwa zum Himmel erheben? Daß man doch, um

ein

Wunder zu beſeitigen, lieber Unmöglichkeiten annehmen will! Viel leichter iſt es zu denken, daß Gott vom Himmel herab, als daß der Menſch zum Himmel hinauf fahre.

Sie erinnern ſich vielleicht, theuerſter Freund, daß ich, während des erſten Tages, den ich in Ihrem Hauſe zubrachte, ein kaltes, ſchüchternes, verſchloßnes Weſen gegen Sie hatte. Am Morgen des zweiten Tages, als wir uns allein befanden, überraſchten, entzückten Sie mich durch die Erklärung, daß Sie ſich zu mir hingezogen fühlten, mir Beweiſe Ihrer Freundſchaft, Ihrer Liebe zu geben wünſchten. Hätte ich ohne dieſe Erklärung wol jemals Ihre Geſinnung gegen mich ahnen, ein volles Vertrauen zu Ihnen faſſen, mich erdreiſten können, Alles was in mir vorgeht, in einer Reihe von Briefen Ihnen mitzutheilen? Alſo, damit ich des Menſchen Geſinnungen gegen mich kennen lerne, muß der Menſch zu mir ſprechen: und Gottes Geſinnungen gegen uns

sollen wir kennen, wir sollen ein Vertrauen zu ihm fassen, während er schweigt?

Aber Gott offenbart sich ja genug durch die allgemeinen Gesetze und Einrichtungen der Natur. — Kaltes Herz, das also redet, verlangst Du denn weiter nichts zu wissen, als daß nach diesem Sommer ein Herbst, dann ein Winter und auf diesen ein Frühling folgen wird? Weiter nichts, als daß Der, welcher gesündigt hat, die verdiente Strafe erleiden muß? Das ist doch ungefähr Alles, was die Ordnung der physischen und der moralischen Welt Dir verkündet. Hast Du denn gar kein besonderes Anliegen an den Herrscher der Welt, wobei es nicht auf seine allgemeinen Gesetze, sondern auf seine persönlichen Gesinnungen gegen Dich ankommt?

Ein Mensch hat ein Verbrechen begangen, und will sich mit dem Gesuche um Begnadigung an den König wenden. Er ist ungewiß, ob seine Bitte Erhörung finden werde. Da kommt ein Freund zu ihm, dem er seine

Angſt, ſeine Unruhe mittheilt. Sey getroſt! ſagt ihm der Freund; ſiehſt Du nicht, daß der König dieſes Land durch vortreffliche Geſetze regiert? Geſetze, Geſetze! ruft nun der Andere, in Verzweiflung über den leidigen Troſt. Nach den Geſetzen werden die Diebe eingeſperrt, und die Mörder hingerichtet; und auch ich werde durch die Geſetze mit dem einen oder dem andern bedroht. Aber das wollte ich nicht wiſſen; ſondern ob in den perſönlichen Gefühlen des Königs etwas liegt, woran ich meine Hoffnung der Begnadigung anknüpfen kann. — Hat denn nicht ein Jeder unter uns ein ſolches Anliegen an Gott, das nicht vermittelſt der allgemeinen Naturordnung, ſondern nur auf dem außerordentlichen Wege der Gnade erfüllt werden kann? Oder wiſſen die Meiſten von ſolchem Herzensbedürfniß nichts? Ich verdamme Keinen; habe ich doch ſelbſt lange genug nichts davon gewußt. Aber nun drängt, nun treibt es mich empor zu Gott, um ihm all den Jammer, der ſich durch meine Schuld

in mir aufgehäuft hat, zu klagen; um bei ihm durch Mittel, die ihm allein bekannt seyn können, Wiederherstellung meines ganz zerrütteten Lebens zu suchen; wenn man mich hier auf die Weltordnung vertröstete, das wäre ja nicht besser, als wenn man einem Verbrecher, der Begnadigung hofft, zuriefe: Ruhig, ruhig, mein Freund! Es gibt in diesem Staate Rabensteine und Henkersbeile.

Für Manche ist Gott nichts anderes, als die Natur und ihre Ordnung selbst. Sie wollen keine andere Offenbarung Gottes anerkennen, als vermittelst der allgemeinen Gesetze; und wie diese aufgehoben werden, hört auch der Gott, den sie sich gemacht haben, auf, für sie zu seyn. Diese Fesseln können sie tragen ohne zu verzweifeln! Ich hätte es nie vermocht, vermöchte es jetzt wenigstens nicht. Für mich fängt Gott an zu leben, indem er die starre Naturordnung durchbricht. Nun ist er eine Person, nun hat er ein Herz, an das ich mich wenden kann.

Andere, zu denen ich bisher selbst gehört habe, glauben an einen persönlichen Gott, oder behaupten es wenigstens, wollen jedoch, daß dieser Gott sich ihnen nur durch die Vernunft und durch die Natur offenbare. Aber indem sie ihm diese Schranken setzen, verwandeln sie den lebendigen Gott in eine unpersönliche Abstraction, in eine todte Weltordnung. Ein Gott, der die Ordnung die er eingesetzt, nicht auch aufheben, der nicht, wenn sein Herz ihn dazu treibt, mit uns Menschen auf eine ganz unerhörte Weise reden kann, das ist auch kein lebendiger, persönlicher Gott; das ist nicht der Schöpfer des Weltalls, der eher war als dieses. Ich muß mich entweder einem Pantheismus ergeben, der mich zur Verzweiflung bringt, oder ich muß einen Gott glauben, der sich in Christo offenbaret; ich thue das letztere.

XVI.

Die Wunder in der Bibel sind ein entsetzlicher Anstoß für viele weise Männer, und machen ihnen die ganze Bibel verdächtig. Daß sich die Wasser des Meeres geöffnet und von beiden Seiten aufgethürmt, daß Todte von neuem Leben erfüllt, ihre Gräber verlassen hätten, das soll man ihnen doch nicht aufheften; sie sind viel zu klug um dergleichen zu glauben; es ist nur gut fürs Volk und für die Kinder.

Dem Himmel sey Dank, daß ich über diese armselige Bedenken hinweg bin. Die Nothwendigkeit, das Wunder aller Wunder, die Menschwerdung des Sohnes Gottes anzunehmen, hat mich mit den übrigen Wundern versöhnt. Tritt das Göttliche in das Menschliche hinein, so mag auch die Allmacht eintreten in die Natur, und ihre Gesetze verändern; jenes höchste und größte aller Wunder verlangt ein Gefolge, eine Umgebung von anderen wunder-

baren Erſcheinungen. Es wirkt rückwärts und vorwärts. Das Volk, unter welchem der Gottmenſch erſcheinen, der Boden, den er betreten ſoll, die müſſen durch Wunder bearbeitet und zu ſeinem Empfang vorbereitet werden; und nachdem er von der Erde verſchwunden iſt, muß er in den großen Thaten ſeiner Schüler einen Nachklang der ſeinigen hinterlaſſen.

Wer an den Wundern zweifelt, der liebt Chriſtum nicht; der will lieber auf Chriſto einen Flecken haften laſſen, ehe er ſich ſelber demüthigt. Es koſtet ihr etwas, dieſer eiteln Nichtwiſſerin, dieſer auf ihre Schranken ſo ſtolzen Vernunft, etwas außer ihrem Bereich Liegendes als wahre Thatſache anzuerkennen. Aber thut ſie es nicht, wo bleibt die Wahrhaftigkeit Chriſti, der für ſeine und ſeiner Apoſtel, und für alle früheren Wunder ein Zeugniß abgelegt hat? Koſtet es Euch denn gar nichts, ihr ſelbſtſüchtigen Menſchen, damit nur kein einfältiger Kinderglaube Euch möge Schuld gegeben werden, die einzige ganz herrliche und

vollkommne Erſcheinung auf dieſer armſeligen Erde zu vernichten? Damit ihr nicht nöthig habt, Euch zu demüthigen, ſoll Chriſtus — er verzeihe das Wort! — gelogen haben?

XVII.

Was ein dürres Skelett gegen einen lebendigen Körper iſt, das iſt die Vorſtellung, die ich ſonſt von Gott hatte, gegen die, welche ſich jetzt in mir bildet.

Bei dem Religionsunterrichte, den ich in früherer Zeit erhielt, erregte es mir ſchon eine tödtliche Langeweile, mir die Eigenſchaften Gottes, als da ſind Allmacht, Weisheit u. ſ. w. eine nach der andern vorzählen zu laſſen. Wenn von Gott geſprochen wurde, dann — dieß hatte ich ſchon damals im dunkeln Gefühl — dann müßte die Rede in Farben glänzen wie der Regenbogen, erfreuen wie die Sonne, die Herzen erquicken wie Thautropfen das Gras. Aber bei jener Aufzählung war

es mir, als wenn man von einem todten Stamm einzelne Zweige abbräche, mir hinhielte und ſagte: Sieh! wie es grünt und blüht!

Wie werden wir denn dieß trockne, unerquickliche Schwatzen in eine begeiſternde, belebende Rede von dem höchſten Gute verwandeln? Indem wir, glaube ich, anheben von dem, was der heilige Johannes ſagt: Gott iſt die Liebe! Das ſpricht zu dem Herzen; und auch mein Geiſt geht nicht leer dabei aus, denn er denkt ſich doch mehr bei Liebe, als bei Unendlich, Geiſt, Ewig, Unwandelbar. Dieſe letzteren Bezeichnungen will ich darum nicht aufgeben; ſie ſollen mir vielmehr zur Ausſchmückung jener Liebe, die Gottes Weſen iſt, dienen.

Ja du höchſte Liebe! Du biſt Eins, einzig, wie kein Menſch auf Erden, wie ſelbſt kein entflammtes Herz eines Engels Dich empfinden kann. Du biſt unendlich im Großen; denn ich eile Dir nach durch die unermeßliche

Schöpfung, und überall finde ich Weſen, die Du an deinem Buſen trägſt; unendlich im Kleinen, denn Du haſt die Haare auf dem Haupte gezählt, und die Umſtände geordnet, die ſich ſelbſt der Bemerkung und der Darſtellung Deſſen, der ſie erlebte, entziehn. Du biſt ewig; denn ehe noch erſchaffne Weſen da waren, bereiteteſt Du ſchon ihre Seligkeit, und willſt Dich an derſelben ohne Aufhören erfreuen. Kein Wandel und kein Wechſel iſt in Dir; Du liebſt nicht einmal mehr, einmal weniger; ſondern immer unendlich, wenn Du erfreuſt und wenn Du betrübſt, wenn Du vergiltſt und wenn Du beſtrafſt. Du biſt ſelig; kann denn Liebe anders als ſelig ſeyn? Ich werde es ja ſchon mit Dir, indem ich Dich wieder liebe. Du genügeſt Dir ſelbſt, wie Liebe, auch die unerwiederte, wenn ſie nur vollkommen iſt, ſich ſelbſt genügt; aber dennoch wollteſt Du, daß auch andere Weſen, dadurch daß ſie Dich liebten, ſelig würden. Das Wort deiner Liebe war allmächtig; ich ſpüre es an dem ſchwachen

Worte, das mein Mund zu sprechen im Stande ist; es dringt nur dann in Anderer Herzen, und macht meine Gedanken in ihnen lebendig, wenn Liebe der Antrieb es zu sprechen war. Solltest Du aber, o unendliche Liebe, Dich von dem zurückziehn, was Du geschaffen, oder deine Augen von allen darin vorgehenden Veränderungen wegwenden, oder diese dem Laufe eines blinden Ohngefährs überlassen, ohne sie im Voraus geordnet zu haben? Nein, Du weichest nicht von uns, dein Auge ist immer auf uns gerichtet, und Du hast bis in die Ewigkeit hinaus für uns gesorgt. Uns zu Dir, der Du ganz Liebe bist, zu führen ist deine Absicht, und deshalb mußte es schon hier ein, zwar durch irdische Mängel begrenztes, Reich der Liebe, ein Gottesreich geben, in welchem wir für jenes vollkommne im Himmel erzogen würden. Es trat hervor von jeher als Liebe der Ehegatten, der Eltern und Kinder, der Geschwister, als Begeisterung für die heilige Ordnung der Dinge, in welcher man geboren und

erzogen ward. Es erschien mächtiger in allem, was die Erscheinung des großen göttlichen Abgesandten vorbereiten sollte. Als aber dieser kam, da erschien das himmlische Gottesreich selber auf Erden, und ergeß sich in überschwenglicher Fülle, als er aus Liebe sein Leben am Kreuze ausathmete. Auch deine Gerechtigkeit, o Gott, ist nichts anderes als Liebe, denn Du strafst uns nur hinieden, damit wir uns von der Welt, die uns hasset, hinwenden zu Dir, der uns liebt; Du schließest durch eine mit dem Haß unverträgliche Liebe nur die von deiner Seligkeit aus, welche hassen anstatt zu lieben. Durch deine Liebe bist Du heilig, denn das Böse ist nur das der Liebe entgegengesetzte; durch sie bist Du unser Vorbild, denn auch für uns gibt es keine andere Tugend als Liebe. Und indem wir Dich einen Geist nennen, und alle körperliche Schranken hinwegnehmen, welche die Verbreitung der unendlichen Liebe hindern, so bekennen wir doch, daß Du aus Liebe Dich sichtbar gemacht, und

in Jesu Christi Person Dich unsern Augen dargestellt und unserm Herzen genähert hast.

XVIII.

Es ist aus! Alles ist aus und vorbei! Nein, ich ertrage es nicht länger! Ein neues Leben schien mir nach langen Todeskämpfen im Glauben aufzugehn; es war das letzte Aufflackern der Lampe, ehe sie auf immer erlischt.

Sie verstehn mich nicht. Wohl, ich will mich zwingen, Ihnen zu erzählen was mir begegnet ist, ich will in die Tiefen meines fürchterlichen Schmerzes, des einzigen Schmerzes, den ich je empfunden habe, eindringen, mich darein verlieren, und wo möglich darin untergehn.

Von einer unglücklichen oder vielmehr strafbaren Leidenschaft, als der eigentlichen Ursache die mich aus meinem Vaterlande entfernte, glaube ich Ihnen schon im Anfange meines

Briefwechſels geſprochen zu haben. Ich muß jetzt hinzufügen, daß die Frau, für die ich ſie empfand, die Gattin meines Freundes war. Unbegreiflich lange hatte ſeine Verblendung gedauert, als auf einmal die furchtbare Wahrheit ſich ihm enthüllte, und er mit der Anklage des ſchwärzeſten Verrathes vor mich trat. Ich erſtarrte und verſtummte zuerſt; doch der grenzenloſe Schmerz des an den beiden empfindlichſten Stellen ſeines Herzens Verwundeten, dieſer Schmerz, der mich hätte zermalmen ſollen, flößte mir bald eine entſetzliche Wuth ein, wozu ich mich berechtigt glaubte, weil die Schuld, der man mich anklagte, nur in Gefühlen, Blicken und Worten beſtand. O Gott, o Gott, war es darum weniger eine Schuld? Ich fing an Vorwürfe durch Trotz, Klagen durch Schmähungen zu erwiedern; auch ihn, der ſonſt von ſanftem und frommen Gemüth war, hatte mein Wahnſinn dergeſtalt angeſteckt und über alle Grenzen hinausgetrieben, daß wir beſchloſſen, den Streit durch

einen Zweikampf auf Piſtolen zu enden, in welchem der Eine bleiben ſollte. Er ſchoß zuerſt, und gewiß mit zitternder Hand; ſeine Kugel irrte an mir vorbei. Mir hatte der Haß den Blick geſchärft und die Hand befeſtigt: ich ſchoß und er fiel. In dieſem Augenblicke ſank ich aber ſelbſt, indem meine Fieberhitze einem gräßlich kalten Bewußtſeyn meines Verbrechens Platz machte, zur Erde. Die Zeugen des unglücklichen Kampfes trieben mich in mein Haus zurück, dort ſchnelle Zurüſtungen zur Flucht zu treffen. Bald empfing ich hier eine Bothſchaft, die mich zu bleiben bewog. Der Verwundete war nicht tödtlich verletzt, er war aus ſeiner Ohnmacht wieder zu ſich gekommen und in ſein Haus zurückgebracht worden, und Alles ließ eine nicht entfernte Wiederherſtellung hoffen. Dieſe erfolgte denn auch wirklich; er ſchien ſich mit ſeiner Frau verſöhnt zu haben, und Beide, die ich ſeitdem nicht wieder geſehen habe, verließen unſern bisherigen Wohnort, und begaben ſich

nach einem tief in den Alpenthälern verborgenen Landsitz.

Seit dieser Zeit hat mich Gottes Gerechtigkeit verfolgt. In meiner Vaterstadt lebte ich als ein Geächteter, Vertriebener, denn alle geselligen Bande zwischen mir und meinen Freunden und Mitbürgern waren zerrissen; Jedermann floh mich, und ich wagte Keinem unter die Augen zu treten. Meine Mutter, die schon damals krank war und in großer Abgeschiedenheit lebte, erfuhr doch etwas von der traurigen Geschichte, und ob sie gleich vermied mit mir darüber zu reden, so entging mir nicht der stille Gram, der sie verzehrte. So lange sie lebte, konnte und durfte ich sie nicht verlassen; aber sobald ich der Hingeschiedenen die Augen zugedrückt hatte, trieb es mich fort von meinem heimathlichen Boden, indem ich hoffte, in einem anderen Lande freier zu athmen, wo ich von Allen, die ich beleidigt hatte, gänzlich geschieden wäre, wo ich nichts

von

von ihnen erfahren könnte, ſo wie ſie nichts von mir.

Hierin hatte ich mich geirrt; denn ob ich mir gleich einbildete, daß mein Aufenthalt in meinem Vaterlande unbekannt ſey, ſo hat die Vorſehung doch geſtern folgenden Brief in meine Hände gelangen laſſen. Er iſt von der Frau meines unglücklichen Freundes.

„Mein Mann iſt geſtorben, und ich erfülle ſeinen letzten Willen, indem ich Ihnen ſchreibe, daß er Ihnen von Herzen vergeben, ja daß er oft mit der alten Freundſchaft von Ihnen geredet hat.

„Es iſt für mich keinem Zweifel unterworfen, daß die Wunde, die er in dem Duell erhielt und die nur ſcheinbar geheilt ward, oder vielmehr daß eine andere viel tiefere Wunde, die er ſeit jener Zeit im Herzen trug, Schuld an ſeinem Tode geweſen iſt.

„Ich werde, ſo Gott will, an der Stätte, wo er geſtorben iſt, in Buße und Trauer mein Leben hinbringen, und die erſehnte Stunde

meines Todes erwarten. Auch Ihnen wolle der Himmel die Gnade erweisen, die Verworrenheit Ihres bisherigen Lebens einzusehn."

Weh mir! Weh mir! Welche Nachricht! Ich ein Mörder; ein doppelter Mord — denn auch sie wird der Gram nicht lange mehr leben lassen — das und nichts Geringeres ist mein Vergehn. Hätte mich diese Nachricht doch einige Monathe früher getroffen, wer weiß ich hätte irgend einen falschen Trost für mich gefunden. Aber jetzt kann ich mich nicht mehr darüber trösten; der Himmel, in den ich nur einen Augenblick hineingesehen habe, schickt mir einen Engel, der die Spitze seines flammenden Schwertes auf meine Brust setzt. Oder hätte ich es einige Monathe später erfahren, ich hätte vielleicht durch die Gunst des Himmels, die mir zu lächeln anfing, Festigkeit genug gewonnen, um Alles, um auch dieß zu ertragen. Aber jetzt, gerade jetzt, wo ein Paradies vor mir aufblühte, wo nie empfundene Begeisterung mich über alles Sichtbare hinaus

zum Throne der Gottheit trug, jetzt wird mir auf einmal genommen, was mir kaum gegeben war, und von meinem ſchüchternen, unſichern Schwunge ſinke ich zermalmt auf die Erde nieder. Ich weiß mich nicht zu laſſen; jeder beſſere Gedanke, der in meiner Seele aufgekeimt war, wird eine flammende Geißel, die mich peitſcht. Der Himmel, in den ich kühn hinein blickte, verſchwindet; ich ſehe nur die Hölle vor mir, bevölkert mit Mördern, bewohnt vom Haß, die ſich öffnet, um ein Ungeheuer, wie ich bin, aufzunehmen. Nicht der Menſchen, nein, des heiligen Gottes Gebote habe ich übertreten; gegen ſeine Weltordnung habe ich mich aufgelehnt; er muß mich verwerfen; es kann in ſeinem Reiche keinen Ort für mich geben. O warum bin ich geboren; warum iſt mein Geiſt eingefangen in die Schranken dieſes Daſeyns, die er nicht mehr zerſprengen kann, um in Nichts zu zerfließen! Was iſt mein Leben, von der früheſten Zeit an bis zu welcher die Erinnerung

zurückgeht, anders gewesen als eine fortwährende Qual, die ich in meinem tiefsten Herzen getragen, die ich durch unglückselige Leidenschaften bis zu einer nicht mehr zu ertragenden Höhe gesteigert habe? O Gott, o Gott! der Du doch auch mich Elenden schufst zur Theilnahme an deiner Seligkeit, hast Du mich denn ganz verlassen? Soll ich rettungslos untergehn?

XIX.

Ach, welche Nächte ich zubringe! Durch Gram und durch Weinen abgemattet, versinke ich bald in Schlaf; aber nach wenigen Minuten ist der treulose Schlummer entflohn, und ich sitze mit offnen Augen da. Dann steht der unglückliche Zweikampf vor mir; ich sehe mich, wie ich mit einem von der Hölle erfüllten Herzen erscheine, wie ich eine von der Hölle geführte Hand erhebe — wie mein Freund niedersinkt. Dann verändert sich der

Schauplatz: es iſt ein kleines einſames Haus, in einem finſtern, engumſchloſſenen Thale. In einem dunklen Zimmer liegt er ſterbend und ruhig auf dem Lager; ſie ſitzt vor ihm, und weint; ich merke, daß von mir die Rede iſt. Dann halte ich es nicht länger aus; ich ſpringe auf, kleide mich an; irre umher. So irrte ich auch vor mehreren Monathen des Nachts in meinem Zimmer; quälte und zermarterte mich ohne eigentlich zu wiſſen, warum? Jetzt, wenn ich mich gepeinigt fühle, ſo kenne ich nur zu gut die Urſache meiner Schmerzen; und es ſcheint mir, als ob dadurch mein jetziger Zuſtand vor dem frühern einen Vorzug hätte.

Iſt der Morgen dunkel, ſo finde ich ihn noch trauriger als die Nacht; iſt er hell, ſo begreife ich nicht, was das Sonnenlicht mit mir zu ſchaffen hat. Wenn der Tag ſich neiget und der Abend herankommt, ſo kommt auch gewöhnlich eine wunderbare, mir unerklärliche Ruhe in mein Herz. Sollte vielleicht

das Gebet eines Himmliſchen, der zu dieſer Zeit auf mich herabſieht und für mich flehet, dieſe Wirkung haben, für die ich ſonſt keine Urſache anzugeben weiß? Dann kann ich auch beten. Zwar rufe ich nur im Tiefſten des Herzens: Wehe mir! Hilf, Herr! Aber ich glaube, daß auch das Beten heißt. Auch in der Bibel kann ich dann leſen, und ich treffe immer von ſelbſt auf die Leidensgeſchichte. Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen? So rufe ich mit Chriſto; und ich fühle, daß, indem ich ſo ſpreche, Gott mich nicht gänzlich verlaſſen hat, und ich nicht gänzlich von ihm gewichen bin.

XX.

Als ich in der vorigen Nacht bei dem Scheine meiner Lampe in meinem Zimmer auf- und niederging, ſtanden auf einmal die Worte des Paulus mir vor dem Sinn: Wo die Sünde mächtig geworden iſt, da iſt

doch die Gnade viel mächtiger geworden. Ich achtete zuerſt nicht viel darauf, und ſchweifte mit meinen Gedanken wieder auf andere Gegenſtände ab. Aber dieſe Worte traten mir immer wieder in den Weg, und zwangen mich faſt gewaltſam, meine Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten. Ich konnte, ich wollte dieſem Zuge nicht widerſtreben, und hielt über das Thema dieſer Worte folgendes Selbſtgeſpräch mit mir:

Die Sünde iſt mächtig in dir; aber da ſteht es geſchrieben, und du mußt es glauben, wenn du an Gott glaubſt, ſeine Gnade kann noch viel mächtiger werden. Dieſe Gnade kann die Sünde vergeben; ſie kann mehr als das — ſie kann die Sünde aus dem Herzen vertreiben. Aber zuerſt, zuerſt muß ſie die Sünde vergeben! Man ſpreche mir nicht von Beſſerung, von Heiligung; ich mag davon nichts hören, ehe ich nicht weiß, daß Gott mir vergeben hat.

Gott will einem Jeden, er will auch mir

vergeben: wer wagt es daran zu zweifeln? Wäre ich der gemeinſte Miſſethäter .... hier hielt ich inne, und entſetzte mich vor dem Gedanken, der mich durchblitzte, daß zwiſchen mir und dem gemeinſten Miſſethäter der Unterſchied doch nicht ſo groß ſey, als ich ſonſt wol geglaubt hatte.

Der gemeinſte Miſſethäter, fuhr ich fort, kann Gnade erlangen. Er ſitzt in ſeinem Gefängniſſe, und ſoll am folgenden Morgen unter dem Beile des Henkers ſterben. Wenn er ſich nun als ein ganz verlorenes Weſen, das ſich aber auch ganz für verloren hält und auf jeden Verſuch eigener Rettung verzichtet, der göttlichen Gnade in die Arme wirft: ſo — ſtirbt er ſelig! Dieß geſchieht kraft des Todes Jeſu, der da wahrhaftiger Gott iſt und als Menſch am Kreuze ſtarb.

Wenn nun dieſer Miſſethäter von Gott Vergebung erlangt, fragte ich mich, warum nicht Du auch? Aber hier rief es in meinem Innern: Nein! Jenem kann vergeben wer-

den, aber daraus folgt nicht, daß dir vergeben wird.

Ich begriff meine eigne Gemüthsſtimmung nicht. Wie? Du wollteſt dir nicht zueignen, was dem gemeinſten Miſſethäter zu Theil werden kann? So ſprach ich zu mir; aber vergebens; ich hatte in meinem Innern kein Gefühl der Begnadigung.

Was iſt das? rief ich faſt mit Verzweiflung. Trotz meiner Vergehungen — deren Größe ich anerkenne, — bin ich beſſer als unzählige Andere; habe nie das Schlechte, das Gemeine geliebt. Ja, ich bin empfänglich geweſen für die Wahrheit der heiligen Schrift; für den Glauben an die göttliche Würde des Erlöſers; und nun ſoll ich die dargebotene Begnadigung nicht ergreifen können, die ein Mörder ſich aneignen kann?

Ein Mörder? Hier ſtand ich ſtill; denn ich ſah etwas ſchimmern wie ein Licht. Ja wol, fuhr ich fort, ſelbſt ein Mörder, aber doch nur, wenn er ſich für einen ganz und

durchaus nichtswürdigen Menschen hält, der sich selber zu retten nicht die Kraft hat. Also käme es nur darauf an, daß ich mich eben so demüthigte. . . .

Unmöglich! unmöglich! rief hier mein widerstrebendes Herz. Ich kann mich nicht bis auf die unterste Stufe der Menschheit herabsetzen; ich kann nicht meine bisher verlebten Jahre für ganz und gar verloren erklären; ich kann nicht die natürlichen Gaben verachten, die der Schöpfer mir verliehen, und wodurch er mich über tausend Andere erhoben hat. Und wenn ich auch Alles aufgeben sollte, so bleiben mir doch die letzten Wochen meines Lebens, wo ich angefangen habe an Christum zu glauben und ihn zu lieben; ja mir bleiben die Kämpfe, die meiner Erleuchtung vorangingen, und mein Herz darauf vorbereiteten. Wollte ich Alles an mir ohne Ausnahme verdammen, alles Verdienst als ein unreines Gewand von mir wegwerfen, so würde ich ja als ein schwaches, zitterndes Flämmchen, über

dem Abgrund des Nichts, der ewigen Höllenpein, schweben.

Es hilft nichts, es hilft nichts, sprach ich nach einiger Ueberlegung. Ich muß den letzten fürchterlichen Schritt der Selbstverdammung, der Selbstvernichtung thun. Der Zug, den ich in mir verspüre und der mich zu diesem geistigen Tode hinreißt, ist zu stark, ich kann nicht widerstreben. Wohlan, so will ich denn vollenden. Der Stab sey gebrochen über mir! Auf die tiefste, auf die allerunterste Stufe, auf der jemals Menschen gestanden haben, setze ich mich herab. Ich erkenne, daß es keinen einzigen Menschen gibt, dem ich vorgezogen zu werden verdiente; denn vor Gott sind wir Alle Sünder und Verdammte, und unter diesen giebt es keine Stufe der Ehre und Auszeichnung. Ja ich erkenne, daß es keinen so niedrigen und verworfenen Menschen gibt, dem ich nicht nachstehe, weil, an meiner Stelle und in meinen Verhältnissen, Jener vielleicht weniger tief, als ich, gefallen seyn

würde. Vergebens, ganz vergebens war mein bisheriges Leben; es hat gar keine Bedeutung, wenigstens nicht für den Himmel, höchstens für die Hölle. Der guten Gesinnungen und Thaten, die darin zerstreut seyn mögen, darf ich mich nicht freuen; denn diese nicht mir gehörenden, unbegreiflich vom Himmel herabkommenden Regungen, machen nur die hart daneben stehenden Sünden schwärzer und verdammlicher. Selbst der Anfänge meines Glaubens und meiner Liebe zu Dir, o Herr, höre ich auf, mich zu rühmen, denn ich erkenne, daß beides weiter nichts seyn kann, und auch bei mir weiter nichts gewesen ist, als ein Aufloedern der Einbildungskraft, ohne eigentliche Theilnahme des Herzens. In diesem Zustande, mein Erlöser, nackt und bloß, und gleich einem auf dem Abgrunde der Verdammniß zitternden Flämmchen, kommt meine Seele zu Dir; willst Du jetzt mich annehmen?

So dachte ich; und ein unaussprechlich süßes und sicheres Gefühl, daß ich von mei-

nem Erlöser angenommen und begnadigt sey, war an die Stelle meiner Zweifel getreten.

Während noch das Leben mit dem Tode in einem Sterbenden kämpft, drehet, wendet und wälzt er sich, mit einem von Unruhe und Angst entstellten Angesichte. Hat aber das Leben endlich abgestanden von dem ungleichen Kampfe, und hat der Tod völlig gesiegt, dann liegt ausgestreckt die Leiche, wie im süßen Schlummer, und das auf den freundlichen Zügen schwebende Lächeln scheint zu verkünden, daß die vermeintliche Niederlage ein wahrhaftiger Sieg sey. — Auch ich bin gestorben, und über mich kommt die selige Ruhe des Todes.

XXI.

Mit stillem Danke gegen Gott blicke ich auf den Kampf jener Nacht, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe geschildert habe, zurück. Die Ruhe, die in mir entstand, sobald

ich mich ſelbſt in meinen Augen vernichtet hatte, iſt nicht von mir gewichen. Ich kann nicht ſagen, daß dieß eine ſchmerzenloſe Ruhe ſey; nein, die Vorwürfe, die mein Gewiſſen mir macht, und die ich nicht zurückweiſe, ſind ſtärker als jemals; aber ſie erregen nicht mehr jene fürchterliche Angſt, die mich ſonſt peinigte, ſondern eine Trauer, die ich eine göttliche nennen möchte, und mit der die Ruhe wohl beſtehen kann. So lange ich lebe, verlange ich keine andere Grundſtimmung in meinem Innern, als dies wunderbare Gemiſch von Schmerz und von Frieden. Der Schmerz ſelbſt iſt mir theuer geworden, und ich bitte nur, daß er mir nicht genommen, nicht geſchwächt werde. So erfahre ich denn nun, um welchen Preis Jeſus zum Erlöſer gewonnen wird; Alles muß man geben für Alles; jedem Beſitze, den man zu haben meinte, muß man entſagen, dann beſitzt man ihn. Je entſchiedener man auf ſich ſelbſt Verzicht leiſtet, um ſo mehr hat man Theil an Chriſto. Ach! ich weiß nicht, wie

weit ich in dieſer Selbſtvernichtung gelangt bin; es iſt möglich, daß ich bei einer fernern Entwickelung des chriſtlichen Lebens in mir, auf meine jetzige Stufe als auf eine ſehr niedrige herabſehe; aber mit meinen früheren Zuſtänden verglichen, iſt der jetzige ein Fortſchritt. In den Briefen, die ich an Sie bei dem erſten Erwachen meines Glaubens ſchrieb, habe ich mich — nicht wahr? — über die Schrift, die Gottheit Chriſti, die Wunder, die Nothwendigkeit einer Offenbarung in vielen großen Worten ausgelaſſen. Sehn Sie, dergleichen Worte wäre ich jetzt nicht mehr im Stande zu machen; ſelbſt die Begeiſterung, die mich damals hob, fühle ich nicht mehr: wie vertrüge ſich Begeiſterung mit dem Tode? Denn ich halte mich noch immer für geſtorben. Nichts iſt in mir, als ein ganz ſtilles Gefühl tiefen Elends und unermeßlicher Gnade. Die Gnade iſt ſo groß, daß ich über das Elend nicht verzweifle; aber das Elend iſt ſo entſetzlich, daß ich ſelbſt über die Gnade in kein

begeiſtertes Entzücken gerathen kann. Ich bin noch immer die über dem Abgrund ſchwebende Flamme, nur mit dem Unterſchiede, daß der Hauch der ewigen Erbarmung mich trägt, und mich vor dem Sinken bewahrt. Mit meiner Stimmung würde ich zuweilen als mit einer kalten und nüchternen nicht zufrieden ſeyn, wenn ich nicht bedächte, daß hohe Gedanken und Entzückungen einem armen Sünder, wie ich bin, nicht geziemen. Ich trete vor Chriſtum, und habe eigentlich keinen Gedanken, kein Gefühl; nur etwas Unnennbares ruft aus meinem Herzen ihm entgegen: Du biſt mein Erlöſer; und in meinem Auge ſteht, den Ruf meines Herzens zu bekräftigen, eine ſtille Thräne. Hiermit glaube ich, iſt der Herr vor der Hand zufrieden.

XXII.

Die Engel gelüſtet, ſagt die Schrift, in das Geheimniß der Erlöſung zu ſchauen: und mich gelüſtets auch. Zwar wer kann es ergründen? Das vermag weder Engel noch Menſch. Wenn der Blitzſtrahl den Vater, den Gatten, im Kreiſe ſeiner unmündigen Kinder, an der Seite ſeiner liebenden Gattin aufſucht und entſeelt zu Boden wirft, ſo beſcheide ich mich, die Verbindung nicht begreifen zu können, worin dieß Ereigniß mit dem letzten Zwecke der Menſchheit und mit ihren übrigen Schickſalen ſteht, und die Nothwendigkeit, die es dadurch erhält; und doch lege ich ihm im Glauben eine ſolche Nothwendigkeit bei. Wie könnte ich alſo die nothwendige Verbindung des Kreuzestodes Jeſu mit der Erlöſung der Menſchen begreifen? Das würde ein vollkommenes Durchſchauen von allen Tiefen der Gottheit, von dem Weſen der Seligkeit und der Verdammniß vorausſetzen. Ich glaube alſo

ehe ich unterſuche. Die Unterſuchung ſoll nicht den Glauben erzeugen; zu dieſem bin ich gelangt auf dem Wege der innern Erfahrung, den mich der Geiſt Gottes geführt hat. Sie ſoll nur meine Gedanken über dieſen Gegenſtand in Einklang bringen unter einander, mit den Belehrungen der Schrift, und mit den unabweisbaren Bedürfniſſen meines Herzens.

Ich möchte ſelig werden, und ich habe die ewige Unſeligkeit verdient. Dieß iſt die wahre Lage der Dinge. Was kann der Menſch thun, um ſie abzuändern? Nichts, gar nichts durch ſich allein. Die Mehreſten werden, im Sicherheitsgefühle des Stolzes, die Gefahr nicht bemerken, und auch nicht verſuchen, ihr zu entfliehn. Aber auch wenn man ſolche Verſuche anſtellt, helfen ſie nichts. Die Pflichterfüllung, zu welcher ich nur und allein durch das Verlangen den göttlichen Strafen zu entgehn, alſo durch knechtiſche Furcht, getrieben werde, kann dem Ewigen unmöglich gefallen, kann mir nicht ſeine durch meine Sünden verſcherzte

Gnade erwerben. Angenommen indeß, der Antrieb sey ganz rein und Gott wohlgefällig; angenommen ferner, ein Mensch habe nur eine einzige Sünde begangen in seinem ganzen Leben, alle übrigen Augenblicke desselben aber habe er mit Tugendübungen ausgefüllt; so hat er sich zwar in diesen also angewendeten Augenblicken keine Strafe zugezogen, aber jene einzige Sünde hat er deshalb noch nicht wieder gut gemacht; die Strafe, die er dafür verdient hat, ist ihm deshalb nicht erlassen.

So viel ist also gewiß: die Vergebung der Sünden geschieht durch kein Verdienst des Menschen, sondern allein durch Gottes Gnade. Was bedurfte aber diese Gnade des Todes Jesu? War dieß Mittel nöthig, das Erbarmen Gottes zu erwecken? Hätte es ihm nicht geziemt, den Schein zu vermeiden, als könne er nur durch Qual und Marter versöhnt werden; und den Menschen ohne Weiteres, unter der Bedingung des Glaubens und der Besserung, die Vergebung der Sünden darzubieten?

Daß dieß Gott geziemt hätte, muß ich bezweifeln. Eine Vergebung, die er mit Entfernung alles deſſen, was an ſeinen Ernſt, ſeine Gerechtigkeit und ſeinen Zorn gegen die Sünde erinnert, zugeſtanden hätte, konnte von unſerm verderbten Herzen leicht als eine ſchwache Nachſicht, eine Begünſtigung der Sünde ausgelegt werden; und des heiligen Gottes war es unwürdig, auch nur einen ſolchen Schein zu veranlaſſen. Wie iſt dagegen in Chriſti Verſöhnungsopfer Strenge und Milde wunderbar vereinigt! Wenn ich auf den Gekreuzigten ſchaue, ſo ſehe ich mit einem Blick Strafe und Vergebung; ich fühle zugleich Entſetzen und Entzücken; und ich haſſe eben ſo ſehr die Sünde, die ſolche Qualen herbeiführt, als ich den Gott liebe, der mich damit verſchont.

Ich gehe noch einen Schritt weiter, und ich fürchte nicht, alle Schwierigkeiten ins Auge zu faſſen, die ſich bei dieſer Vorſtellung finden. Wie ſtimmt es, fragt man, mit der Gerech-

tigkeit Gottes, daß er das Leiden des Schuldlosen für den Schuldigen nicht bloß gestattet, sondern auch um dieses Leidens Willen, dem Schuldigen verzeiht? Solcher Fragen können unzählige aufgeworfen werden, sobald man den Standpunkt verrückt, aus welchem das Erlösungswerk betrachtet werden muß, und mit dem Verstande begreifen will, was nur von einem Herzen, das sich nach Erlösung sehnt, gefühlt werden kann. Ich frage so nicht. Ich erinnere mich, welchen furchtbaren Kampf es mich gekostet hat, ehe die Gewißheit der Begnadigung in mein Inneres dringen und es beruhigen konnte. Denn so ist der Mensch, bald trotzig und bald verzagt. Für seinen Trotz können die Schrecknisse, für seine Verzagtheit können die Gnadenzeichen nicht genug gehäuft werden. Die Trotzigen erschrecken bei dem Anblick des Gekreuzigten Jesu vor der verdienten Strafe; die Verzagten fangen an zu hoffen, daß sie nachgelassen werden kann. Ja ich gestehe es, in jenen Augenblicken meines Kampfes war in

mir ein so starkes Gefühl von der Scheußlichkeit meiner Sünden, und von der Nothwendigkeit der Strafe, daß ich nur durch die Gewißheit, die von mir verdiente Strafe sey schon durch einen Andern abgetragen, von der Furcht, sie selbst zu leiden, befreit werden konnte. Hätte Gott mir einen Engel gesendet, mit der Versicherung, daß ich ohne alles Lösegeld frei gegeben sey, so würde ich diesem Engel nicht geglaubt, und mich verzweiflungsvoll in die mir gebührende Pein gestürzt haben. Aber ich sah Christum leiden, und in seinem Leiden meine Strafe schon erduldet, schon abgetragen: nun war ich zufrieden, und hörte auf zu fürchten. In diesem Verlangen des schuldbewußten Herzens nach Strafe, in dieser Unmöglichkeit, anders als durch Abtragung derselben befriedigt zu werden, erkenne ich einen Grundtrieb der menschlichen Natur; und ich muß glauben, daß dieß Verlangen des Menschen mit den Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit übereinstimme.

Noch bin ich nicht am Ziele. Ich wollte selig werden, und bin nur nicht verdammt. Nicht verdammt seyn, ist noch nicht selig seyn. So wie es der Gerechtigkeit Gottes widersprach, mich bei so viel Sünde zu verschonen, so widerspricht es ihr ebenfalls, mich ohne alles Verdienst, dessen theilhaftig zu machen, was kein Auge gesehn, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen ist. Ich selber, wie mich im Gefühl meiner Verschuldung nach der Strafe verlangte, die ich verdiente, so bebe ich zurück vor der überschwenglichen Seligkeit die mir dargeboten wird, ohne daß ich sie verdiente, und wage nicht sie zu ergreifen. Christus allein hat ein Verdienst, eben so überschwenglich als jene Seligkeit. Ihm, der aus reiner Liebe zu Gott und den Menschen sein Leben am Kreuze ausgeathmet hat, ihm gebührt die größte Fülle von Belohnung, die Gott zu geben vermag. Ihm gebührt sie; freilich. Aber wie kann ich dazu gelangen? Erst sollten mir meine Strafen

erlassen werden, weil er sie getragen; jetzt soll ich Theil nehmen an der Seligkeit und Herrlichkeit, weil er sie mir verdient. Lauter Verhältnisse, in die sich der Verstand nicht finden kann. Der Verstand, sollte ich glauben, bestimmt auch nicht die Verhältnisse in der Geisterwelt, sondern diese richten sich nach anderen Gesetzen. Der Verstand fühlt es nicht, daß es ein ewiges unzertrennliches Band gibt zwischen dem Jesu, der uns vor dem Abgrunde ewiger Pein bewahrt hat, und der durch ihn geretteten, und an ihn mit unaussprechlicher Liebe hangenden Seele. Aber es gibt etwas Anderes noch im Menschen, wodurch er fähig ist dies zu fühlen. Ich fühle es, Gott sey dafür gedankt! Fühle es mit meinem ganzen, vor der Gnaden- und Liebesfülle in Jesu, vor den Schrecken des Abgrunds, vor der Herrlichkeit des Himmels, zitternden Wesen. Ich fühle nicht bloß, ich weiß und ich erkenne mit der ganzen Gewißheit, welche der Vernunft gegeben ist, daß mein Heiland, wenn ich sel-

der ihn nicht verlasse, mich in alle Ewigkeit nicht verlassen kann; daß er um meinetwillen am Stamm des Kreuzes ist erhöht worden; daß er um meinetwillen zum Himmel eingegangen ist; daß er hier trug was ich verdiente; daß ich dort genießen soll, was er verdient hat. Wo er ist, da muß auch ich seyn: was er besitzt, das muß auch ich genießen. Dieß bringt seine Liebe mit sich, deren Unendlichkeit meine anfangende Liebe für ihn mich immer stärker ahnen und fühlen läßt.

So erscheint meinem ersten Nachdenken das Geheimniß der Erlösung ganz strahlend von Heiligkeit und von Liebe. Doch nun genug des Nachdenkens! Mein Geist verliere sich in seliges Anschaun und in entzückende Bewunderung.

XXIII.

O welch ein wunderbarer Parallelismus in den Schickſalen zweier Freunde! Alſo auch Sie ſind, zu derſelben Zeit wie ich, zur Erkenntniß Chriſti und zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir eines Erlöſers bedürfen! Aber wie verſchieden ſind die Wege, die uns beide zu dieſem Ziele geführt haben! Wenn von irgend einem Menſchen, ſo kann man von Ihnen ſagen, daß Ihr Herz und Ihr Leben rein geblieben ſey; aber eben wegen dieſer Reinheit ſind Sie um ſo empfänglicher für den Eindruck geweſen, den die Verderbtheit der menſchlichen Natur von der einen, die Vollkommenheit unſers Erlöſers von der andern Seite hervorbringen muß. Sie ſagen dieß nicht; Ihre Demuth erlaubt Ihnen nicht einmal, es zu denken; aber, glauben Sie mir, ſo verhält es ſich in der That. Sie ſind auf geradem Wege; ich bin nach langen Irrgängen zu dem Erlöſer gekommen. Ihnen hat er nur die Hand

gereicht, um Ihnen das Hinanſteigen zu erleichtern; mich hat er aus dem Abgrund gezogen, worein ich geſtürzt war. Sie ſind wie Johannes; ich bin wie Paulus. Aber es iſt immer eine und dieſelbe Gnade die Alles gethan, und die verhindert hat, daß Ihnen Ihre Tugend nicht durch Stolz, mir meine Verderbtheit nicht durch Verzweiflung ſchädlich würde. Dieſe Gnade iſt unerſchöpflich reich an Mitteln; und unter den Unzähligen, die ſie gerettet hat, ſind wol nicht zwei durchaus denſelben Weg geführt worden. Doch muß ich glauben, daß mein Paulusweg häufiger vorkommt, als Ihr Johannesweg.

In meinem Herzen iſt, ſeitdem ich zur Gewißheit meiner Begnadigung gelangt bin, zwar noch immer eine große und tiefe Trauer; — wann könnte, wann dürfte auch dieſe wol ſchwinden? — doch dieſe Trauer iſt nicht zum Tode, ſondern zum Leben; und obgleich Finſterniß auf der Tiefe meines Herzens liegt, ſo iſt es doch erweitert genug, um ſich an der

Gnade Gottes, und an der Vortrefflichkeit frommer Menſchen zu freuen, und um jeden Strahl des Lichtes, der zuweilen hineinfällt, in ſich aufzunehmen.

Von unbeſchreiblichem Troſte iſt mir der Umgang mit Steindorf und ſeiner Frau. Er iſt ein Geſchäftsmann und ein Chriſt. Auffallend iſt es, wie ſehr in ihm der Chriſt den Geſchäftsmann adelt, und ihn zugleich über die Beſchränktheit des praktiſchen Lebens erhebt. In ſeinem bürgerlichen Berufe arbeitet er für das Reich und die Ehre ſeines Herrn; nichts gleicht daher ſeinem Eifer und ſeiner Pflichttreue; aber dabei ſteht er auch wieder über ſeinen Verhältniſſen, und beurtheilt die Ereigniſſe der Welt und des Lebens im Scheine eines höhern Lichts.

Seine Gattin iſt keine gewöhnliche Frau; die Frömmigkeit hat in ihr keinen alltäglichen ſondern einen höchſt originellen Charakter. Sie iſt zwiſchen vierzig und funfzig, nicht ohne Ueberreſte von großer ehemaliger Schönheit,

deren Verminderung durch die Jahre man jedoch nicht bedauert, weil man genug andere Vorzüge zu bewundern findet. Man merkt ihr an, nicht nur daß ſie in der gebildeten Welt gelebt, ſondern auch, daß ſie für die Bildung ihres Geiſtes viel gethan hat; die Kenntniſſe und Talente die den Frauen gut anſtehn, beſitzt ſie beinahe alle. Das hervorſtechendſte und herrlichſte aber an ihr iſt Liebe. Ich habe noch nie weder Mann noch Frau geſehen, die ſo wenig in ſich, ſo ganz in Anderen lebten. Sie iſt aber nicht wie manche andere Fromme, die ich hier habe kennen lernen, die ſich jeden Augenblick zu ſagen ſcheinen: ich will lieben! und die daher in ihrer Liebe etwas Gezwungenes, oder doch ein Bewußtſeyn ihrer Liebe haben. Ihr ſcheint es, indem ſie von Morgen bis zum Abend an Andere denkt und ſich für Andere bemüht, gar nicht einmal einzufallen, daß das etwas Beſonderes ſey. Ich möchte ſagen, die Liebe, die in ihr nur eine Gabe der Gnade ſeyn

kann, ſcheint wiederum zu einer Eigenſchaft der Natur geworden zu ſeyn. Nie iſt mir ein ſolches Beiſpiel vorgekommen von demjenigen, was in frommen Büchern zuweilen Einfalt genannt wird, von dieſem Fortgehen auf dem guten Wege ohne Stillſtand, ja ſelbſt ohne Reflexion über ſich ſelbſt. Es begegnet den Leuten, die ſie kennen lernen, daher oft etwas Seltſames mit ihr. Bei dieſer großen Freundlichkeit, dieſem Eingehen in alle fremde Angelegenheiten, wobei keine Spur höherer Bildung zum Vorſchein kommt, denken ſie zuerſt: Ein gutes Herz! Aber viel Verſtand mag ſie nicht haben. Bald darauf nimmt das Geſpräch eine andere Wendung, und nun erſtaunen ſie nicht wenig, daß dieſe gutmüthige Frau die Producte der Litteratur und Kunſt, die Erſcheinungen auf dem Gebiete der Moral und Religion mit aller Einſicht eines Mannes, und mit jener Feinheit, die nur ſehr gebildeten Frauen eigenthümlich zu ſeyn pflegt, beurtheilt. Von mir hatte ſie ſogleich, einer

herzlichen Aeußerung wegen, die ſie von mir über meine theure ſelige Mutter hörte, eine vortheilhafte Meinung gefaßt, und ihren Mann, wie dieſer mir ſpäter ſagte, verſichert: Ich würde gewißlich noch ein guter Chriſt werden, denn Gottes Gnade verließe Diejenigen nicht, die ihre Mütter liebten. — Sie haben zwei liebe Kinder, einen Sohn von zehn, und eine Tochter von fünf Jahren. Es iſt viel Glück in dieſem Hauſe. Gott erhalte es!

XXIV.

O wie iſt wieder mein Herz zerriſſen; wie iſt aber auch mein Herz zum Himmel erhoben! Ich muß Ihnen Alles erzählen.

Frau von Steindorf war am Freitage krank geworden; ich hatte öfters in das Haus geſchickt, und immer zur Nachricht bekommen, daß das Uebel nicht gefährlich ſey. Vorigen Dienſtag ging ich ſelbſt hin, um wenigſtens den Mann zu ſehn. Alle ſonſt gewöhnlich

verſchloſſenen Thüren ſtanden offen; ich ging, ohne Jemand zu begegnen, nach einem Zimmer, in welchem ich mehrere Stimmen hörte. An der Thür ſtand Steindorf; ohne mich umzuſehn fragte ich: Theurer Freund, wie geht es Ihrer Frau? Da ſtürzt er ſich, heftig weinend, am ganzen Körper zitternd, in meine Arme, und ruft: Sie iſt todt; eben iſt ſie verſchieden.

O welch ein wunderbarer Contraſt zwiſchen der Ruhe eines Todten, und der ſchmerzlichen, angſtvollen Bewegung um ihn her! Wie ſie ſo freundlich da lag, die Todte! Das Haupt etwas nach hinten hinübergeſunken, ſonſt in der natürlichſten, anmuthigſten Stellung. Die Augen waren ſchon zugedrückt. Sie ſchien zu ſchlafen, und im Schlafe alle ihre Lieben anzulächeln; doch war auch wieder etwas Heiliges, Geheimnißvolles in dieſem Schlaf, das der gewöhnliche nicht hat. Der Mann, die nächſten Angehörigen ſtanden, gingen, ſchwiegen einen Augenblick, dann brach ihr Schmerz

in

in lautem Wehklagen hervor; ſie nahten ſich der Todten, küßten ihren Mund, ihre Hände. Sie lag immer ſtill und freundlich, aber keine dieſer Liebkoſungen erwiedernd. Die während der Krankheit ſorgſam zugezogenen Fenſtervorhänge waren ſchon aufgegangen; und die Sonne ſchien glänzend, aber theilnahmlos herein.

Die Kinder waren nicht zugegen. Die Tochter war ſchon ſeit einigen Tagen bei einer Freundin der Mutter; den Knaben hatte einer der Anweſenden in den letzten Augenblicken der Kranken in ein entlegenes Zimmer geführt; dort hatte er ihm im Neuen Teſtamente die Geſchichte von der Tochter des Jaïrus aufgeſchlagen, und ihn ermahnt dieſe zu leſen und für ſeine Mutter zu beten. Jetzt kam auch dieſer Knabe, der noch von dem Tode der Mutter nichts wußte, herein. Er ſah ſie liegen, er hörte die Stimmen, die ihm entgegenriefen: Gott hat deine Mutter zu ſich genommen. Betroffen ſchwieg er einen Augenblick, dann ſchrie er mit hervorbrechenden

Thränen: Hier hilft nichts als beten! warf ſich mitten im Zimmer auf die Knie, und ſprach: Herr, Du haſt die Tochter des Jairus auferweckt, wecke auch meine Mutter wieder auf! — War dieß die Frucht der frommen Erziehung, welche ſie ihm gegeben hatte? War es die Frucht ihres erſten Gebetes nach ihrem Uebergange? Sprach ein Engel durch den Mund des Knaben? Wie dem auch ſeyn mag, die Verklärte hat auf dem Wege zum Himmel dieſe Worte vernommen, und ſich ihrer gefreut. Der Vater aber ſchloß den Sohn in ſeine Arme und ſprach: Dein Gebet iſt erhört; der Herr hat ſie auferweckt, nicht um auf Erden, ſondern um im Himmel zu leben.

Die Bewegung der Lebenden dauerte fort um die freundlich ruhende Todte. Bekannte, Freunde, Angehörige ſtrömten, wie die ſchnell verbreitete Trauerpoſt ſie erreicht hatte, herbei. Jeder war erſchüttert; Jeder wollte die Geſchichte ihrer letzten Augenblicke vernehmen; Jeder fing an unter Thränen ſo viel From-

migkeit, Liebe und Güte zu preiſen, die nun für die Erde dahin waren. Endlich ward es ſtiller; die Mehreſten hatten ſich entfernt; nur die nächſten Angehörigen waren zurückgeblieben. Steindorf ging in ein anſtoßendes Zimmer, wohin wir ihm folgten, und ſetzte ſich ſo, daß er durch die offne Thür die Todte ſehen konnte. Er griff zur Bibel, und las aus dem Johannes die letzten Reden des Herrn vor dem Heimgang zu ſeinem Vater, mit einer zitternden, oft durch Thränen erſtickten Stimme, und indem er, wie man es dem Ausdruck wol anhören konnte, mit dem er gewiſſe Stellen ſprach, nicht bloß an den Herrn dachte, ſondern auch an die Geliebte ſeines Herzens, die jetzt bei dem Herrn war. O mein Freund, die Schrift iſt Gottes Wort! Nur Der, welcher das Herz des Menſchen geſchaffen hat, kann ihm in ſolchen Augenblicken geben, was es bedarf; nur er kann Worte ſprechen, wie dieſe:

„Euer Herz erſchrecke nicht. Glaubet Ihr

an Gott, ſo glaubet Ihr auch an mich. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Wenn es nicht ſo wäre, ſo wollte ich zu Euch ſagen: ich gehe hin, Euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen, und Euch zu mir nehmen; auf daß Ihr ſeyd, wo ich bin. Und wo ich hingehe das wißt Ihr, und den Weg wiſſet Ihr auch. Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.

„Ich will Euch nicht Waiſen laſſen; ich komme zu Euch. Es iſt noch um ein Kleines, ſo wird mich die Welt nicht mehr ſehen. Ihr aber ſollt mich ſehen; denn ich lebe, und Ihr ſollt auch leben.

„Den Frieden laſſe ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Nicht gebe ich Euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht. Ihr habt gehört, daß ich Euch geſagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu Euch. Hättet Ihr mich lieb, ſo

würdet Ihr Euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater; denn der Vater ist grösser denn ich. Und nun habe ich es Euch gesagt, ehe denn es geschiehet, auf daß, wenn es nun geschehen wird, daß Ihr glaubet. Ich werde hinfort nicht mehr viel mit Euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt, und hat nichts an mir.

„Solches habe ich Euch von Anfang nicht gesagt; denn ich war bei Euch. Nun aber gehe ich hin zu Dem, der mich gesandt hat; und Niemand unter Euch fraget mich: wo gehst Du hin? Sondern, dieweil ich solches zu Euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauerns geworden. Aber ich sage Euch die Wahrheit: Es ist Euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu Euch. So ich aber hingehe, will ich ihn zu Euch senden.

„Ueber ein Kleines, so werdet Ihr mich nicht sehen; und aber über ein Kleines, so werdet Ihr mich sehen; denn ich gehe zum Vater.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch: Ihr werdet weinen und heulen, aber die Welt wird sich freuen; Ihr aber werdet traurig seyn; doch eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden. Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit; denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist. Und Ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will Euch wiedersehn, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll Niemand von Euch nehmen.

„Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, daß Ihr zerstreuet werdet, ein Jeglicher in das Seine, und mich allein lasset; aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Solches habe ich mit Euch geredet, daß Ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt Ihr Angst; aber seyd getrost, ich habe die Welt überwunden.

„Und ich bin nicht mehr in der Welt;

ſie aber ſind in der Welt, und ich komme zu Dir.

„Vater, ich will, daß wo ich bin, auch Die bei mir ſeyen, die Du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehn, die Du mir gegeben haſt; denn Du haſt mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet war.“

Als er aufgehört hatte, nahm ich Abſchied um fortzugehn. Der Herr, ſprach ich zu ihm, verlaſſe Sie nicht in dieſer ſchweren Prüfung. Er antwortete: Die Angſt meines Herzens iſt ſchrecklich; aber ich hoffe, daß des Herrn furchtbares Strafgericht zu meiner Läuterung dienen wird; weiter verlange ich keinen Troſt als dieſen.

Ich ging, indem ich die Thüre hinter mir verſchloß, nach dem Zimmer, wo die Todte lag, ſo daß ich einen Augenblick mit dieſer allein war. Ich kniete vor ihr nieder, küßte ihre kalte Hand, und ſprach, mehr im Herzen als mit den Lippen: Freundliche, mütterliche Seele, habe Dank auch für die Freundlichkeit, die Du mir, dem Fremden, dem Unbekannten

erwiesen hast! Wenn Du dort für Diejenigen betest, die Dir theuer sind, so vergiß nicht in Deinem Gott wohlgefälligen Flehen, auch meiner zu gedenken. Und wenn Du meiner Mutter begegnest, wie ich hoffe, so sage ihr: daß es schon besser mit mir geworden ist, und durch Gottes Hülfe stets besser werden wird.

XXV.

Heute, Sonnabend morgen, ist sie zur Erde bestattet worden; ich komme eben vom Leichenbegängnisse zurück. Bei Tagesdämmerung begab ich mich in das Haus meines unglücklichen Freundes; die Hülle seiner theuren Gattin hatte man schon in ihre letzte, enge Behausung gelegt, und man fand nichts mehr von ihr in dem Zimmer, wo sie sonst gelebt hatte, und wo sie gestorben war. Steindorf, auf dessen Augen noch seit ihrem Tode kein Schlaf gekommen ist — ach, und welche Nacht mochte er jetzt zugebracht haben! — ging wie

im Fieberfroſte an allen Gliedern zitternd umher. Schon waren außer mir zwei oder drei der nächſten Angehörigen verſammelt. Er nahm die Bibel, legte ſie aufgeſchlagen hin vor Einen derſelben, und dieſer las:

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir. Herr, höre meine Stimme, laß Deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens. So Du willſt, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird beſtehn? Denn bei Dir iſt die Vergebung, daß man Dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf ſein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern. Iſrael hoffe auf den Herrn; denn bei dem Herrn iſt die Gnade und viel Erlöſung bei ihm, und er wird Iſrael erlöſen aus allen ſeinen Sünden.“

In dieſem dunklen Zimmer, an dieſem trüben, regnigen Morgen, unter dieſen tief gebeugten Menſchen, in der Nähe einer Leiche, die bald fortgetragen werden ſollte, verſtand ich es einigermaßen was es heiße: Aus der

Tiefe zu dem Herrn rufen; ach, und der arme Steindorf mochte es wol noch beſſer verſtehn.

Mehrere Wagen fuhren vor, und die Zimmer füllten ſich. Eben dieſe Menſchen waren wol an manchem Abend in eben dieſen Zimmern zuſammen geweſen; hier hatten ſie geſcherzt, gelacht, hier hatte geſellige Freude geherrſcht. Jetzt kamen ſie leiſe, ſtumm, Geſpenſtern ähnlich, und ein Jeder blieb unbeweglich an ſeiner Stelle. Man hörte keinen Laut, ſelbſt den des Troſtes nicht. Keiner flüſterte ein Wort ſeinem Nachbar zu. Alle ſtanden und dachten von welchem Glücke dieß Haus der Schauplatz geweſen, und wie dieß Glück nun zerſtört ſey. So ſaßen die Freunde Hiobs mit ihm auf der Erde ſieben Tage und ſieben Nächte, und redeten nichts, denn ſie ſahen, daß der Schmerz ſehr groß war. Nur Steindorf ging hin und wieder an einen heran, dankte ihm für ſeine Theilnahme und führte irgend ein freundliches Wort an, das ſeine Frau über ihn geſagt hatte. Dieß

hatte eine Weile gedauert, da gab man ihm einen Wink; er verſtand ihn, nahm ſeinen Sohn bei der Hand und ſetzte ſich mit ihm in den Wagen, der zunächſt auf den Leichenwagen folgte. Die Anderen ſchloſſen ſich an. Der Zug ging durch die Straßen der Stadt, die ſchon anfingen lebhaft zu werden. So ſchneidet der Tod durch das Leben, und das Leben ſpielt um den Tod, als ob es ihm nie anheimfallen ſollte. Wie manche von dieſen Füßen, die ſich geſchäftig tummelten, werden bald ſtarr und unbeweglich im Grabe liegen! Auf dem Kirchhofe war das Grab zwiſchen der Mauer und einer alten hohen Linde bereitet. Der Sarg ward hinuntergelaſſen, und ein Geiſtlicher fing an zu reden. Seine Worte fielen wie kühlender Balſam auf eine brennende Wunde. Er entwarf eine ſprechend ähnliche Schilderung von der Verſtorbenen und von ihren Vorzügen, und wußte die Gemüther dergeſtalt zu beruhigen und zu erheben, daß ein Jeder ihm beiſtimmte, als er am Schluſſe

ausrief: „Könnten unſere Thränen und Gebete die Wirkung haben, ſie aus dem himmliſchen Leben wieder in das irdiſche herabzuziehen, wir würden den Thränen wehren, und die aus dem Herzen heiß hervorquellenden Gebete zurückhalten.“ Er ſchloß mit den Worten: „Selig die Todten, die in dem Herrn ſterben! Ja der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhn von ihrer Arbeit und Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Darauf nahm er eine Hand voll Erde und warf ſie zuerſt auf den Sarg, indem er rief: „Aus Erde biſt du genommen; zur Erde wirſt Du werden! Jeſus Chriſtus dein Erlöſer wird Dich auferwecken am jüngſten Tage.“ Alle Anweſenden, auch mein armer Steindorf und ſein Sohn, warfen jeder eine Hand voll Erde in das Grab. O Gott, das iſt alſo die letzte Ehre, die hienieden ein Menſch dem andern erweiſet, eine Hand voll Erde auf ſeinen Sarg zu werfen! Und ſelbſt dem Gatten bleibt für die Gattin nach ſo vielen Beweiſen inniger Zärtlichkeit nichts weiter übrig

als dieß! Mit der Erde zuſammen wurden von den Dienerinnen der Verſtorbenen aus gehäuften Körben Blumen in das Grab hinabgeſchüttet. Nun griffen die Todtengräber zu, und durch die mit Gewalt hinabgeſtürzten Schollen war in wenigen Augenblicken Alles bedeckt. In die Herzen aber war eine großartige Ruhe gekommen, als ob alles Irdiſche geſchloſſen, aber dafür das Himmliſche aufgethan wäre.

XXVI.

Seitdem die Frau meines unglücklichen Steindorf geſtorben iſt — und das ſind ſchon mehr als vierzehn Tage — iſt kein Tag vergangen, wo ich ihn nicht geſehen hätte. Er verſichert mir jedesmal, daß meine Geſellſchaft ihm wohlthut, und ich fühle, daß die ſeine mir heilſam iſt. Trauer, tiefe Trauer iſt ja auch der Grund meiner Stimmung, wie der ſeinigen. Diejenigen, welche lachen, finden

keinen Anklang bei mir, wol aber die, welche weinen. Gewöhnlich finde ich ihn allein, in dem Zimmer ſeiner Frau, das er jetzt bewohnt, und wo er mit heiliger Scheu jede Abänderung verhütet, und jedem Gegenſtande den Ort, den ſie ihm angewieſen hatte, bewahrt. Zuweilen verſammelt ſich auch ein kleiner Kreis, der aus den nächſten Angehörigen beſteht. Die liebe Hingeſchiedene iſt immer der Gegenſtand des Geſprächs. Eines Abends ward uns Klopſtocks Meſſias vorgeleſen. Dieſe außerordentliche Dichtung war mir noch ganz unbekannt; ich horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mit Entzücken. Als man aufhörte, ſagte Steinorf: Das iſt ſchön und vortrefflich! Nun aber leſet mir noch ein Kapitel aus der Bibel. Die Anderen geben uns bald zu viel, bald zu wenig. Gottes Wort gibt uns immer was wir bedürfen, und in dem Maße wie wir es bedürfen.

Geſtern traf ich ihn wieder allein in dem Zimmer ſeiner Frau. Wie ſteht es, fragte ich,

um Ihr Herz? — Zuweilen, sprach er, ist mir sehr bange. Dann empfinde ich auch wieder eine schöne, tiefe Ruhe. Man kann sich die Stimmungen nicht selbst machen, man muß sie nehmen, wie sie gegeben werden von Oben. Dort mögen viele Dinge vorgehn, die auf uns einwirken, und von denen wir nichts wissen. Jetzt, setzte er nach einer Pause hinzu, jetzt ist mir unbeschreiblich wohl zu Muthe.

Ich bewundere in Ihnen, fuhr ich fort, die außerordentliche Kraft des christlichen Glaubens. Was ist Ihnen nicht begegnet; und wie tragen Sie es!

Denken Sie sich nur nicht, entgegnete er, daß der Glaube mir das gewährt, was man gewöhnlich Trost nennt, nämlich Linderung des Schmerzes. Ich kann mir denken, daß ein Ungläubiger weniger schmerzlich und kürzere Zeit leiden würde, als ich. Dieser ist wie ein Baum, den der Blitzstrahl nur von der Seite trifft, und von dem er die Rinde, die bald wieder nachwächst, herunterschält. Aber

ein Herz, das ſonſt ſchon mit der unſichtbaren Welt in Berührung ſteht, bietet dem Blitzſtrahl zu viel entzündliche Stoffe dar, und es wird bis auf ſeine Tiefen ausgebrannt. Bei mir iſt mein ganzes Weſen in Aufregung gekommen. Jeder Umſtand meines gegenwärtigen und meines vergangenen Lebens iſt vors Gericht gezogen worden — vor Gottes Gericht! Und Sie können ſich denken, wie da der Menſch beſteht. Gott hat mir gezeigt, was ich bin, und was ich verdiene. Ich habe nicht bloß meine Frau, ich hatte mein eigenes Daſeyn und Leben verloren. Doch — Gott ſey Dank! — ich habe Alles wiedergefunden bei meinem Erlöſer!

Sie haben die Gewißheit, fuhr ich fort, die doch wol nur der Chriſt haben kann, daß die theure Seele Ihnen nicht für immer entriſſen iſt.

Nicht bloß dieß, fiel er ſehr lebhaft ein, ich weiß mehr, ich weiß daß ſie mich umgibt, daß ſie mir nahe iſt, und daß wenn ich will,

auch

auch dieß mein einſames, verödetes Leben ein Umgang mit ihr ſeyn kann, wie mein bisheriges, glückliches Leben ein ſolcher geweſen iſt. Sieht ſie etwa nicht von Angeſicht; erkennet ſie nicht, wie ſie erkannt wird; und muß ſie nicht in dem Allwiſſenden auch mich, auch ihre armen Kinder erkennen? Beginnt die unſichtbare Welt etwa nur da, wo die letzten Sterne dem ſpähenden Rohre entſchwinden? Iſt ſie nicht der Kern dieſer ſichtbaren Welt, ihr Träger, ihre Unterlage, ihr überall zum Fundamente dienend, ohne welches jene zuſammenſinken müßte? Es iſt Blindheit, nichts als Blindheit, wenn wir nicht immer den Himmel offen ſehn, und die himmliſchen Heerſchaaren auf- und niederſteigend. Aber ſie iſt meinem Herzen zu nahe geweſen, ſie wird ihm immer gegenwärtig bleiben. Ich werde zu ihr reden, wie ſonſt, und ich werde ihre Antwort hören, durch welche meine tiefſte Ueberzeugung, mit der die ihrige ſtets übereinſtimmte, mir erſt deutlich wird. Heller Verſtand, lebendiges

Gefühl wird, wie sonst, in seltenem Bunde von ihren Lippen, aus ihren Augen zu mir sprechen. Ich werde sie um Rath fragen, wenn ich rathlos bin — ach wie oft werde ich es jetzt nicht seyn! Und nicht sie wird mir rathen; nein, den Herrn, bei dem sie so hoch in Gnaden steht, wird sie bitten, daß er mir zur rechten Zeit das Rechte eingebe, das, was sie selbst gethan haben würde. Betete sie nicht hier für ihre Kinder? Freund, ich kann Ihnen versichern, daß ihre Gebete unabläßig die Angelegenheiten Unzähliger zum Gnadenthron emportrugen. Jetzt sollte sie mich, ihre Kinder, ihre Freunde vergessen? Wie viele und süße Geschäfte gibt es dort nicht für sie! Soll einem Frommen, der weint, himmlische Linderung zugewebt, soll eine vom Körper getrennte Seele allmählig zum Ertragen des ewigen Lichtes vorbereitet werden — da wird sie gewißlich gesendet. Gewiß, der Herr erlaubt es ihr, mein und unserer Kinder Schutzengel zu seyn. Sie wird ihre goldenen Flügel schützend um sie breiten,

ſie tragen und bewahren. Wenn ich ſterbe — ach durch ihren Tod iſt mir der meinige ſo unausſprechlich ſüß geworden! — dann erhört der Herr ihr und mein Gebet, dann kommt ſie mir entgegen mit der frohen Kunde von ſeiner Barmherzigkeit.“

Wenn doch, rief ich aus, das ewige Leben Allen ſo klar und deutlich als Ihnen, vor Augen ſchwebte!

„Wie wäre das möglich?“ entgegnete er. „Wollen ſie denn Alle die Belehrung darüber von Chriſto, und nur von Chriſto allein, annehmen? Da befragen ſie die menſchliche Natur, die ſie doch eigentlich nicht kennen; oder die Allmacht, die Weisheit Gottes, von denen ſie wenig wiſſen, und daraus geht ein trockner, nüchterner, neblichter Unſterblichkeits- und Fortdauer-Glaube hervor, der nicht Einen Tropfen Balſam in ein zerriſſenes Herz gießen kann. Oder wenn ſie ſich an Chriſtum wenden, ſo befragen ſie bloß ſeine Auferſtehung; aber die groſſe Verſchiedenheit zwiſchen dieſer und der unſrigen

kann nur das Gemüth mit blödem Staunen erfüllen. Was bei ihm auf einmal geschieht, Wiederbelebung des Körpers und der Seele, ist bei uns durch Jahrtausende getrennt, indem zwar die Seele sogleich, mit einem himmlischen Körper bekleidet, der irdische Leib aber nur erst spät, am Tage der großen Auferstehung, der Gewalt des Todes entrissen wird. An Christi Tod muß man sich halten: dann ist Alles klar und deutlich; dann steht Alles sichtbar vor Augen. Warum hätte er mich erlöset, wenn ich nicht ewig leben sollte? Was anders, als das mir in meinem endlosen Daseyn bevorstehende Loos konnte ihm diesen Eifer einflößen, daß er lieber selbst sterben, als mich ewig unselig sehn wollte? Was hat er erlöset? Etwa ein Abstractum von Mensch? Nein, mich nach allen Seiten begrenzten, durch mein ganzes eigenthümliches irdisches Leben bedingten Menschen. Dieser, so wie er jetzt ist, nur von der Befleckung und von der Strafe der Sünde befreit, soll ewig fortleben bei ihm.

Er der Schöpfer, der ſich hier als Perſon, als Individuum gezeigt hat, will keine Nebelgeſtalten, er will Perſonen, Individuen um ſich; will dort mit ihnen reden und ſie lieben, wie er es hier mit den Seinigen gethan hat. Aus ſeinem Tode quillt mir das Bild eines großen, herrlichen, eigenthümlich geſtalteten, beweglichen, himmliſchen Lebens hervor. In jener Verſammlung ſehe ich auch meine geliebte, theure Seele in ihrem glänzenden Gewande, mit ihrer Strahlenkrone; und glaube um ſo mehr an ihren Umgang mit dem Herrn, da Er ſchon hier in unſerem Bunde der Dritte geweſen iſt.

„Solch ein Licht — ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er auf den Mondſchein, der hell in das Zimmer hereinfiel, aufmerkſam geworden war — ſolch ein Licht iſt die rechte Beleuchtung für die Gräber der Todten! Gehen Sie mit?“

Wir ſchlugen denſelben Weg ein, den der Leichenzug an jenem Morgen genommen hatte.

Das städtische Gewühl, das uns damals so lebendig umwogte, fing jetzt an auszusterben. Auf den freien Plätzen standen die einsamen Paläste und Kirchen so majestätisch, als ob sie nicht Werke der Menschen, sondern der Natur gewesen wären. Einige Gruppen von Menschen begegneten uns, die, wie es schien, den Abend in einem heitern Familienkreise zugebracht hatten. Durch enge Straßen, in die kein Mondenlicht hineinfiel, näherten wir uns der Vorstadt, wo der Kirchhof liegt. Mein Freund schloß selbst die Thüre auf, und sagte: Ich gehe hier ungehindert aus und ein. Das erste, was mir in die Augen fiel, als wir hineintraten, war der vom Mondenlicht bestrahlte Leichenstein, den mein Freund indeß am Grabe seiner Frau hatte errichten lassen; er zeigte mir ihn und sagte: das ist der Leuchtthurm auf den ich steure! Wir nahten, indem wir bald durch Fußsteige, bald durch thaubenäßtes Gras, bald über andere Gräber hinwegaingen, und setzten uns auf die Bank neben

dem Grabe. Als wir es am Beerdigungsmorgen verließen, da bezeichnete nur ein kümmerlicher Sandhügel — eine aufschlagende Welle neben unzähligen anderen auf dem Meere der Sterblichkeit — die Stätte, wo so viel Glück begraben lag. Jetzt hatte die Welle Festigkeit gewonnen, und sich zu einer Insel gebildet. Der Sandhügel war an den Seiten mit Rasen belegt, und oben mit Blumen bepflanzt; er war von einem eisernen Gitter eingeschlossen, das außer ihm auch noch den nöthigen Raum zu einem zweiten Grabe umfaßte. Am Kopfende war ein aufrechtstehender Leichenstein errichtet. Bäume, Gesträuche, Blumen, wie durch einen Zauber emporgewachsen, dufteten und grünten hier, und schienen auch in der Abwesenheit der Trauernden, ihre Stelle zu vertreten, und ihre Gefühle zu verdollmetschen.

Was fabelt man doch, fing ich an, von dem Schauervollen der Kirchhöfe zur Nachtzeit? Wir sind hier in der Nacht auf einem Kirchhofe, und keinem unter uns ist bange.

„Wovor ſollte uns bange ſeyn?“ entgegnete er, „und warum ſollte man dieſe großen Schlafſäle der Menſchheit nicht eben ſo gut bei Nacht als bei Tage beſuchen? Wenn ich erwarten dürfte, daß ſie mir hier erſchiene, gewißlich, ſo würde ich ſelten dieſen Hügel verlaſſen! Aber ich muß geſtehen, daß ich mich hier am Grabe mehr ihrer Entfernung als ihrer Nähe bewußt werde.“

Wenn das iſt, verſetzte ich, warum beſuchen Sie es denn?

„Sie verſtehen nicht ganz was ich meine,“ fuhr er fort. „Wenn ich bei ihrer Leiche ſtand, zumal als die Züge des Todes ſich auf ihrem Angeſichte zeigten, ſprach es ſo deutlich in mir: Das iſt ſie nicht; das iſt nur ihr abgelegtes Kleid. Und bei dieſem Gedanken erhob ſich mein Geiſt dem ihrigen nach in ſeine überirdiſche Wohnung. Hier an dieſem Grabe empfinde ich etwas Aehnliches; der Geiſt, der einmal dieſen Staub beſeelte, ſondert ſich mir deutlicher von demſelben ab; und dieſer Grabeshügel iſt für mich ein erhabener Standpunct,

von welchem mein Auge tief in die Ewigkeit hineinblicken kann. — Mir wird seltsam zu Muthe, „fügte er nach einer Pause hinzu, während welcher er in Erinnerungen zu versinken schien, „wenn ich bedenke, wie eben das, was ich Ihnen auszudrücken versuchte, mir schon in glücklicheren Zeiten sinnbildlich angedeutet ward.“

Wie das? fragte ich.

„In den letzten Jahren,“ fing er an zu erzählen, „mußte ich mit meiner Frau den Badeort, den ich Ihnen schon oft genannt habe, besuchen. Bei unserem ersten Aufenthalte daselbst, am zweiten oder dritten Abend nach unserer Ankunft, hörten wir eine Trauermusik von einem benachbarten Berge. Die Gattin eines der Vorsteher der Badeanstalt war gestorben, und man hatte ihre Hülle dort feierlich bestattet. Nach einigen Tagen besuchten wir die Stätte. Man steigt auf einem mit Linden bepflanzten Wege einen bedeutenden Berg hinan. Oben auf dem Gipfel beginnt

ein Wald, der sich zur rechten Hand weit hinaus erstrecket. Unter den ersten Eichen und Buchen fanden wir das Grab der Frau, die hier Gesundheit gesucht, und den Tod, oder vielmehr die wahre Genesung gefunden hatte. Zur linken Hand hat man unter seinen Füßen eine der anmuthigsten Landschaften, die ich in meinem Leben gesehen habe, und um diese Aussicht zu genießen, ward dieser Ort oft von den Badegästen und auch von uns besucht. Wir saßen auf einer Bank, und hatten nahe hinter uns den schwarzen Schatten des Waldes und in demselben das frische Grab. Vor uns hatten wir ein blühendes, fruchtbares, mit Wohnungen und rothen Dächern besäetes, von bepflanzten Landstraßen durchschnittnes Thal. Zwei zusammenlaufende Bergesreihen schlossen es ein, und an der Stelle, wo sie sich am nächsten berührten, gestatteten sie doch einen Durchblick in ein neues Thal, und auf andere noch entferntere Berge, die blau an dem Horizont dämmerten. Hier saßen wir oft lange

und ſchweigend, in einem Gefühle ernſter Wehmuth. Aus der Waldesnacht und aus der Nähe des Grabes ergingen ſich unſere Blicke immer weiter und weiter in die lichten Räume, die ſich uns aufthaten, und ſuchten durch die Bergſchlucht aus dem nächſten Thal in das entferntere zu dringen. Ich wußte damals nicht, was dies Alles zu bedeuten hatte. O, wie doch dieſelben Dinge ſich ſo wunderſeltſam wiederholen! So wie damals ſitze ich jetzt auch an einem Grabe, in tiefem, dunklen Schatten; aber über das Grab hinaus öffnet ſich mir eine Ausſicht in unzählige aufeinander folgende lichte und ſelige Thäler; und dort wie hier iſt ein Grab der beſte Standpunct um dieſe Ausſicht zu genießen.“

So iſt Ihnen denn in der That, ſprach ich, das geliebte Grab ein heiliges Land und eine Pforte des Himmels. Aber, fuhr ich fort, wie meinten Sie was ſie vorhin ſagten, daß das was Chriſto bei ſeiner Auferſtehung geſchah, für uns durch Jahrtauſende getrennt ſey?

„In der Auferſtehung Jeſu," antwortete er, „ſehn wir Körper und Seele zugleich wieder hergeſtellt, vereint und verklärt. So gebührte es Dem, der auch ſeiner menſchlichen Natur, ſeinem Leibe und ſeiner Seele nach unſträflich und heilig war. Der Tod hatte über ihn keine Macht; er konnte nichts von ihm zurückbehalten. So iſt es nicht mit uns! Indem unſere Seele dem Untergange entriſſen wird, müſſen wir einen Theil unſeres Weſens, den Leib, gleichſam als eine Beute, dem Tode zurücklaſſen. An dieſem übt er ſeine Gewalt und ruht nicht eher, als bis er das ganze Gebäude zermalmt und in Staub aufgelöſt hat. Er mag es! Gottes Huld macht das Werk der Zerſtörung zu einem Mittel der Reinigung. Wie die Seele in dem Blute Jeſu Chriſti gewaſchen iſt, ſo wird der Körper Jahrhunderte, Jahrtauſende hindurch, in jenen geheimnißvollen Kammern der Verweſung von ſeinen Schlacken befreit. Nur die Geſammtheit der Gläubigen bildet den Leib Jeſu Chriſti; darum wird

auch nicht Einer vor dem Andern vollendet; sondern der Staub Abels, des ersten Gerechten der gestorben ist, wartet auf den Staub des letzten seiner erlöseten Brüder, der sterben wird. Die Wiederherstellung wird um so herrlicher seyn, weil sie bei Allen zugleich erfolgt. Die Seele, welche einen Körper voll Schmerzen und Krankheit, als eine mühselige Bürde abgelegt hatte, findet ihn wieder, von allen unedlen Stoffen geschieden, in reines Gold verwandelt, womit sie, als mit einem glänzenden Geschmeide, sich schmückt. So stehet denn am letzten der Tage, vor dem verklärten Erlöser, auch sein Leib, die Gemeine, verklärt an Körper und Seele, und fehlet Keiner unter ihnen."

Nicht in den reichen Adern ihrer Bergwerke, fügte ich hinzu, sondern in ihren Gräbern verwahrt also eigentlich die Erde ihre Schätze; und sie selber, kurz vor ihrem Untergang, wird über die Herrlichkeit der sich aufthuenden Gräber erstaunen!

„Für das meinige," fuhr er fort, „habe ich neben dem meiner geliebten Gattin mir die Stätte ausersehn. Hier diesen Weg entlang wird man meine Leiche tragen; diese schon von dem Gitter umschloßne Erde wird sich aufthun, um sie zu empfangen. Dann schläft meine Hülle neben der ihrigen die lange Nacht hindurch, während mein Geist mit dem ihrigen vereint, auf diese Stätte herabblickt, und den großen Tag der letzten Offenbarung des Herrn erwartet. Für mich und für sie werden hier dieselben Blumen blühen, dieselben Thränenweiden ihre langen Zweige herniedersenken, bis im Laufe der Jahre auch Die, welche mich und sie kannten, ausgestorben sind, und Keiner mehr weiß, wer hier begraben liegt. Doch Gottes Vorsicht wird diese Gräber bewachen, wenn auch die Menschen sich nicht mehr darum bekümmern. Indessen habe ich den Herrn gebeten, daß das Verweilen bei dieser Stätte für mich und für Alle die sie besuchen, durch fromme Gedanken möge gesegnet werden. Ich selbst

habe jedes Mal dieſen Segen geſpürt. So oft ich den tiefen Kummer, der auf mir laſtet, hieher getragen habe, iſt er unter Thränen und Gebeten, mir wunderbar erleichtert worden.“

Hier ſchwieg er, und ſchien ſtill zu beten. Auf dem im Mondenlicht glänzenden Leichenſtein ſpielte der Schatten der vom Nachthauch bewegten Lindenzweige. Die Luft wehte uns den Geruch der Blumen zu, welche dieſes und die anderen Gräber bekränzten. Von einem benachbarten Kirchenthurme ſchlug es zwölf. Auch mir öffneten ſich die Pforten der unſichtbaren Welt. Im Geiſte ſah ich den Herrn auf ſeinem Throne. In dem Kreiſe der Seligen, die ihn umgaben, unterſchied ich meinen Vater und meine Mutter. Mein unglücklicher Freund, den ich, viel unglücklicher als er! doppelt tödtlich verwundet hatte, ſtand ihnen zur Seite. Sie alle ſahen mitleidig aber freundlich auf mich herab, und ſchienen mir die Stätte zu zeigen, die dort auch mir bereitet ſey, und zu der ich gelangen könnte, wenn ich wollte.

Ich verſank in Sehnſucht nach dem mir dargebotenen Heil, und bat Den, bei welchem nichts unmöglich iſt, um ein frommes Leben und einen ſeligen Tod. Wo werde ich leben; ſo dachte ich; wo werde ich ſterben; wo wird meine irdiſche Hülle nach dem Tode ruhn? Alles wie Du es willſt, o Herr; laß mich nur von Dir begnadigt ſterben!

Steindorf war aufgeſtanden, ich folgte; wir gingen langſam und ſchweigend vom Kirchhofe zurück durch die leeren Straßen der Stadt, die einem großen Kirchhofe glich, da ihre Bewohner in den Armen des Schlafes, der ein Bruder des Todes iſt, ruhten.

„Nächſten Sonntag gehe ich zum Abendmahle," ſagte Steindorf beim Scheiden. „Sie vielleicht auch?"

XXVII.

Steindorfs letzte Worte ſind mir wie ein Stachel im Herzen zurückgeblieben. Ob ich zum Abendmahl gehen würde? Und zwar nächſten Sonntag, da heute ſchon Dienſtag iſt. Ich antwortete in meiner Verlegenheit, ich weiß nicht was. Die Nacht konnte ich nicht ſchlafen; immer bewegte ich die Frage in meinem Herzen: Sollſt Du an dem Abendmahl Theil nehmen, oder nicht? Das Bild des vom Monde beglänzten Leichenſteines trat zuweilen beruhigend und zum Schlummer einladend vor meine halb geſchloſſene Augen; dann ſchreckte mich jener Zweifel wieder auf. Es iſt Morgen, und ich bin noch unentſchieden. Möchten ſich doch während ich Ihnen ſchreibe, meine Gedanken ordnen, möchte ſich eine Entſchließung in mir bilden!

O wie glücklich preiſe ich Diejenigen, welche beſtimmten Grundſätzen und einem oft erneuten Bedürfniſſe folgend, ſich mehrere Mal im

Jahre dem Tiſche des Herrn nahen; die, indem ſie des Segens dieſer Handlung theilhaftig werden, auch die Scheu vor dem Allerheiligſten, das auf Erden gefunden werden mag, beſiegen; die getroſten Muthes und mit der Hoffnung himmliſcher Seelenlabung, ſagen können: Morgen will ich zum Abendmahle gehen! Ich dagegen — ich Unglücklicher! — der ich auf mein erſtes Abendmahl noch kein zweites, in ſo vielen Jahren noch kein zweites habe folgen laſſen, der ich in dieſer Hinſicht weder Grundſätze hatte, noch ein Bedürfniß fühlte; der ich bei meinem frühern Leben nicht ohne die ſchrecklichſte Verſündigung das Abendmahl hätte empfangen können: — ich muß jetzt, wo ich begonnen habe oder doch Willens bin, mein Leben zu beſſern, mich durch dumpfe Furcht und Angſt zurückgeſchreckt fühlen von demjenigen, wonach Andere als nach einem Labſal und einem Genuſſe ſich ſehnen!

Wenn doch alle Diejenigen, welche die Wahrheiten des Glaubens bezweifeln oder ver-

ſpotten; alle Diejenigen, die ſich von der Kirche, dem Gottesdienſte und dem Sacramente entfernt halten — zu dieſen letzten gehöre ich ja ſelbſt! —; wenn ſie doch alle eben ſo freimüthig, wie ich es jetzt gegen Sie thue, das Gefühl ihres Herzens ausſprechen wollten: ſie würden bekennen müſſen, daß dieſe Handlung, die ſie zu den gewöhnlichſten Kirchengebräuchen herabzuſetzen ſich bemühen, für ſie von einer Ehrfurcht, ja Grauſen erregenden Majeſtät umgeben iſt!

Sollte ich einen Eid ſchwören, ſo würde die bürgerliche Geſellſchaft, die durch ihren Abgeordneten zu mir ſpräche, ſo würde die Gegenwart Gottes, der durch ſeine Drohungen zu mir redete, auch dann, wenn ich die Wahrheit ausſagte, mein Gemüth mit Angſt und Bangigkeit erfüllen!

Und doch hätte ich die Wahrheit ausgeſagt; hätte in dieſem beſtimmten Falle meine Pflicht erfüllt; hätte in Beziehung auf denſelben weder die Ahndung der bürgerlichen Geſellſchaft noch

die Strafen Gottes zu fürchten. Habe ich denn aber auch Alles erfüllt, ja kann ich nur Alles erfüllen, was in Beziehung auf das Abendmahl von mir verlangt wird, und was Alles in dem furchtbaren Worte begriffen iſt, das der Apoſtel Paulus ſpricht: Man ſoll nicht unwürdig von dieſem Brodte eſſen, und von dieſem Kelche trinken? — Nicht unwürdig? O wer iſt hier würdig? Und wenn Ihr es ſeyd, Ihr die ihr als Sterne in der Chriſtenheit geleuchtet habet und leuchtet, oder auch Ihr, die Ihr in den Schranken eines engen, dumpfen, aber doch gottesfürchtigen Lebens Euch bewegt: bin ich es, der ich nichts zur Ehre des Herrn gethan, und die Schranken ſeines Geſetzes tauſendmal durchbrochen habe?

Wer unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ihm ſelber das Gericht. — Das Gericht! Alſo werde ich nicht herbeigerufen, ſondern abgemahnt. Ich höre keine Stimme, die mir Segen, Friede, Freude verheißt; ich vernehme nur die Drohung des Gerichts. Indem

ich Troſt und Labſal ſuchte, könnte ich der Strafe verfallen. So gebe ich denn lieber die Hoffnung des erſtern auf, um der letztern zu entgehn.

Was iſt doch die Kirche für eine majeſtätiſche Gemeinſchaft! Sie flößt mir ſcheue Ehrfurcht ein. In kleineren und in immer gröſſeren Kreiſen ſtehn um den Herrn ſeine Heiligen, ſeine Reinen, und ſie wollen nicht zulaſſen, daß ein Unreiner, Ungeweihter ihm nahe. Wenn ich das Abendmahl empfinge, wäre das nicht ein Verſuch, mich in ihre Kreiſe zu ſtellen, eine Erklärung, daß ich mich derſelben Vorzüge werth achte, die ſie genieſſen? Fern von mir ſey eine ſolche Vermeſſenheit! Hat nicht auch die Kirche, in Zeiten wo ſie mehr ihre Würde fühlte als jetzt, ihre Heiligthümer vor Miſsbrauch ſicher zu ſtellen gewuſst? War nicht damals die Ausſchlieſsung von dem Sacramente des Altars die Strafe eines ſündlichen Lebens? An den Kirchthüren lagen die Büſſenden auf der Erde, und flehten unter vielen Thränen die Gläubi-

gen, welche den Tempel betreten durften, um ihre Fürbitte an. Nur nach langer Prüfung, und nachdem sie die Aenderung ihres Sinnes und ihres Lebens bewährt hatten, wurden sie von dem Banne losgesprochen, und zur Gemeinschaft des Sacramentes zugelassen. Wenn ich fühle — wie ich es denn fühle — daß unter jenen Büßenden Mancher besser, viel besser gewesen ist, als ich, muß nicht mein Gewissen gegen mich die Strenge üben, worin die Kirche nachgelassen hat? Ach! und wann wird es den Bann, den es über mich aussprechen muß, wieder lösen dürfen?

Die Mitglieder der reformirten Kirche weigern sich, nach Zwingli's Vorgang, in dem Abendmahle etwas mehr als eine zum Andenken an Jesum gefeierte Handlung zu erkennen. Aber wie? Wenn nun etwas noch viel Tieferes darin läge? Wenn es, etwa wie Geburt und Tod des Menschen, und noch in einem höheren Sinne, ein Berührungspunct zwischen dem Zeitlichen und Ewigen wäre? Ein Gedächt-

nißmahl Jeſu, das nichts weiter wäre als das, würde mich immer mit tiefer Ehrfurcht erfüllen; aber könnte es mir wol dieſe geheimnißvollen Schauer einflößen? Mein Gefühl ſagt mir: das Abendmahl ſey etwas mehr, als die Kirche, worin ich aufgewachſen bin, mich gelehrt hat. Und wenn ich die Schrift befrage, ſo finde ich, daß ſie meine Ahnungen beſtätigt. Mein Leib! mein Blut! dieſe Worte waren für Luther zu gewaltig, ſie drängten ſich ſtets in ihrem eigentlichen, buchſtäblichen Sinne ſeinem Gemüthe auf — und ich geſtehe, daß es mir eben ſo ergeht. Alſo den Leib und das Blut Jeſu Chriſti ſollte ich empfangen? Und auch wol ihn ſelbſt? Denn wie kann ich ihn trennen von ſeinem Leibe und von ſeinem Blute? Könnte ich mich unterwinden, vor ſein Angeſicht zu treten? Werde ich, wenn ich dereinſt vor ihm erſcheinen muß, ſeinen Anblick ertragen? Und nun, da er zu mir kommt, wäre ich im Stande, ihn in mich aufzunehmen? Ich ſtehe hier an der Grenze des Unſichtbaren; ich be-

rühre es; es ſtrömt ſeine Kräfte in mich aus, bin ich für den Segen empfänglich, zu meinem Heil; wo nicht — zu meinem Verderben. Der Leib! das Blut Jeſu Chriſti! Nichts auf Erden war heiliger als dieß. Mit der Heiligkeit des Gegenſtandes wächſt aber auch die Sünde Deſſen, der dagegen frevelt; der unwürdige Abendmahlsgenoſſe iſt ſchuldig an dem Leibe und Blute des Herrn. Ach! meine Schuld iſt groß genug! Sollte ich mich noch unmittelbar an dem Herrn ſelber, durch Entweihung ſeines Leibes und Blutes verſündigen? Nein, ich zögere noch; nach einiger Zeit werde ich vielleicht weniger unwürdig ſeyn.

XXVIII.

Ich bin einmal wieder nahe, recht nahe daran geweſen, mich in den Fallſtricken des Feindes meiner Seligkeit fangen zu laſſen. Er war es — jetzt ſehe ich es ein — der mir alle die Bedenklichkeiten eingab, womit ich meinen

letzten Brief an Sie angefüllt habe. Nie iſt er gefährlicher als wenn er, um ſeine tödtlichen Abſichten zu erreichen, ſich der ehrfurchtsvollen Scheu bedient, die Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit uns einflößen muß. Die verderbte Natur, die ſich ſtets gern von Gott entfernt hält, bildet ſich nun ein, daß er ſelbſt es ihr gebietet, und freut ſich, durch die Vernunft ſelbſt und die beſten Triebe des Herzens zur Verzweiflung berechtiget zu ſeyn. Der Trug iſt zwar ſo leicht zu zerſtreun, und deshalb iſt die Verſuchung von der einen Seite entſetzlich dumm. Doch von der andern Seite iſt ſie dafür um ſo feiner, denn ſie wendet ſich an die uns, vermöge der Sünde, angeborene Abneigung gegen Gott; und von dieſer Seite gefaßt läßt ſich der Klügſte durch die Dummheit ſelbſt überliſten. Auch ich hätte wol dieſen abgenutzten Kunſtgriff und meine Sündhaftigkeit, worauf er berechnet iſt, kennen ſollen. Aber ich ließ mich täuſchen. Ich fühlte wol, welche Arbeit dem Abendmahle in mir vorangehen; daß

ich mein Herz ganz von mir ſelber ausleeren, und es unbedingt Chriſto hingeben müßte; davor fürchtete ich mich mit frevelhafter, gemeiner, feigherziger Furcht; und dieſe verbarg ich unter der Ehrerbietung vor Gott; glaubte ihn zu ehren, indem ich ihn durch die ärgſte Läſterung, durch Mißtrauen, beleidigte.

Dazu kam ein ſündhafter Hochmuth, der ſich unter der Maſke eines Strebens nach Vollkommenheit verſteckte. Ich wollte dem Herrn etwas bringen, eine Anzahl Tage oder Monathe, durch fleißiges Bibelleſen, Beten, vielleicht auch durch einige Almoſen und Werke der Barmherzigkeit ausgeſtattet; ich Elender! und ich bedachte nicht, daß man ihm nie etwas bringen, ſondern immer nur von ihm empfangen kann; daß wenn Alles ſo gut mit mir ſtände, als es nur ſtehn kann, ich ihm dennoch nichts bringen würde; daß der vollkommenſte ſeiner Heiligen ihm niemals etwas gebracht hat; daß es allein darauf ankommt, das Herz, als ein ganz ausgeleertes Gefäß, hinzuhalten an

den Quell der göttlichen Gnade, damit dieſer es ganz erfülle; und daß eine ſolche Vernichtung des eigenen Selbſt, dem Sünder, in der erſten Lebendigkeit der Buße und des Glaubens, beſſer gelingen kann, als dem weiter fortgeſchrittenen Gerechten, wenn er auf dem Wege des Lebens, ſich zu ertödten verlernt hat.

Ich habe Ihnen beſchrieben, wie ich in dem furchtbaren Kampf jener Nacht nur dann erſt zur völligen Annahme des Verdienſtes Jeſu Chriſti gelangen konnte, als ich mich ſelbſt vollſtändig aufgegeben, oder vielmehr vernichtet hatte. Dieſen Kampf habe ich noch einmal gekämpft; aber das zweite Mal leichter als das erſte. Und als ich mir nun wiederum nach und nach Alles genommen, und wie gar nichts für mich behalten hatte — da war auch meine Furcht vor Chriſto und vor ſeinem Abendmahle dahin, und ich war überzeugt, daß er mich riefe.

Und wenn er auch nicht riefe, dennoch will ich es wagen. Muß er denn immer rufen? Kann man denn nicht anders zu ihm gehen,

als wenn er es befiehlt und dazu ermuntert? Begibt ſich denn der Freund zu ſeinem Freunde nur dann, wenn er ausdrücklich dazu eingeladen iſt? Getrieben durch das Verlangen, ihn zu ſehen, tritt er zu ihm herein, auf die Gefahr hin ihm beſchwerlich zu fallen. Und die Liebe zu Chriſto ſollte nicht eine ähnliche Kühnheit erzeugen? Wohlan! Er iſt es doch einmal, den ich lieb gewonnen habe; ſein Bild tritt mir auch ungerufen vor die Augen. Oft betreffe ich mich darauf, daß ich im Stillen ſeufze: Ach! wäre ich, wo Du biſt! Wohlan! ſo will ich denn auch überall hingehen, wo er iſt. Die Liebe treibet die Furcht aus; nicht wahr, Johannes? weil Du ihn liebteſt, haſt Du gewagt an ſeiner Bruſt zu liegen, welche der Mittelpunct des Weltalls iſt, und das Schlagen dieſes gewaltigen Herzens zu fühlen, deſſen Regung in Liebe oder Zorn, Leben oder Verderben über die Creaturen bringt. Wenn mein abgeſchiedener Geiſt ihn einmal ſchauen wird in der Mitte zwiſchen den Seligen und den Ver-

dammten, wie unendliche Schauer der Wonne oder des Entſetzens von ihm ausgehn; ich werde nicht an die Seligen und Verdammten denken, nicht denken was mir ſelbſt bevorſtehn könnte, Seligkeit oder Verdammniß; nur ihn, nur ihn allein, werde ich ſehen, und es wird mich hintreiben zu ſeinen Füßen, daß er aus mir mache Alles was ihm gefällt, Alles was zu ſeiner Ehre dient. Auch jetzt gehe ich hin zu ihm, zu ſeinem Abendmahle, denn Er iſt dort, unbekümmert was daraus entſtehn wird.

Ich kann eben nicht ſagen, daß ich ſonſt eine beſtimmte Abſicht, oder einen deutlich mir vorſchwebenden Wunſch hätte. Zwar bedarf ich des Troſtes, denn ich bin überhaupt ſehr traurig; ich bedarf der Stärkung, bei meiner ſchwachen Kraft und der vielen Arbeit, die es bei mir zu thun gibt. Vielleicht finde ich beides, vielleicht nur tiefere Trauer, nur tieferes Gefühl meiner Schwäche. Dem ſey wie ihm wolle; er verfahre mit mir nach ſeinem Wohl-

gefallen; ich ſuche nichts außer ihm, nichts was er gibt — ich ſuche nur ihn ſelbſt.

Jene Sünderin, die, als er bei dem Phariſäer zu Tiſche war, hinter ſeinem Rücken ihm nahte, ſeine Füße mit ihren Thränen wuſch, und mit ihren Haaren trocknete, ich glaube auch nicht, daß ſie ſich einer beſtimmten Abſicht bewußt war. Sie wollte ihm naben, und in dieſer Begierde mochte wol ihre Furcht vor Verdammniß und ihr Verlangen nach Seligkeit untergegangen ſeyn. Indem er ſie gewähren ließ, als ſie ihm die Füße wuſch und trocknete, mochte er ihr eine gröſsere Wohlthat erzeigen, als durch die Verſicherung: Dir ſind deine Sünden vergeben. So komme auch ich, ohne andere Abſicht, als ſeinen Leib und ſein Blut zu empfangen. Dies ſoll er mir nur geſtatten, alles andere überlaſſe ich ihm.

Ein Wort hat der Herr geſprochen, das lebendig machen könnte, wenn man auch aus Furcht vor ſeiner Gegenwart geſtorben wäre; das Wort: Wer zu mir kommt, den werde ich

nicht hinausstoßen. Nun, daß ich zu Dir komme, Herr, das weißt Du! Ich habe mich von mir selbst losgerissen, daß von meinem ganzen Wesen nichts als das Verlangen nach Dir übrig geblieben ist. Du weißt auch, daß unter den unzähligen Schätzen, die Du bei deinem Mahle uns bietest, doch mein Sinn und mein Verlangen nur eigentlich auf Dich allein gerichtet ist. Wenn Du gesagt hättest, man solle Dir lange Jahre eines unsträflichen Lebens, viele in Dir vollbrachte gute Werke, darbringen; so würde ich nicht kommen, denn von diesem allen habe ich nichts. Aber Du verlangst nur das Kommen, und dieß ist mir gegeben. So komme ich denn, und meine Erwartung hält sich an den Buchstaben deiner Verheißung: ich will nur nicht hinausgestoßen seyn. Ich weiß wohl, daß Du noch mehr thust, als Du verheißest; ja daß Du an einer andern Stelle den Mühseligen und Beladenen, die zu Dir kommen, Erquickung zusagst. Aber so weit streben meine Wünsche nicht einmal empor;

Du ſollſt mich nur nicht hinausſtoßen. Das haſt Du verheißen! Ich komme, ich komme.

XXIX.

Ich hatte, weil ich mit den Gebräuchen unbekannt bin, die hier beim Abendmahle beobachtet werden, Steindorf gebeten, daß ich ihn abholen und mich ihm anſchließen dürfte. Die Communicanten treten hier unmittelbar vor dem Gottesdienſte in die Sacriſtey, wo ſie nach einer Anrede des Geiſtlichen, und nach abgelegtem Sündenbekenntniß, die Abſolution empfangen. Man kann ſich in mehrere einzelne Gruppen abſondern, je nachdem man ſich durch Verwandſchaft, Freundſchaft, oder gleiche Stimmung verbunden fühlt. Ein ſolcher Haufe quoll eben aus der Thür der Sacriſtey heraus, als wir eintraten; und zu unſerer Verwundrung blieben wir allein, vermuthlich weil die Anderen alle ſchon gebeichtet, und wir uns zu ſpät eingefunden hatten. Dieſes Verhältniß, bei welchem mir

ſchon

ſchon bange zu werden anfing, ſchien für den Geiſtlichen etwas beſonders Erregendes zu haben. Nachdem er einige Augenblicke ſinnend geſchwiegen hatte, erhob er das Haupt, und indem er uns beide, doch beſonders Steindorf, der ihm bekannt ſeyn mußte, mit feurigem Blicke anſah, rief er: „Ihr ſeyd gekommen zu dem Berge Zion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmliſchen Jeruſalem, zu der Menge vieler Tauſend Engel, und zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, und zu Gott dem Richter über Alle, und zu den Geiſtern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des Neuen Teſtamentes Jeſu, und zu dem Blute der Beſprengung, das da beſſer redet, denn Abels. Woher ſeyd Ihr gekommen? fuhr er fort, gegen Steindorf gewendet. Aus dem Hauſe, das ſonſt eine Wohnung der Freude war, und jetzt in eine Stätte der Trauer verkehrt iſt; aus der Nacht des Schmerzes, welcher dem Tage ſein Licht nimmt und die Nächte

noch finſterer macht; von dem Grabe, welches die Hülle Derjenigen, die euer Herz lieb hat, umſchließt. Und wohin kommt Ihr? Zu dem Berge Zion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmliſchen Jeruſalem! Dort iſt die Stätte ewiger Freude, dort ſtrahlt ein nie verdunkeltes Licht; dort wird kein Tod mehr ſeyn. Wohin ſeyd Ihr gekommen? Zu der Menge vieler Tauſend Engel, zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind. Seht Ihr unter jenen Tauſend Engeln, Die, welche Ihr hier vermißt, kenntlich an beſonderem Glanz und eigenthümlicher Herrlichkeit? Seht Ihr, wie ſie von dort ihre Blicke auf Euch richtet, und auf die Pfänder eurer Liebe, die ſie Euch zurückließ? Dahin ſeyd Ihr jetzt im Geiſt gekommen, dort werdet Ihr künftig eingehen; tröſtet Euch mit dieſen Worten!"

„Woher ſeyd Ihr gekommen?" rief er zu mir gekehrt. Und wie ſtaunte ich, Worte zu hören, die er nicht beſſer hätte wählen können, wenn er meinen Zuſtand und meine Geſchichte

aufs genauſte gekannt hätte! Und warum ſollte nicht das, was fromme Geiſtliche in ſolchen Augenblicken reden, ihnen von Oben eingegeben werden? „Woher ſeyd Ihr gekommen?“ rief er. „Aus der Wüſte der Welt, wo eine ungöttliche Wiſſenſchaft die Hügel, die ſie aus Sand gebildet hat, für die Stadt des lebendigen Gottes ausgibt; wo die Sünde Ciſternen gräbt und faules Waſſer ſammelt, um ihrer durſtigen Diener zu ſpotten; wo es immer einſamer, immer ſchauerlicher um den Wanderer wird, bis er endlich mit ſeinem ſchlimmſten Feinde allein bleibt — mit ſich ſelbſt! Wohin ſeyd Ihr gekommen? Zu dem Blut der Beſprengung, das da beſſer redet, denn Abels. Heil Euch! Ihr habt aus der Wüſte den Weg gefunden zu dem gelobten Lande, zu dem Berge Golgatha, zu dem Kreuze an welchem das Opfer blutet, das die Sünde der Welt verſöhnt, und auch die eurige!“

„Zu wem ſeyd Ihr gekommen?“ rief er, indem er uns beide anſah, und uns die Hand

entgegenſtreckte, als ſey er ein von dem Herrn ausgeſendeter Diener, uns zu bewillkommnen. „Ihr ſeyd gekommen, zu dem Mittler des Neuen Teſtamentes Jeſu. Durch wen anders als durch ihn könntet Ihr jemals wiederfinden was Ihr verloren habt, oder erwerben was Euch fehlt? Durch wen anders als durch ihn könntet Ihr unter die Menge vieler Tauſend Engel, aus deren Mitte Euch die Sünde verbannt, eingeführt werden? Wo iſt er aber? Er erwartet Euch an ſeinem heiligen Tiſche. Zweifelt nicht, daß Er es ſey, ob Ihr gleich nur Brot und Wein ſehet. Als er auf Erden wandelte, ſahe man nur den Menſchen, und der Menſch war Gott. Bei ſeinem heiligen Mahle ſieht man nur irdiſche Speiſe, aber ſie iſt der Leib und das Blut des Herrn. Wohlan! gehet ein zu eures Herrn Freude; aber bekennt zuerſt, daß Ihr erſcheint ſeiner Gnade, und nicht eurer Gerechtigkeit vertrauend.“

Das Sündenbekenntniß war in ſcharfen Ausdrücken abgefaßt. Ich wiederholte ſie gern,

und freute mich, nicht bloß vor Gott, sondern auch vor anderen Menschen meine gänzliche Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit bekennen zu dürfen.

Wir begaben uns in die Kirche und Steindorf schloß eine Bank auf. Nachdem ich mich an dem Ende derselben niedergesetzt hatte, sagte er: Treten Sie mir Ihren Platz ab; meine Frau hat sonst immer an demselben gesessen.

Die Kirche war sehr angefüllt. Ich kam mir vor wie ein einzelner Halm auf einem grossen Aehrenfelde, und flehte zu dem Geiste, daß sein Rauschen, wenn es die Uebrigen bewegte, auch mich nicht unberührt lassen möchte.

Diese Menschenmasse erhob zu einer starken Orgelbegleitung in der ernsten Melodie eines Kirchenliedes die Stimme. Die Gewalt dieser Töne fiel mir zuerst erschütternd in die Ohren, und beklemmend auf die Brust. Als ich mich ein Wenig daran gewöhnt hatte, klangen sie mir, als ob das Rauschen der Wälder und das Gebrause des Oceans sich theilweise zur

Ehre des Herrn in Harmonie aufgelöst hätte. Dann glaubte ich den Schlachtgesang eines Heeres zu vernehmen, welches gegen die Feinde des Lichts ausgezogen ist, und fühlte mich begeistert, an dem Kampfe und dem Siege Theil zu nehmen. Am Ende war es mir, als ob ich eine Antwort auf die ewigen Chöre vernehme, welche allezeit im höhern Heiligthume den Ruhm des Herrn preisen.

Der Augenblick, wo Orgel und Gesang schweigen, ist so ergreifend, so groß, daß alsdann nicht ein Mensch, sondern nur Gott reden darf. Dieß geschah auch hier. Der Text ward vor den Eingang der Predigt gestellt. Es waren die Worte: Ich stehe an der Thür und klopfe an; so Jemand meine Stimme hört, und die Thür aufthut, zu dem werde ich eingehn und das Abendmahl mit ihm halten.

Als die Predigt, die mich von Anfang bis zu Ende gefesselt hatte, vorüber war, ergriff mich ein Schauer: denn nun sollte das Abendmahl angehn.

Einleitende Anreden, Gebete, zuletzt die Einsetzungsworte wurden vor dem Altare gesprochen. Neben mir kniete Steindorf, den ich laut weinen hörte; ich konnte nicht weinen, mein Herz war viel zu stürmisch bewegt. Halbe Gedanken und Bilder, wie diese: Herr der mich errettet hat, und den ich bekennen will — Sünde, Angst, Noth meines frühern Lebens, die ich hinter mir zurücklasse — Vater und Mutter, segnet euren Sohn — Jesu, nimm mich an! — zuckten durch meine Seele als ein unaussprechliches Seufzen, das durch seine Richtung zum Himmel ein Gebet ward. Doch mit einem Male ward mir ein feuriger Pfeil des Bösen dazwischen geschnellt. Meine Gedanken wurzelten fest bei meinem unglückseligen Zweikampf, und bei dem, was ihn herbeigeführt, was er zur Folge gehabt hatte. Sie wollten nicht wieder los; ich riß wie ein Krieger, der in die Schlacht gehen will, an der Lanze, die indessen in den Boden Wurzeln geschlagen hat. Es war, als käme ein Arm aus

den Wolken um mich aufzuheben, und eine andere Faust hielte mich fest an der Erde. Meine Angst wuchs dergestalt, daß ich alle Besinnung verlor. Das Abendmahl war schon angegangen, durch den Gesang des Chors tönten die Worte der Geistlichen, womit sie Brot und Wein reichten; Steindorf war aufgestanden, und wollte vor den Altar treten; ich lag noch immer auf den Knien. Endlich ermannte ich mich, und rief: Herr, wenn es Dir Ernst ist mit dem Versprechen, daß Du mich nicht von Dir stoßen willst: jetzt zeige es; jetzt hilf! Und er half. Ich konnte aufstehn, und ging wie ein Schlaftrunkener die Stufen des Altars hinan. Nun empfing ich Brot und Wein. Plötzlich war mein ganzes Gemüth mit Ruhe, Klarheit und Wehmuth überfüllt. Die überirdische Gewißheit, mit dem Herrn in Gemeinschaft zu stehen und an allen Gütern des ewigen Lebens Theil zu haben, hatte sich in mich herein gesenkt. Ich konnte weinen, und unter häufigen, aber seligen Thrä-

nen aß ich von dem Brote und trank von dem Wein. Nachdem ich auf meinen Platz zurückgekehrt war, warf ich mich wieder, aber mit ganz anderen Gefühlen als kurz zuvor, auf die Knie. Mein Inneres löſ'te ſich in unendlichen Dank auf, und in das Verlangen, dem Herrn, der ſich meiner angenommen hatte, ganz zu gehören, und ihn durch Leben und Tod zu verherrlichen. Ich richtete mich auf und ſetzte mich nieder. Die Handlung dauerte noch ſehr lange. Mir war es, als könne ſie ewig dauern, ſo ſehr war ich aus den Schranken der Zeit und des Raumes hinausgerückt. Wären alle Menſchen gekommen, um hier einer nach dem andern Troſt und Stärkung zu ſuchen, es hätte mich nicht befremdet; es hätte mich gefreut, ſie alle auf dem Wege zu ihrem Heile zu erblicken. Ich hätte ſie gern die Stufen des Altars hinauf, ungern nur dieſe Stufen hinunter ſteigen ſehn, wie ich ſelbſt ungern hinabgeſtiegen war. Jetzt ſaß ich ohne zu denken; ich wollte auch nicht denken, nicht reden, ſelbſt

nicht zu dem Herrn reden. Ich faßte ihn nur ins Auge, und hielt mich still in seiner Gegenwart, um ihn zu hören, wenn er mit mir redete. Diese Abendmahlsfeier — meine erste! — ging zu Ende, wie Alles hienieden. Heil uns, daß uns im Himmel eine endlose bevorsteht. Wir empfingen den Segen, den ich in der That empfing und in meinem Herzen mit davon nahm. Mit dem innigsten Händedruck schied ich von Steindorf an der Thür der Kirche.

XXX.

Ich habe auch versucht über die so mannichfaltig und verschieden beantwortete Frage: In welcher Beziehung auf Christum stehn Brot und Wein des Abendmahls? mir eine feste Ueberzeugung zu bilden.

Ich will einmal annehmen, Christus sey nichts als ein Mensch, aber ein Mensch, der ein Werk wie kein anderer hienieden vollbracht

hat. Er ist in Begriff von der Erde zu scheiden; und weil sein liebendes Herz ihn wünschen läßt, in der Erinnerung der Seinigen fortzuleben, weil ihnen, nach seiner Ueberzeugung, nichts heilsamer seyn kann, als das oft erneute Andenken an seine ganze Persönlichkeit und vornehmlich an seinen Tod, stiftet er eine Handlung zu seinem Gedächtniß — ein Mahl, bestehend aus den täglichen, gewöhnlichen Nahrungsmitteln, Brot und Wein, denn sein Andenken soll die tägliche, gewöhnliche Seelenspeise seiner Jünger seyn. Bei dieser Vorstellungsart kann ich allerdings Brot und Wein nur für ein Zeichen, und die ganze Handlung nur für ein Gedächtniß ansehn.

Doch ist nicht in dieser Vorstellung etwas enthalten, wodurch sie sich selber aufhebt? Menschen von hoher sittlicher Vollkommenheit, die ihr ganzes Leben an ein großes heilsames Werk gesetzt haben, werden allerdings auf dieß Werk einen besondern Werth legen, und legen dürfen: aber eben so auch auf ihre Person? Ich

sollte denken, sie müßten durchaus Eins von dem Andern trennen; ihrem Werke ungehemmten Fortgang wünschen; ihren Namen und das Andenken ihrer Persönlichkeit aber dem Schicksale überlassen, das die Vorsehung darüber verhängt hat. Was der Mensch Gutes thut, das thut ja nicht er, sondern Gott; was ist also an dem Namen und dem Andenken des Werkzeuges gelegen, wenn das Werk nur fortlebt?

Diese Demuth, die keinem wahrhaft großen Manne fehlen darf, würden wir in Christo wenn wir ihn nur für einen Menschen halten, bei der Stiftung seines Abendmahles vermissen. Er legt offenbar ein eben so großes Gewicht auf sein Andenken als auf sein Werk; ja sein Werk scheint ihm nur durch das Andenken an seine Person fortdauern zu können; Beides fließt für ihn in Eins zusammen. War dieß richtig? War es erlaubt?

Die Ansicht, daß Christus nur ein Gedächtniß habe stiften wollen, zerstört sich also selbst. Denn sie kann nur unter der Voraussetzung

Statt finden, daß Christus nichts als ein Mensch sey; und dann hätte er mehr gethan, als ihm geziemt hätte.

Wie? hätte denn nicht aber auch der dem Vater gleiche Sohn Gottes, als er die Welt verließ, sich auf die Stiftung eines Gedächtnißmahles beschränken können? Für einen Menschen war dieß zu viel; für Den, der wahrhafter Gott ist, war es zu wenig. Nichts als ein leeres Zeichen hätte er hinterlassen? Seine Liebe zu seinen damaligen und zu allen seinen künftigen Jüngern konnte nichts Anderes für sie ersinnen? Sterben konnte er zwar für sie, und durch seinen Tod sie selig machen: aber hier wäre er nicht weiter gegangen als allenfalls auch ein Mensch gehen kann? Dem, der allgegenwärtig blieb, obgleich seine sichtbare Erscheinung von der Erde verschwand, geziemte es nicht, ein Zeichen zu stiften, bei welchem man sich an ihn gleichsam als an einen Abwesenden erinnerte; sondern wo sein Gedächtniß gefeiert ward, da mußte Er selber seyn.

Die Stiftung des Abendmahles schon allein führt also auf die Gottheit Christi, und auf seine Gegenwart bei dieser Handlung. Der Vater, der Freund, der Lehrer, wenn er scheidet, wünscht zwar unter den Seinigen fortzuleben; aber wie soll er es erreichen; und wenn er es erreichte, wozu könnte es nutzen? Der göttliche Erlöser hingegen muß Anstalten treffen, wodurch er, obgleich in das Unsichtbare hinübergegangen, doch auf Erden fortlebe; denn wie die Lehre von seiner Person, seine wichtigste Belehrung ist, so ist auch seine Person eins mit seinem Werke. Seine eigene Liebe treibt ihn dazu; wie der Vater ihn, so liebt Er ja auch die Seinigen. Er ist allmächtig; er kann Wunder thun; und ist hier ein Wunder nicht seiner Allmacht und Liebe würdig? Geziemte es nicht Dem, der in menschlicher Natur auf die Erde kam, als er die Erde verließ, in einem sichtbaren Zeichen sich selbst zu geben? Ich habe ausgesprochen, was ich meine: Brot und Wein stehn zu Christo in so genauer Be-

ziehung, daß wir sie nicht empfangen können, ohne Ihn zu empfangen. Ihn empfangen! Der Gedanke ist furchtbar groß und überwältigend. Auch hat er nur gesagt, daß er seinen Leib und sein Blut, das heißt, dasjenige wodurch er unserer Natur am nächsten steht, uns geben wolle; obgleich sein Leib und sein Blut wiederum nicht von ihm, und von seinem ganzen Wesen getrennt werden können.

Welche Stelle in der ganzen Oeconomie des Herrn nimmt nun aber das Abendmahl ein? Der Herr hat sein Reich im Himmel und auf Erden. Das erste besteht aus Denen, die durch ihn selig geworden sind, das zweite aus Denen, die durch ihn selig werden wollen. Selig sind die ersten auch jetzt nur dadurch, daß Er sich ihnen zum Anschaun und zum Mitgenuß seiner Seligkeit hingibt, so daß sie, indem sie ihn sehen, wie er ist, ihm ähnlich werden. Wie er nun die Mitglieder der obern Gemeine Seiner selbst ohne Hülle und Schleier theilhaftig macht, so werden die Mitglieder der irdischen Gemeine

Seiner unter den Zeichen des Nachtmahls theilhaftig. Die ersten glauben nicht mehr; sie schauen. Bei den anderen geschieht die Ertheilung dieser höchsten Wohlthat nur unter der Bedingung des Glaubens. So wird also der Herr selbst, der sich unverhüllt und verhüllt den Seinigen im Himmel und auf Erden hingibt, der Berührungspunct zwischen diesen beiden Gemeinen. Die kämpfende Kirche wird dadurch mit der triumphirenden, so wie mit dem gemeinschaftlichen Oberhaupte verknüpft, und ein Mittel ist ihr gegeben, den Strom der Gnaden, der sich in jenen höheren Regionen so reichlich ergießt, auf sich herabzuziehen.

Als Christus noch auf Erden wandelte, da konnten Diejenigen, die ihn suchten, wohl erfahren, wo er zu finden sey. Sie kamen, und wenn Solche, die von einem sündlichen Leben sich zuerst zu ihm wendeten, stärker erschüttert wurden, so war auf die weiter geförderten Gemüther der Eindruck seiner Nähe nur milde und freundlich. Indem sie ganz mit kindlicher Un-

befangenheit vor ihm redeten und handelten, ging doch allmählig und unbemerkt aus seinen Worten und Thaten, aus seiner Gegenwart ein höheres Leben in sie über.

Wer jetzt Christum sucht, der weiß auch wo er zu finden sey — nämlich beim Abendmahl. Er kommt; doch um zu kommen, muß er, besonders im Anfang, sich von seinem sündlichen Selbst gewaltsam trennen; er wird also, wie es mir geschah, sich in einen Strom heftiger Gemüthsbewegungen hingerissen fühlen. Wenn er sich mehr seinem Erlöser befreundet, sich mehr zur Aehnlichkeit mit ihm ausgebildet hat, dann werden, wenn er dem Herrn im Abendmahle naht, diese heftigen Erschütterungen aufhören. Er fühlt sich nur selig und still in seiner Gegenwart; und diese Seligkeit ist um so himmlischer, weil sie mit keinen heftigen Entzückungen, die nur gar zu sehr unserer sinnlichen Natur angehören, verbunden ist. Indessen geschieht ihm wie Denen, welche dem auf Erden wandelnden Christus nahten;

während sein Zustand sich nicht viel über den gewöhnlichen zu erheben scheint, ergießen sich, aus der geöffneten Quelle, woran er den Mund gelegt hat, Kräfte des himmlischen Lebens in sein Inneres.

Ist dieß die Bestimmung des Abendmahls, so kann auch die Meinung Zwingli's, daß im Abendmahl durch das Brot und den Wein der wahre Leib und das wahre Blut Christi bloß dargestellt, und daß die Seelen dadurch, daß sie an den gekreuzigten Christum glauben, mit seinem Leibe und seinem Blute gespeiset werden, nicht als erschöpfend erscheinen, da die Berührung der Seele mit Christo und seinem unsichtbaren Reiche, und ihre Stärkung durch dieselbe, dabei wegfiele.

Calvin aber hat gesagt, daß wir, wie Christus versprochen hat, seines Leibes beim Abendmahle theilhaftig werden, wenn wir unsere Seelen zum Himmel, wo Er ist, erheben. Könnte ich mich mit dieser geistigen Gegenwart Christi, die nur für den gläubigen, nicht für

den ungläubigen Empfänger Statt findet, nicht begnügen?

Ich habe es zuerſt geglaubt, aber es gelang mir nicht. Daß wir des Leibes Chriſti, inſofern bei dem Abendmahle theilhaftig werden, als wir uns zum Himmel, wo Er iſt, erheben, ſcheint mir eine gezwungene Vorſtellung, und ein Verſuch, den Sinn der Einſetzungsworte aufzuheben, indem man ihn ſcheinbar beibehält.

Die Seele ſoll ſich zum Himmel erheben. Ja wol. Aber ich finde immer, daß der Herr, wenn er uns beſeligen, und uns zu ſich erheben will, zuvor zu uns herabkommt. Dieß Herabkommen zu uns, iſt auch dem Weſen des Abendmahles, welches eine Fortſetzung ſeines Wandels auf Erden ſeyn ſoll, vollkommen gemäß. Zuerſt kommt er in demſelben zu uns herab; ſodann erhebt er uns durch daſſelbe zum Himmel.

Und dieſe Gegenwart Chriſti verſchwände vor dem unwürdigen Abendmahlsgenoſſen? Darf man bei der, dem Worte des Herrn gebühren-

den, Verehrung annehmen, daß sein Versprechen, er wolle seinen Leib und sein Blut geben, einmal erfüllt werde, und einmal nicht? Nein, was er gesagt hat, das geschieht; was er verheißen hat, das gibt er, wie auch das Gemüth des Empfängers beschaffen sey. Der Gläubige wird es zu seinem Heil, der Ungläubige zu seiner Verdammniß genießen.

Ich muß mich also für Luthers Meinung erklären, und mit ihm glaube ich: das Sacrament des Altars sey der wahre Leib und das wahre Blut Christi, in, mit und unter dem Brot und Wein, uns zu essen und zu trinken eingesetzt und befohlen. So erweise ich den Worten Jesu die gebührende Ehrfurcht. Er hat gesagt: dieß ist mein Leib! und mir geziemt zu glauben, daß er mir gerade das gibt, was er nach dem einfachsten Sinn seiner Worte mir versprochen hat.

Diesen seinen Leib empfange ich mit dankbarer Rührung über seine Gnade, die ihn bewegt, sich stets zum Menschen herabzulassen.

Indem ich glaube, daß bei dem Abendmahle, außer demjenigen was in mir geſchehen ſoll, auch etwas außer mir vorgeht, behält dieſe Feier in meinen Augen die einer göttlichen Einſetzung zukommende Heiligkeit, und bleibt was ſie iſt, ich mag nun durch meinen innern Zuſtand würdig oder unwürdig ſeyn, daran Theil zu nehmen.

Ueber die katholiſche Lehre von der Brotverwandlung muß ich tadelnd bemerken, daß ſie mir weniger das Erzeugniß einer gläubigen und gemüthvollen Auffaſſung der Einſetzungsworte Jeſu, und ſeiner Abſicht bei dem Abendmahl, als die Frucht eines grübelnden Scharfſinnes zu ſeyn ſcheint, der in die Geheimniſſe des wunderbaren Vorgangs weiter dringen will, als es dem Menſchen gegeben iſt; und daß, wenn man dem verwandelten Brot eine Heiligkeit beilegt, die das Brot nur in Verbindung mit der ganzen Handlung haben kann, die ehrfurchtsvolle Scheu, welche dieſelbe einflößen ſoll, mehr zerſtört als befördert wird.

XXXI.

Ich habe sehr unerwartet einen alten Bekannten wiedergesehn. Es ist ein junger Theolog aus der Schweiz, Theophilus Gaillard, der meine Vaterstadt sonst zuweilen besuchte, und dessen munteres Wesen mir damals wohlgefiel. Beim Herausgehn aus der Kirche, wo ich vor vier Wochen das Abendmahl empfangen habe, und die ich seitdem regelmäßig besuche, traf ich mit ihm, der auch aus der Kirche kam, zusammen. Er war um so mehr erfreut mich zu finden, als er hier noch nicht recht orientirt ist, und erst wenig Bekanntschaften gemacht hat. Mir war seine Erscheinung, so wie die Zeiten, deren Erinnerung sie in mir zurückrief, angenehm und bitter zugleich. Auf meine Einladung begleitete er mich in meine Wohnung. „Hätte ich doch niemals geglaubt" fing er hier scherzhaft an, „daß ich Sie in diesem Lande, in dieser Stadt, und ich muß hinzusetzen, beim Gottesdienste wiederfinden würde.

Die Kirche, Lieber, war ſonſt ein Ort, den Sie nicht oft beſuchten.“

Ich muß es Ihnen zurückgeben, antwortete ich. Sie ſind zwar Theolog; aber in der Kirche waren Sie nicht oft anzutreffen.

„Was wollen Sie?“ erwiederte er treuherzig. „Ich habe viel Sinn für Geſelligkeit, ich bin muſikaliſch, ich ſinge, ich tanze; ſo habe ich mein Leben anſtändig genoſſen. Ueberhaupt war es meine Abſicht, die Theologie zu verlaſſen, und als Hauslehrer in eine hohe Familie einzutreten. Aber man wird älter; man ſtellt ernſthaftere Ueberlegungen an; kurz, ich bleibe bei der Theologie, und ſuche ſobald als möglich in meinem Vaterlande eine Anſtellung zu bekommen.“

Und der Zweck Ihrer Reiſe? fragte ich.

„Sehn Sie,“ ſprach er, „Lauigkeit gegen Kirche und Religion kann man mir immer vorwerfen, aber redlich meine ich es dennoch. Es ſchien mir gewiſſenlos, in ein Pfarramt einzutreten, ohne mit mir über die Anſicht Eins

zu ſeyn, nach welcher ich das Chriſtenthum predigen ſollte. Ich wollte mir feſte Grundſätze, ich wollte mir ein Syſtem bilden — darum bin ich nach Deutſchland gekommen.“

Hoffen Sie hier dieſen Zweck zu erreichen? fragte ich lächelnd.

„Ich habe, wenn ich es offen geſtehn ſoll,“ antwortete er, „Verbeit gegen Verwirrung umgetauſcht. Sonſt dachte ich überhaupt nicht viel über das Chriſtenthum nach, und wenn ſich mir eine Verſchiedenheit in der Darſtellung desſelben aufdrang, ſo ging ich darüber hinweg. Hier treten die Gegenſätze zu beſtimmt hervor; man muß davon Notiz nehmen; man müßte auch eigentlich ſich entſcheiden; aber das habe ich noch nicht gekonnt.“

Machen Sie mich doch mit dieſen Gegenſätzen in den theologiſchen Anſichten bekannt, bat ich, und merkte ſogleich, daß dieſe Aufforderung, ſich belehrend auszulaſſen, ihm Freude machte.

„So müſſen Sie denn wiſſen,“ hub er

an, „daß es hier Leute gibt, welche behaupten, daß die Bibel eine übernatürliche Offenbarung Gottes enthalte, und daß die Vernunft ſich dieſen offenbarten Lehren unterordnen müſſe. Dieſe ſcheinen die geringere Anzahl auszumachen und werden von der Gegenparthei, zu der ausgezeichnete philoſophiſche Köpfe gehören, gewaltig zu Paaren getrieben. Dieſe Gegner behaupten, daß die Vernunft die Quelle der Religion ſey, und daß ſie das Recht habe, die Lehren der heiligen Schrift zu beurtheilen.“

So ſtellt ſich ja, ſagte ich, der Gegenſatz ſehr deutlich dar.

„Nicht ſo deutlich,“ fuhr er fort, „als Sie meinen. Die Verfechter der Offenbarung räumen bald weniger, bald mehr der Vernunft; und die Liebhaber der Vernunft bald weniger, bald mehr der Offenbarung ein. So entſteht denn oft ein ziemlich verwirrtes Geſchrei, und man hört von beiden Seiten den Vorwurf, daß die ſtreitige Frage von den Gegnern nicht richtig angegeben ſey. Die Jünger toben da-

zwiſchen, und ſprechen lauter, aber auch unverſtändlicher, als die Meiſter.“

Ich danke Gott, rief ich, daß ich nicht nöthig habe, an dieſem Kampfe Theil zu nehmen.

„Nun gibt es aber noch Andere,“ fuhr er fort, „die weder zu der einen noch zu der andern Parthei gehören wollen, ſondern ſich daneben oder darüber ſtellen.“

Könnten Sie mir nicht, ſagte ich, über dieſe Letzteren etwas Genaueres mittheilen?

„Das kann ich nicht,“ ſagte er, „denn ihre Meinung iſt mir ſelbſt noch nicht klar geworden. Die Einen ſcheinen die Religionslehren von dem Gefühl herzuleiten; die Anderen ſcheinen weder die Vernunft noch die Offenbarung unterzuordnen, ſondern beide gleich zu ſtellen.“

Und da iſt alſo keine unter dieſen verſchiedenen Anſichten, fragte ich, zu der Sie ſich mehr als zu der andern neigten?

„Wie könnte ich?“ rief er. „Ich bin unpartheiſch; ich laſſe mich von keiner Schwär-

merei weder der Vernunft noch des Gefühles hinreißen; und da finde ich an jeder dieſer Meinungen etwas, das ich loben, und etwas, das ich tadeln muß. Gott hat ſich offenbaret: vortrefflich! Die Lehren, die ich als Geiſtlicher vortragen will, bedürfen einer höhern Beglaubigung. Aber wenn nun Jemand nicht glauben will, daß Gott ſich offenbart hat, wie ſoll ich es ihm beweiſen, wie ſoll ich Alles, was er mir einwenden kann, beantworten? Alſo die Vernunft iſt die einzige Quelle der Religionswahrheiten? Ich glaubte es gern, wenn ich nur wüßte, wie ich es glauben könnte, ohne dabei Chriſtum, der doch ſo beſtimmt geſagt hat, daß ſeine Lehren von Gott kommen, einer Lüge zu beſchuldigen. Man ſage mir nichts, womit die Erhabenheit und Reinheit ſeines Charakters nicht beſtehn kann; das verwerfe ich ſogleich. Aber wie? wenn wir nun alle Religionslehren von dem Gefühle ableiteten? Man verſuche es mit der Hauptlehre, daß wir durch den Tod Chriſti erlöſet ſind. Es kann

möglich seyn, daß Andere es besser durchschaun, aber ich für mein Theil sehe nicht ein, wie man durch das Gefühl Gewißheit darüber erhalten kann. Noch am meisten würde es mir gefallen, Vernunft und Offenbarung einander ganz gleich zu stellen; aber dann bedenke ich wieder, daß die Offenbarung eine Reihe geschichtlicher Thatsachen aufstellt, die in ihr gerade zu dem Wichtigsten gehören; und begreife nicht, wie man Thatsachen aus der Vernunft herleiten will."

Und wenn es auch hier, fiel ich ein, weniger auf die Thatsachen ankäme, als auf die Wahrheiten, welche dadurch beglaubigt werden sollen, so würde doch die Vernunft, seitdem sie durch den Fall verdunkelt ist, diese nicht finden können.

„Was," rief er erstaunt. „Sprach hier ein Dritter; oder sind Sie es? Nach dem Argumente zu urtheilen, womit Sie mir so fertig in die Rede fielen, muß ich glauben, daß auch Ihr theologisches System fertig ist."

Mein theologiſches Syſtem wol nicht, entgegnete ich, aber mein Glaube ſteht feſt. Vom Glauben aus werde ich, ſo es des Himmels Wille iſt, auch wol einmal zu einem theologiſchen Syſtem gelangen. Wo nicht, ſo wäre der Schade auch nicht groß. Ob Sie aber, die Sie nur das Syſtem ſuchen, jemals zum Glauben oder auch nur zum Syſtem gelangen werden, das möchte ich bezweifeln.

„Ich kann noch immer nicht von meinem Erſtaunen zurückkommen.“ rief er. „Was man doch erlebt! Solche Reden pflegten Sie ſonſt nicht zu führen. Doch laſſen wir das! Ich ſehe, es bildet ſich hier ein theologiſcher Discurs; und ich, der Theologe, werde nicht ausweichen. Sagen Sie mir alſo, ich bitte, was glauben Sie eigentlich?“

Der weſentliche Inhalt meines Glaubens, antwortete ich, iſt die Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur, und die Gottheit Jeſu Chriſti, des Erlöſers. Aus dieſer Probe können Sie von dem Uebrigen urtheilen.

„Freilich, freilich," rief er; „wer dieß glaubt, der glaubt Alles! Aber," fuhr er fort, „Sie, der Sie ſtudirt, der Sie die alten Schriftſteller, und ich glaube auch einige neue Philoſophen geleſen haben — Sie ſcheinen mir nicht der Mann, der ſo ins Gelache hinein glaubt. Wenn jene Ueberzeugung die Ihrige iſt, ſo haben Sie dieſelbe gewiß nicht ohne Gründe in ſich aufgenommen. Dieſe möchte ich von Ihnen hören."

Warum ſoll ich Ihnen dieſe bekannten Gründe vortragen? entgegnete ich. Es ſind dieſelben, wodurch die Anhänger des orthodoxen Syſtems daſſelbe unterſtützen. Wenn Sie mich aber fragten, durch welche Vorbereitung meines Innern dieſe Gründe für mich überzeugend geworden ſind — ſo wäre das freilich eine andere Frage — und darauf ließe ſich Vieles antworten.

„Nun bei Allem, was Ihnen theuer und heilig iſt," ſprach er, „geben Sie mir dieſe Antwort. Welch ein rechtgläubiger Geiſtlicher hat ſich durch Ihre Bekehrung ein Verdienſt

erworben; welche fromme Geſellſchaft hat Sie in ihre Mitte und in den Strom ihrer andächtigen Gefühle hinein gezogen? Welche erwecklichen Bücher haben Sie geleſen?“

Das erwecklichſte unter allen, antwortete ich — die heilige Schrift, die habe ich viel, ſonſt faſt kein anderes Buch über dieſe Gegenſtände geleſen. Umgang habe ich ſehr wenig, und durchaus nicht von der Art, wie Sie ihn bezeichnen, gehabt. Es iſt Alles eine ganz innerliche Geſchichte.

„Dieſe innerliche Geſchichte, ich beſchwöre Sie,“ rief er.

Eine ſolche innere Leitung, fing ich an, iſt zwar von der einen Seite das Heiligſte und alſo auch das Geheimſte, das man haben kann; von der andern Seite ſcheint mir aber auch das, was man in dieſen Beziehungen an ſich erfahren hat, ein Gemeingut zu ſeyn, das man keinem Chriſten, der danach verlangt, vorenthalten darf. Nun fuhr ich fort, und erzählte ihm unter großer Bewegung meines Gemüthes,

so daß ich erst durch meine eigene Rührung unterbrochen ward, die ganze Geschichte von der Entwickelung meines innern Glaubenslebens, wie ich sie Ihnen in meinen Briefen beschrieben habe. Ich schloß, indem ich sagte: Und nun frage ich Sie, ob nicht die heilige Schrift, die in mir ein neues Leben entzündete, als alles eigne Leben erloschen war, sich mir als ein Wort Gottes bewährte? Ob die erlösende Kraft des Todes Christi mir jemals zweifelhaft werden kann, da ich sie in jenen furchtbaren Kämpfen so deutlich empfunden habe? Ob ich mich jemals wieder für den eigenen Werkmeister meiner Tugend und meiner Seligkeit halten kann, da ich, wenn ich es thäte, mich sogleich von Christo verlassen fühlen müßte?

Es entstand eine lange Pause. Dann rief er: „Freund, Sie scheinen mir hier in eine ziemlich arge Schwärmerei verfallen zu seyn. Bemerken Sie denn nicht selbst, daß in den Zuständen, die Sie mir schildern, das Gefühl

eine

eine ungeheure Kraft erhalten hatte, und daß die Thätigkeit der Vernunft gebunden war?"

Man beurtheilt solche Zustände gewiß nicht richtig, entgegnete ich, wenn man annimmt, daß das Gefühl allein darin herrschend sey. Was kann, was muß wol größer seyn, als die Gemüthsbewegung eines Feldherrn im Anfange einer Schlacht, deren Ausgang über sein und seines Vaterlandes Schicksal entscheiden wird? Aber durch diese gewaltsame Aufregung wird sein Blick nicht verdunkelt, sondern geschärft; sein Urtheil wird nicht verwirrt, sondern es ist sichrer und schneller. Alle seine Kräfte arbeiten zugleich, indem eine die andere unterstützt, und so vermag er Größeres, als wenn die eine für sich allein thätig wäre. Ich darf wol dieß Gleichniß auf mich anwenden, denn wahrlich auch ich bin in einen großen Kampf gegangen, wo nichts Geringeres als meine Seligkeit auf dem Spiele stand. Meinen Sie, daß bei einer solchen Entscheidung eine Kraft mit Ausschließung der übrigen thätig seyn kann? Nein,

dann ringen alle Kräfte; und die Vernunft ſollte ſchlafen? Wahrlich, auch dieſe wird zu der höchſten Anſtrengung, deren ſie fähig iſt, aufgefordert. Feſt und ſicher erkennt und ergreift ſie das, was allein das ſo lebhaft empfundene Bedürfniß ſtillen, die entſetzliche Gefahr abwenden kann. Meinen Sie, dergleichen Ueberlegungen gingen beſſer von Statten, wenn man ſie anſtellt, ohne Gefühl für die Wichtigkeit des Gegenſtandes, ohne zu bedenken, daß von dem Urtheil, welches wir fällen, das Urtheil abhängt, welches der ewige Richter dereinſt über uns fällen wird?"

„Iſt aber Ihre Vernunft ſo thätig geweſen, wie Sie ſagen," ſprach er, „ſo müſſen Sie auch neue Beweiſe erfunden, oder die alten anders und beſſer geſtaltet haben?"

Ich habe wenigſtens verſucht, antwortete ich, meine Gedanken zu ordnen, und mir von Allem, was in mir verging, Rechenſchaft zu geben. So iſt eine ganze Reihe von Briefen entſtanden, die ich an einen Freund in unſe-

rem Vaterlande geſchrieben habe, und die Ihnen derſelbe, wenn Sie es wünſchen, mittheilen wird. Ich darf aber kaum hoffen, daß die Gründe, die für mich überzeugend und entſcheidend waren, es in eben dem Grade auch für Sie ſeyn werden.

„Warum nicht?“ fragte er.

Weil Sie vielleicht nicht, antwortete ich, innerlich eben ſo vorbereitet ſind, wie ich es damals war.

„Da ſehn Sie es ja,“ rief er, „daß die Ueberzeugung, zu der Sie gekommen ſind, eigentlich nicht Ihr eigenes Werk geweſen iſt.“

Da haben Sie Recht, ſprach ich nach einer Pauſe; was Sie da behaupten, werde ich niemals leugnen können.

„Durch dieß Bekenntniß aber,“ ſagte er, „geben Sie ja Ihre eigene Sache auf. Wie können Sie noch eine Ueberzeugung feſthalten wollen, von der Sie geſtehen müſſen, daß ſie nicht Ihr eigenes Werk iſt?“

Nun, fragte ich, und kann sie denn nicht das Werk Gottes in mir seyn?

„Da haben wir es!“ rief er, indem er aufsprang. „Sie sind ein Mystiker! O ich dachte mir gleich, daß dieß in Deutschland schleichende Gift auch Sie angesteckt hätte! Aber begreifen Sie es denn nicht, daß es ein schrecklicher Hochmuth ist, sich einzubilden, Gott habe sich mit Ihrer Seele diese Mühe gegeben?“

Warum Hochmuth? entgegnete ich; könnte es nicht eben so gut auch Demuth seyn? Weil das, was in mir vorgegangen, gut ist, darf ich es nicht mir, sondern nur Dem zuschreiben, von welchem jede gute Gabe kommt. Wenn ich mein Leben betrachte, so zeigen sich mir mehrere Reihen absichtlich geordneter Schickungen, die alle in einen Punkt zusammenlaufen, und den Zweck haben, dieß neue Glaubensleben in mir hervorzubringen. Als den Anfang desselben betrachte ich jenen mir ewig denkwürdigen Morgen, den ich Ihnen beschrieben habe; und daß ich gerade an diesem Morgen

die Bibel in die Hand nahm, deren Wirkung gewiß nur unter ſolchen Umſtänden ſo mächtig auf mich ſeyn konnte, war das nicht eine göttliche Führung?

„Von jedem innern oder äußern Ereigniß," verſetzte er, „liegen die Urſachen freilich in dem, was vorherging; und es muß ſich, wenn man ſie alle wahrnehmen kann, vollſtändig daraus erklären und begreifen laſſen. Aber wenn man es auf ſolche Weiſe erklärt hat, ſo hat man noch nicht bewieſen, daß es von Gott ſey."

Ich habe ja aber auch, entgegnete ich, noch einen andern Grund, um das, was in mir vorging, von Gott herzuleiten. Ihm ſchreibe ich es zu, weil es gut iſt.

„Wie meinen Sie das?" fragte er.

Warum zwingen Sie mich, antwortete ich, es gerade heraus zu ſagen? Mein bisheriges Leben, oder vielmehr ich in meinem bisherigen Leben, war nicht gut, ſondern böſe. Sie haben vielleicht manches Nachtheilige von mir

gehört; doch das meine ich nicht allein. Ich meine den Grund meines Herzens, in welchem ich Gott und seinem Willen abgeneigt und den entgegengesetzten Trieben hingegeben war. So habe ich viel Böses gethan; und ich hätte, das muß ich bekennen, des Bösen noch viel mehr begehen können, denn die Anlage dazu war vorhanden. Aber auch bei einem äußerlich unsträflichen Leben, hätte ich, wenn der Grund meines Herzens derselbe geblieben wäre, mich eigentlich nicht für gebessert halten können. Jetzt, dessen bin ich mir auf das deutlichste bewußt, jetzt ist der Anfang zu dieser Besserung gemacht. Ich habe das entschiedene, innige, ja ich möchte sagen, das brünstige Verlangen, mich in meinem innern und äußern Leben ganz Gott und seinem heiligen Willen zu unterwerfen. Sonst ging mein Streben dahin, mir Alles anzueignen, wonach mich gelüstete; jetzt ist es dahin gerichtet, Alles abzuthun, was Gott nicht gefallen kann. Sonst fragte ich, was aus mir werden sollte; jetzt

frage ich: was ſoll ich ſelber werden? Der Anfang, ſage ich, iſt gemacht; der Wunſch iſt vorhanden das Ziel zu erreichen; aber keinesweges behaupte ich, daß es ſchon erreicht, daß ich plötzlich in einen Heiligen umgeſchaffen ſey. Wie viel mir dazu fehlt, das habe ich niemals deutlicher erkannt, als jetzt. Dieſe Veränderung in meinem Innern iſt doch gewiß etwas Gutes; nicht? Muß ich ſie nicht dafür halten? Steht dieß nicht unwiderſprechlich feſt? Nun ſehn Sie: dieſe Veränderung fällt mit der Annahme jener Glaubenslehren in mir zuſammen; ſie iſt die Wirkung derſelben. Iſt ſie nun gewißlich gut, ſo iſt ſie auch gewißlich von Gott; und ſie wird für mich eine göttliche Beſtätigung von der Wahrheit eben der Glaubenslehren, durch welche ſie bewirkt worden iſt.

„Dieß Zuſammentreffen," ſagte er nach einigem Beſinnen, „kann zufällig ſeyn."

Gewiß nicht, rief ich. Wäre es zufällig, ſo könnte die Beſſerung des Herzens ja auch

bei dem Uebergange von einer gläubigen zu einer ungläubigen Denkungsart Statt finden; und ich frage Sie: halten Sie das im Ernſt für möglich? Glauben Sie in der That, daß, wenn ich, anſtatt meine jetzige Ueberzeugung anzunehmen, ſie mit der entgegengeſetzten vertauſcht hätte, ich dann daſſelbe Verlangen nach Gott, dieſelbe Bereitwilligkeit mich ſeinen Geſetzen zu unterwerfen, in mir fühlen würde? Nein, gewiß nicht! Ich bin anders geworden; oder — wenn dieß zu viel geſagt iſt — ich will mit Gottes Hülfe anders und beſſer werden — weil ich an Chriſtum glaube.

„An Ihrer Ueberzeugung," ſagte er kopfſchüttelnd, „werde ich immer das auszuſetzen haben, daß ſie rein ſubjectiv iſt, und daß Sie nicht im Stande ſind, dieſelbe einem Andern mitzutheilen."

Ich war durch dieſen Einwurf überraſcht, und antwortete: Das mag ſeyn; ich gebe es zu. Aber es iſt nun einmal nicht anders. Und wäre ich auch der Einzige auf der Welt, der

dieſe Ueberzeugung hätte, darum wäre ich ihrer nicht weniger gewiß.

„Das iſt eben kein guter Geiſt,“ ſagte er freundlich, „der dieß aus Ihnen ſpricht. Fühlen Sie ſo gewiß, daß das in Ihnen entſtandene neue Leben von Gott kommt; daß es nicht ohne Mitwirkung der Vernunft in Ihnen hervorgebracht ward; ſo müſſen Sie auch aus Nächſtenliebe den Wunſch hegen, es mitzutheilen, und da die Vernunft allen Menſchen inwohnt, da ſie in allen nach denſelben Grundſätzen verfährt, ſo muß ſie auch das Werkzeug einer allgemeinen Mittheilung Ihres Glaubens ſeyn können.“

In dieſem Einwurf ſchien mir etwas Wahres zu liegen. Ich beſann mich eine Weile, dann ſagte ich: Wenn auch die Vernunft in allen Menſchen nach denſelben Grundſätzen verfährt, ſo haben doch nicht alle Menſchen dieſelben Erfahrungen gemacht; und weil ſie nicht von denſelben Vorausſetzungen ausgehn, ſo werden ſie auch nicht in denſelben Reſultaten

zusammentreffen. Geben Sie mir einen Menschen, der durch ähnliche Zustände wie ich, hindurchgegangen ist, dem sich durch eigne Erfahrung die Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte eben so klar wie mir erwiesen hat; dieser wird mich verstehn, und ich mache mich anheischig, nicht allein sein Herz zu rühren, sondern auch seine Vernunft zu überzeugen. Aber ich frage Sie, wie soll ich mich mit Dem verständigen, der mir die Thatsachen des Bewußtseyns, von denen ich ausgehe, streitig macht?

„Es ist wahr," entgegnete er, „nicht alle Menschen haben dieselben inneren Erfahrungen gemacht; aber die menschliche Natur ist doch in allen dieselbe, und diese hat überall dieselben Bedürfnisse. Nehmen Sie es mir nicht übel; der Glaube, der sich noch der Vernunft feindselig gegenüber stellt; der noch nicht ein Bündniß mit ihr geschlossen hat, das ist noch nicht der wahre Glaube!"

Wohlan, sprach ich, mir kommt ein Gedanke, den ich, so roh wie er in mir entsteht, Ihnen

vorlegen will. Sie haben durch das, was Sie eben ſagten, ihn in mir erzeugt. Die menſchliche Natur hat gewiſſe allgemeine, in ihr ſelbſt gegründete geiſtige Bedürfniſſe, nicht wahr? Die Vernunft iſt es, durch welche der Menſch ſeine Natur, mit ihren Anlagen, mit ihrer Beſtimmung und auch mit jenen allgemeinen Bedürfniſſen, kennen lernt. Wenn nun die Vernunft beweiſet — und ich denke das kann ſie, das muß ſie! — daß nur durch die Belehrungen der göttlichen Offenbarung und durch jene wunderbaren Veranſtaltungen, die ſie uns enthüllt, alles Räthſelhafte in der menſchlichen Natur erklärt, die Beſtimmung des Menſchen erreicht und das tiefſte Verlangen ſeines Herzens erfüllt werden kann; ſo wäre ja die Vernunft mit der Offenbarung verſöhnt, und weit entfernt eine Feindin des Glaubens zu ſeyn, würde ſie ihn dringend und gebieteriſch fordern.

„Könnten Sie doch," ſagte er, „mir einen ſolchen Beweis, wie Sie ihn nennen, ſchon

ganz fertig und vollſtändig vorlegen — wer weiß! ich glaubte vielleicht!“

Gewiß, ſagte ich, iſt ein ſolcher Beweis ſchon irgendwo geführt; es ſchmerzt mich, nicht beleſener zu ſeyn, und Ihnen denſelben nicht nachweiſen zu können. Von dieſem Beweiſe würde ich allerdings eine groſſe Wirkung auf Sie erwarten — jedoch — nicht ſowol wegen ſeiner eigenen Kraft, als weil, wie ich glaube — Gottes Gnadenhand ſchon Ihr Herz berührt, und Sie für eine ſolche Einwirkung empfänglich gemacht hat.

Er ſtand auf, und ſchied von mir mit einem herzlichen Händedruck; ich aber habe mich erſt ſeitdem dieſer Unterredung gefreut, die vielleicht bei ihm nicht ohne Frucht bleiben wird, und in welcher das, was die göttliche Gnade an mir gethan hat, auch mir, indem ich es ausſprach, viel deutlicher geworden iſt.

XXXII.

Seit jener Unterredung mit dem jungen Theologen, von der ich Ihnen erzählt habe, bin ich oft auf den Gedanken, den ich in derſelben äußerte, zurückgekommen, daß die Vernunft ſelber, durch eine richtige Einſicht in die Natur, die Beſtimmung und die Bedürfniſſe des Menſchen, zum Glauben an die göttliche Offenbarung führen müſſe. Indeſſen habe ich auch angefangen die Pensées de Pascal zu leſen: ein bewundernswürdiger Geiſt; und eine wahre Perle unter den Büchern! Welche Gewalt der Vernunft; und welche Feſtigkeit des Glaubens! Pascal nun, ob er gleich ſich nicht ausführlich darüber erklärt, ſcheint das Verhältniß zwiſchen beiden, zwiſchen Vernunft und Offenbarung, ungefähr eben ſo, wie ich es andeutete, aufgefaßt zu haben. Seine Meinung über dieſen Gegenſtand ſchien mir ſo wichtig und belehrend, daß ich das, was darüber Aufſchluß geben konnte, aus der frag-

mentarischen Zerstreuung in diesem Buche zusammengesucht und geordnet habe. Sie vergönnen mir gewiß, es Ihnen mitzutheilen.

Man wird eingestehn müssen, daß Pascal die Vernunft nicht herabsetzte, sondern daß er ihre Rechte anerkannte, wenn man ihn sagen hört:

„Der letzte Schritt der Vernunft ist, zu er„kennen, daß es unzählige Dinge gibt, welche „ihre Kräfte übersteigen. Es wäre eine große „Schwäche von ihr, wenn sie nicht so weit „ginge. Man muß wissen, wo man zweifeln, „wissen, wo man entscheiden, wissen, wo man „sich unterwerfen soll. Wer dieß nicht weiß, „kennt nicht die Kraft der Vernunft.

„Unterwirft man Alles der Vernunft, so „wird die Religion nichts Uebernatürliches und „Geheimnißvolles behalten; verstößt man ge„gen die Grundsätze der Vernunft, so wird „unsere Religion abgeschmackt und lächerlich.

„Die Vernunft, sagt Augustinus, würde „sich nie unterwerfen, wenn sie nicht einsähe,

„daß es Fälle gibt, wo sie sich unterwerfen „soll. Es geziemt ihr also, sich zu unterwer„fen, wenn sie findet, daß sie sich unterwerfen „soll; sich nicht zu unterwerfen, wenn sie mit „Grund findet, daß sie es nicht thun soll. Nur „muß man wohl die Fälle unterscheiden.“

Einen solchen Fall, wo es der Vernunft geziemt, sich zu unterwerfen, scheint er vornehmlich bei der Lehre von der Erbsünde und vom Fall des Menschen angenommen zu haben, wegen der, ohne diese Lehre unauflöslichen Widersprüche in der menschlichen Natur.

„Wäre keine Verderbniß in die Natur des „Menschen eingedrungen,“ sagt er, „so würde „er sich im ruhigen festen Besitze der Wahrheit „und Glückseligkeit befinden. Wäre sein Zu„stand von jeher nichts anderes, als Verderb„niß gewesen, so würde er von Wahrheit und „Glückseligkeit durchaus keinen Begriff haben. „Aber wir Unglücklichen; — und unglücklicher „als wenn in unserer Natur gar keine Größe „wäre! — wir haben eine Vorstellung von Glück,

„und können nicht dahin gelangen; wir haben „einen Schimmer von Wahrheit, und ergreifen „nur die Lüge. Wir sind eben so wenig einer „gänzlichen Unwissenheit, als einer zuverlässi„gen Erkenntniß fähig. Welch ein Zeichen, „daß wir auf einer hohen Stufe der Voll„kommenheit standen, und von derselben her„abgesunken sind!

„Predigt das Verlangen nach Glück und „das Unvermögen, es zu erreichen, uns nicht, „daß der Mensch ehemals ein wahrhaftiges „Glück besessen hat, und daß ihm davon nur „eine Erinnerung und gleichsam eine leere Spur „übrig geblieben ist, die er zu füllen sucht durch „die Dinge die ihn umgeben und indem er „von den entfernten die Hülfe fordert, welche „ihm die nahen versagen, und welche weder „die einen noch die anderen im Stande sind, „ihm zu gewähren, weil dieser unendliche Ab„grund nur durch ein unendliches und ewiges „Gut ausgefüllt werden kann?“

„Die Größe des Menschen,“ heißt es an

einem

einem andern Orte, „zeigt sich auch darin, „daß er sein Elend kennt. Ein Baum fühlt „sich nicht elend. Sich elend fühlen, ist zwar „auch ein Elend; es liegt doch aber auch in „dieser Kenntniß des Elends eine ungemeine „Größe. Das Elend des Menschen beweiset „seine Größe; es ist vornehmes Elend, Elend „eines entthronten Königs."

„Wunderbar," ruft er aus, indem er von der Anlage zur Sünde und ihrer Fortpflanzung spricht, „wunderbar, daß wir ohne dieses un„serer Erkenntniß am fernsten liegende Geheim„niß, uns selber nicht kennen würden! Es „beleidigt die Vernunft, anzunehmen, daß, we„gen der Sünde des ersten Menschen auch Die „schuldig seyn sollen, die so weit von ihm ent„fernt sind, und an seiner Sünde durchaus „keinen Theil zu haben scheinen. Dieser Aus„fluß scheint uns nicht nur unmöglich, sondern „auch im höchsten Grade ungerecht. Was ist „den Grundsätzen unserer erbärmlichen Gerech„tigkeit mehr zuwider, als daß ein Kind, wel-

„ches noch nicht fähig ist, zu wollen, wegen „einer Sünde verdammt werden soll, die sechs „tausend Jahre bevor es das Daseyn empfing, „begangen ward? Nichts ist gewißlich für uns „zurückstossender, als diese Lehre. Aber ohne „dieses unbegreiflichste aller Geheimnisse, bleiben „wir uns selbst unbegreiflich. In diesem dunk„len Abgrunde wird der Knoten unseres We„sens geschürzt; und ohne dieß Geheimniß „würde der Mensch viel unbegreiflicher seyn, „als dieß Geheimniß selbst dem Menschen un„begreiflich ist.

„Die Lehre von der Erbsünde ist eine Thor„heit vor den Menschen; aber dafür gibt man „sie aus. Daß es an Vernunft darin fehlt, „darf ihr nicht vorgeworfen werden, denn es „wird nicht behauptet, daß die Vernunft sie „erreichen könne. Aber diese Thorheit ist wei„ser als alle menschliche Weisheit; denn was „soll man ohne diese Lehre vom Menschen „denken? Sie ist ein unerklärlicher Punkt, an „welchem seine ganze Beschaffenheit hängt; und

„wie hätte sie durch die Vernunft entdeckt wer-
„den können, da sie die Vernunft übersteigt,
„und da diese, weit entfernt sie auf ihrem
„Wege zu finden, sich, wenn sie ihr dargebo-
„ten wird, davor entsetzt?“

Wer dem Verfasser bis hieher gefolgt ist, der wird auch nicht umhin können, in folgende Aufforderung zur Unterwerfung mit einzustimmen, die um so unabweisbarer ist, weil die Vernunft sie an sich selber ergehen läßt:

„Erkenne, hochmüthiger Mensch, welch ein
„Räthsel Du Dir selber bist! Demüthige Dich,
„ohnmächtige Vernunft; schweig, gebrechliche
„Natur! Wisse, daß die Erkenntniß des Men-
„schen unendlich die Vernunft des Menschen
„übersteigt; und lerne von deinem Schöpfer die
„Dir unbekannte Beschaffenheit deiner Natur!“

XXXIII.

Vor einigen Tagen trat Theophilus Gaillard in mein Zimmer, und sagte nach einer freundlichen Begrüßung: Hören Sie, mir wird es immer wahrscheinlicher, je mehr ich darüber nachdenke, daß es eine tief liegende Uebereinstimmung zwischen den Forderungen der Vernunft, und den Lehren des Glaubens geben muß. Wenn ich jedoch versuche, mir diese Uebereinstimmung in Beziehung auf einzelne Lehren klar zu machen, so gelingt es mir nicht.

Sie haben also, sagte ich, über das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung weiter nachgedacht, und sich mit der Ansicht, die ich aufstellte, befreundet? Auch ich habe mich darin bestätigt, weil ein Mann, der für Sie gewiß nicht minder bedeutend ist als für mich, das Verhältniß ungefähr eben so aufgefaßt hat. Dieser hat auch jene von Ihnen gesuchte Uebereinstimmung, wenigstens in Beziehung auf eine Lehre, auf die von der Erbsünde, unüber-

trefflich nachgewiesen. Darauf las ich ihm die Auszüge aus Pascal, in der Ordnung vor, worin ich sie Ihnen in meinem letzten Briefe mitgetheilt habe.

„Das ist Alles," sagte er darauf, „wenn man einige Härten abrechnet, schön und vortrefflich! Warum hat aber Pascal nur in Beziehung auf die Lehre von der Erbsünde seine Behauptung ausgeführt, daß, obgleich es, wie er sagt, an Vernunft darin mangelt, doch ihre Annahme von der Vernunft geboten werde? Warum hat er dasselbe nicht auf eben die Weise auch von der Gottheit Christi gezeigt?"

Vermuthlich, sagte ich scherzend, damit wir beide heute den Versuch anstellen.

„Nein," sagte er, „hier ist mir die Kluft zwischen Vernunft und Offenbarung zu groß; ich vermag keine Brücke hinüber zu schlagen."

Den Versuch, entgegnete ich, kann man doch wagen. Ist nicht die Aehnlichkeit, die Gemeinschaft mit Gott, die höchste Bestimmung des Menschen nach der Vernunft, und auch

von manchem Philoſophen dafür anerkannt worden?

„Wohin ſoll dieſe Bemerkung führen,“ fragte er.

Dahin, antwortete ich, daß der von Gott entfernte Menſch wol niemals zur Gemeinſchaft mit ihm hätte gelangen können, wenn Gott ſelbſt nicht in Menſchengeſtalt ihm entgegen gekommen wäre.

„Wollen Sie,“ ſprach er, „nach einem ſo muthigen Anfang nicht noch weiter gehn, und mir auch darthun, wie die Lehre von der Sündenvergebung durch Chriſti Tod mit der Vernunft übereinſtimmt?“

Das möchte ſo ſchwer nicht ſeyn, verſetzte ich; und mir iſt dieſe Lehre, von dem erſten Augenblicke an, wo ich ſie ins Auge faßte, nur ganz vernunftgemäß erſchienen. Ich ſetze nämlich voraus, daß die Vernunft gebieteriſch fordert, der höchſte Beweis der göttlichen Gnade müſſe auch von dem höchſten Beweiſe ſeiner Gerechtigkeit begleitet ſeyn. Vergeblich nun

würde ich etwas zu ersinnen suchen, worin der Zorn Gottes gegen die Sünder, und seine Gnade gegen die Sünder sich auffallender zeigte, als in den Todesleiden seines eingebornen Sohnes, auf den er die Schuld der Menschen häuft, um diese verschonen zu können.

„Sie sind im Zuge," sagte er. „Wohlan, nun versöhnen Sie noch die Vernunft mit der Lehre von der Dreieinigkeit!"

Daß sie ihr nicht entgegen ist, sagte ich, ist doch wol unleugbar. Da die Vernunft sich bescheiden muß, das unendliche Wesen nicht ergründen zu können, so wird sie auch diese Lehre nicht als unverträglich mit ihren Principien — da sie hier eben keine Principien hat — verwerfen dürfen. Ja sie muß dieselbe annehmen, sobald sie, was nach unseren Zugeständnissen ihr nicht zuwider läuft, die Gottheit Christi angenommen hat: denn wie wäre diese ohne Verschiedenheit der Personen in der Gottheit möglich; und wie könnte überhaupt, ohne den Sohn und den Geist die Gottheit mit

dem Menſchen in lebendige Wechſelwirkung treten? Monotheismus ohne Trinität iſt nicht beſſer, als Fatalismus; das zeigt uns der Islam.

„Mir ſchwindelt ein wenig," hub er nach einer Pauſe wieder an, „bei dem, was Sie mir da ſagen. Doch, Sie haben mir einen Weg gezeigt, und ich will verſuchen, wie weit ich mit eigenen Kräften darauf gehen kann. Jetzt muß ich Sie aber auch auf Etwas aufmerkſam machen, das Sie zu überſehen ſcheinen, ob es gleich der Sache, die Sie vertheidigen, ungemein vortheilhaft iſt. Es gibt außer dem von Ihnen vorgeſchlagenen Wege noch einen andern, auf welchem die Vernunft zur Anerkennung einer göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift gelangen kann. Der Beweis, den ich meine, iſt zwar unter den Theologen der gewöhnlichſte und bekannteſte; mir iſt aber noch kein Buch vorgekommen, in welchem er mit ſolcher Gründlichkeit geführt wäre, als in dieſem." Er zog ein Buch aus der

Taſche, das er mir in die Hand gab. Es war eine Dogmatik, die einen der berühmteſten deutſchen Theologen, Namens Storr, zum Verfaſſer hat. „Leſen Sie dieſes Buch," ſagte er, „und gehen Sie mit dem Verfaſſer den freilich etwas weiten und beſchwerlichen Weg, den er Sie führt. Nachdem er die Echtheit der Bücher des Neuen Teſtamentes, die Glaubwürdigkeit ihrer Verfaſſer, und dadurch die Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte dargethan hat, findet er in dieſer, in der Perſönlichkeit Jeſu, und in ſeinen Wundern, unzweideutige Zeichen ſeiner göttlichen Sendung. Von dieſem Standpunkte aus, und weil Jeſus es ſeinen Jüngern verheißen hat, erſcheint es nun auch als vollkommen gewiß, daß dieſen eine übernatürliche Erleuchtung zu Theil geworden; ſo wie es denn ihre und Chriſti eigne Ausſprüche ſind, welche für die göttliche Eingebung des Alten Teſtamentes Gewähr leiſten. Es iſt wahr, wie ich ſchon ſagte, dieſer Gang iſt weit und beſchwerlich; bei jedem Schritte,

bei jeder Behauptung wird von den Andersdenkenden ein Hinderniß, eine Einwendung in den Weg geworfen; doch mir selbst scheint es, daß Alles, was auf diese Einwürfe geantwortet wird, wenigstens eine eben so große Kraft hat, als diese Einwürfe selbst."

Ich danke Ihnen, sagte ich, und ich werde diesen Weg gehen, so beschwerlich er auch seyn mag. Die Liebe zu dem Gegenstande wird mir Kraft geben, dem Verfasser zu folgen.

„Was haben wir denn nun eigentlich ausgemacht?" sagte er. „Denn sehn Sie, man muß sich immer am Schluß eines Gesprächs oder einer Lectüre von dem Ertrage Rechenschaft ablegen, damit man seine Gedanken als klingende Münze zu nöthigen Ausgaben in Bereitschaft halte. Es gäbe also — das hätten wir ausgemacht, nicht wahr? — es gäbe drei Wege, zum Glauben zu gelangen: den Weg der innern Erfahrung, den Sie gegangen sind. Den Weg der unmittelbaren Einsicht in die Uebereinstimmung der Vernunft mit den Lehren

der Offenbarung, den Sie mir gezeigt haben. Endlich den Weg, auf welchem durch hiſtoriſche Thatſachen das göttliche Anſehn der Schrift feſtgeſtellt wird.“

Einverſtanden! ſagte ich. Jedoch mit der Einſchränkung, daß man wol nur auf dem Wege, oder vielmehr auf den unzähligen verſchiedenen Wegen der innern Erfahrung — denn ein Jeder wird von der Vorſehung auf einem beſondern geführt — zum eigentlichen Glauben gelangen kann. Wenn man aber dahin gelangt iſt, ſo wird man das Bedürfniß fühlen, ſowol die Uebereinſtimmung des Glaubens mit den Forderungen der übrigen Seelenkräfte einzuſehn, als auch das göttliche Anſehn der heiligen Schrift auf hiſtoriſchem Wege feſtzuſtellen; beides, ſowol zur eigenen Befriedigung, als zur Widerlegung der Gegner. Alles was uns hierzu dienlich ſeyn kann, wollen wir alſo auf keine Weiſe geringſchätzen.

XXXIV.

Ich habe mich in der letzten Zeit und in meinen letzten Briefen — denn meine Briefe sind immer ein treuer Abdruck meines Innern — mit Gegenständen, die mir nicht besonders zusagten, beschäftigt. Bei diesem Nachdenken über den Weg auf welchem man zum Glauben gelangt, bei dieser Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vernunft und Offenbarung, fühlte sich mein Geist beengt, und in ein fremdes Element versetzt. Solche Untersuchungen müssen freilich einmal angestellt werden, aber ich beklage Diejenigen, die sie zum Hauptgeschäfte ihres Lebens machen, und stets dabei verweilen. Der Glaube, so lange man darüber reflectirt, wird in einiger Entfernung von unserm Innern gehalten; er kann sich nicht ganz darein ergießen, es erfüllen und seine Früchte tragen. Ich brenne aber vor Begierde, seine Wirkungen, und die des göttlichen Geistes, der ihn mir gegeben hat, in meinem Herzen

zu erfahren; mich verlangt, durch ihn erleuchtet, ganz beruhigt und getröstet und vornehmlich geheiligt zu werden! Wenn ich dieses letztere Ziel ins Auge fasse, meine Gedanken und Bestrebungen darauf richte, dann sagt mir ein inneres Zeugniß, daß ich meine Bestimmung erfülle, dann ist mir so zu sagen häuslich und heimathlich zu Muthe.

Ich habe aber wol gefühlt, daß ich, um mich diesem Ziele zu nähern, um mich nicht durch die Bewegung der innern und der äußern Welt davon entfernen zu lassen, meinem innern und äußern Leben eine feste Gestalt und Richtung geben müßte; dieß schien mir um so nothwendiger, da es mir an einem Wirkungskreise fehlt, da keine äußeren Pflichten mich binden; ich würde also, wenn ich mich nicht selbst bände und fesselte, Gefahr laufen, von jedem Winde der Laune und des Zufalls bewegt und fortgerissen zu werden.

Das erste, worauf ich glaubte achten zu müssen, und worauf zu meinem großen Er-

ſtaunen ſo wenig geachtet wird — denn keine der Sittenlehren oder erbaulichen Schriften, womit ich bekannt bin, nimmt darauf gebührende Rückſicht — dieß iſt eine unaufhörliche und keinem Geſetze des Willens gehorchende Bewegung in meinem Innern. Ich ſagte in meinem; ob ich gleich ſie wol für eine allgemeine Krankheit der menſchlichen Natur halten darf; denn ſie hängt nur zu genau mit unſerer Verderbtheit zuſammen; und die Trennung von dem höchſten Gute kann nur ein unſtetes Hin- und Herwogen aller innern Kräfte zur Folge haben. Doch da ich nicht ein Lehrbuch ſchreibe, ſondern nur mein Herz gegen Sie ergieße, ſo kann ich auch von dieſer Erſcheinung nur als von einer mir ganz eigenthümlichen reden. Die Einbildungskraft iſt es, von welcher dieſe unregelmäßige Bewegung ausgeht. Sie hat immer in mir eine groſſe Kraft gehabt, nicht ſo ſehr im Schaffen neuer Geſtalten, als im Feſthalten und Zurückrufen deſſen, was mir einmal durch den Sinn gegangen war. Zu dieſem ge-

hören außer den Bildern der Wirklichkeit, die unzähligen, welche die Werke der Dichter, die ich von Kindheit an begierig las, und alle die Träume der Leidenschaft, in denen ich ſo viele Jahre hindurch lebte, in mir zurückgelaſſen haben. So trage ich in mir eine Welt, aber eine Welt die keinem Geſetze gehorcht, ſondern chaotiſch durcheinander gährt. Kann ich jemals wiſſen, welche Vorſtellungen in einem gegebenen Augenblicke die Phantaſie mir darbieten wird, welche andere Vorſtellungen, welche Gefühle ſich damit verknüpfen werden? Bei meinen Beſchäftigungen, und ſelbſt wenn ich bete, wird der abſichtliche Gedankengang oft durch einen ganz unwillkührlichen unterbrochen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Arbeit und mit ihr die Richtung des Geiſtes auf einen beſtimmten Gegenſtand, aufhört. Ich könnte mich vor dem Augenblicke fürchten, wo ich die Feder oder das Buch aus der Hand lege, um mich durch einen Gang im Freien zu erholen, wegen der furchtbaren Bewegung, die ſogleich

in meinem Innern beginnt. Am ſchlimmſten, ja ich möchte ſagen am fürchterlichſten, ſind oft die Augenblicke nach dem Erwachen und vor dem Einſchlafen. Dem Geiſte, der eben erſt aus der Bewußtloſigkeit des Schlafes zu ſich ſelber kam, bieten ſich die allertraurigſten, quälendſten, verwirrendſten Gedanken dar, als ob eine feindſelige Macht für den ganzen übrigen Tag den Gebrauch ſeiner Kräfte lähmen wollte. Wenn die Augen ſich ſchließen und die übrigen Vermögen der Seele, ermüdet wie der Körper, mit ihm ausruhen möchten, ſo fühlet die Phantaſie dieß Bedürfniß nicht; ſie iſt jetzt ganz entfeſſelt; ihre Bilder folgen ſchneller auf einander; und erhalten durch die Finſterniß der Nacht etwas Grauſenvolles und Schreckliches. Wenn nun eine Leidenſchaft, eine Sorge im Gemüthe wohnt, ſo können Sie ſich denken, daß die Bilder ihrer Gegenſtände jeden andern Gedankengang durchbrechen, ſich in bewachten und unbewachten Augenblicken dem Geiſte darſtellen, der Mittelpunkt eines eigenthümlichen

Kreiſes

Kreiſes von Bildern werden; und daß aus dieſer verbundenen Kraft der Affecte und der Phantaſie die fürchterlichſten Wirkungen hervorgehn können. Dadurch wird eine Leidenſchaft unbeſiegbar; denn was hilft der Entſchluß ihren Gegenſtand zu vergeſſen: die Phantaſie führt ihn ja ſtets vor die Augen! Man würde ſich gern aller ängſtlichen Sorgen entſchlagen; aber kann man es, wenn man die Verhältniſſe, wodurch ſie erregt werden, immer im Geiſte ſieht? Man würde gern eine Beleidigung, eine Kränkung vergeben, wenn man nur nicht ſtets gegen ſeinen Willen daran erinnert würde. Es iſt möglich, daß ein Menſch ſich einmal eine ſchreckliche That gedacht hat, die er thun könnte; und daß er ſie nun wirklich begeht, weil er den Gedanken daran nicht zu entfernen vermag. Es iſt möglich, daß ein Menſch auf eben dieſem Wege in Wahnſinn verfalle; indem eine der ihm von Leidenſchaft und Phantaſie dargebotenen Vorſtellungen in ihm feſtſtehend wird; oder weil eine

Maſſe ſolcher Vorſtellungen, die er von der Wirklichkeit nicht mehr unterſcheidet, in ihm hin und her fluthet. Fänden dieſe ſchrecklichen Wirkungen aber auch nicht Statt, ſo werden doch begreiflicher Weiſe unter dieſen Gedanken viele böſe, unter dieſen Bildern viele ſchändliche ſeyn; und welche Qual muß nicht daraus für ein Gemüth entſtehn, welches das Gute redlich will, und welches ſich wider ſeinen Willen recht in ſeinem Innern ſo entweiht und befleckt ſieht?

Es ſchien mir alſo vor allen Dingen darauf anzukommen, mein innres Leben zu vereinfachen, der Phantaſie ihre üppige und ſchädliche Fülle zu nehmen, und durch ein einziges großes, heiliges Bild ihre vielen verwerflichen Bilder zu verdrängen. Weſſen Bild könnte dieß ſeyn? Ich weiß nur ein einziges, das, immer mehr betrachtet, immer mehr entzückt; das allein für ſich mehr Werth hat, als die Geſammtheit aller irdiſchen und geiſtigen Dinge; das die Phantaſie erregt, weil es, obgleich der

Wirklichkeit entnommen, dennoch ein Ideal iſt; das die Liebe feſſelt durch die Vereinigung des Höchſten und Verſchiedenſten, welches Liebe verdient; das dazu beſtimmt ſcheint, das Innere zu reinigen, und aus demſelben alle Bilder, alle Neigungen zu verdrängen, mit Ausnahme weniger Bilder die ihm ähnlich, weniger Neigungen, die der Liebe die es einflößt, verwandt ſind. Es iſt das Bild Jeſu! O ich habe ihn angerufen, daß er es aufgehen ließe als eine ruhige Morgenſonne, über meinem nächtlichen, ſturmbewegten Herzen; daß er mir vergönnte, es ſtets in meinem Gedächtniß feſtzuhalten, und darüber die ganze Welt mit ihren mannichfaltigen Erſcheinungen zu vergeſſen; daß er ſelbſt aus Gnaden und zu meinem Heil die Herrſchaft über mein Inneres ausüben wolle, deren ſich blinde Kräfte zu meinem Verderben angemaßt hatten.

Zugleich iſt es mir klar geworden, daß ich ſelbſt das Anhäufen der Bilder in meinem Innern und das Abſchweifen der Gefühle auf

äußere Dinge so viel als möglich verhindern, und zu dem Ende von zweien Vergnügungen, woran ich ungemein hing, mir das eine, das Theater, gänzlich versagen, das andere, das Lesen poetischer Werke, bedeutend einschränken müßte. Ob der Besuch des Theaters dem Christen erlaubt sey oder nicht, lasse ich gänzlich dahingestellt; und glaube überhaupt, daß die Frage, in dieser Allgemeinheit aufgefaßt, weder mit Ja, noch mit Nein beantwortet werden kann. Aber mir ist in Beziehung auf mich allein, ein Licht darüber gegeben; und es wäre ein großes Unrecht, wenn ich demselben nicht folgte. Wie dürfte ich, der ich von der Beweglichkeit meiner Phantasie und meines Gemüths so Vieles zu leiden gehabt habe, der ich vor den Gestalten, die sich plötzlich mir darbieten, oft mich entsetzen muß, wie dürfte ich durch den Besuch des Theaters die Anzahl dieser Bilder und Eindrücke noch vermehren? Die mehresten wären wol schon an sich nicht ganz rein und lauter; aber auch die unschuldigsten,

reinſten würden mir das göttliche Bild, das ich immer ſchauen möchte, das immer ſtrahlend von himmliſchem Glanze in meinem Innern ſtehen ſoll, verbergen oder verdunkeln, und ſchon darum mir ſchädlich ſeyn. Ungefähr eben ſo verhält es ſich mit poetiſchen Werken, beſonders wenn ſie erdichtete Begebenheiten enthalten. Thatſachen der wahren Geſchichte ſtehn immer in Beziehung auf den Herrn, ſey's als Fortpflanzung ſeines Reiches, ſey's als Gegenſatz gegen daſſelbe; auch in der Poeſie kann dieſe Beziehung vorherrſchen, und dann ſoll ſie mir immer willkommen ſeyn. Aber mich an ihrer Hand, getrieben durch meine Neugier, in Regionen zu verirren, die ganz entfernt von dem Herrn und von ſeinem Reiche liegen, nein das verlange man nicht mehr von mir!

O wann werde ich ſo arm ſeyn, daß ich innerlich nichts mehr als Jeſum beſitzen, und ihn allein unaufhörlich denken und ſchauen werde!

Dieſen Grundſätzen gemäß habe ich mir nun für den ganzen Tag von Morgen bis Abend

eine feſte, innere Lebensordnung vorgeſchrieben. Sogleich nach dem Erwachen, ſuche ich den Grund zu dem Leben in Chriſto zu legen, das ich den Tag über führen will; dieſer Grund kann kein anderer ſeyn, als Selbſterkenntniß, Reue und Demüthigung. Ich leere ihn jeden Morgen, den bittern Kelch der Erinnerung an alle meine früheren und ſpäteren Sünden; und überlaſſe mich ohne Zurückhaltung der glühenden Scham, und den heftigen Schmerzen, die mich dann durchdringen. Ich ſinke hinab, immer tiefer und tiefer, bis ich mich auf der unterſten Stufe ſehe; nun ſtehe ich feſt und ſicher, und eine groſſe Ruhe und Stille kommt in mein Gemüth, aus welchem alle ſelbſtgefällige Beweglichkeit verſchwunden iſt. Jetzt erhebe ich meine Blicke zu dem Herrn, als zu dem einzigen Helfer, der mich aus meiner Schmach befreien, als zu dem Mittelpunkte der Seligkeit, zu welcher auch ich durch ſeine Gnade aus einem ſo groſſen Elende gelangen, als zu dem Vorbilde, von welchem auch ich, trotz meiner

Verworfenheit, mir einige Züge aneignen kann. Auf wen anders ſollte ich denn auch in einer ſolchen Stimmung, und bei einer ſo tief gefühlten Hülfsbedürftigkeit meine Augen richten, als auf ihn? Und immer habe ich in meinem Innern eine vollkommene Beruhigung geſpürt, immer aufs Neue bin ich durch ſeinen Geiſt verſichert worden, daß er auch meiner ſich annehmen, und mich auf den ihm allein bekannten Wegen zu dem Ziele meiner Sehnſucht führen wolle.

Nachdem etwa eine Stunde oder noch längere Zeit in ſolchen Betrachtungen vergangen iſt, nehme ich das Neue Teſtament in die Hand, daß ich in der Urſprache von Anfang bis zum Ende leſen will. Wie freue ich mich, jetzt von manchen Kenntniſſen, die ich mir früher erworben habe, einen heiligen Gebrauch machen zu können! Ich weiſe gelehrte Unterſuchungen nicht zurück; ich verfolge ſie, ſo lange ſie etwas dazu beitragen können, meine Erkenntniß von

göttlichen Dingen zu berichtigen: was darüber hinaus liegt, geht mich weiter nicht an.

Auf dieß Lesen der heiligen Schrift folgen in den anderen zur Arbeit bestimmten Stunden des Vormittags und Nachmittags mancherlei Beschäftigungen, bei denen immer der Zweck einer Uebung der geistigen Kräfte mit dem höhern Zwecke der Erbauung verbunden ist.

Erholung und Erheiterung, so viel ich ihrer bedarf, finde ich in einigen geselligen Kreisen, zu denen ich Zutritt habe, in denen von irdischen Dingen in christlichem Sinne und Geiste, und von Gegenständen der Religion mit Innigkeit, doch ohne frömmelnden Beigeschmack, geredet wird.

Der spätere Abend findet mich immer allein; denn die Ruhe der Nacht verlangt ihre Vorbereitung so wie die Beschäftigung des Tages. Jetzt lese ich einige Psalmen: mit dem Angstruf der heiligen Sänger klage ich dem Herrn meine Noth, und flehe zu ihm um Erbarmen; mit ihren glühenden Worten danke

ich ihm für die Hülfe, die er mir ſchon gewährte, und mehr und mehr mir gewähren wird. Darauf laſſe ich einige Kapitel folgen aus demjenigen Buche, das nach der Bibel wol am meiſten verdient geleſen zu werden, aus der Nachahmung Chriſti von Thomas von Kempen; ich lege es jedoch gern aus der Hand, wenn ich ſpüre, daß meine Gedanken ſich ſchon hinlänglich genährt haben, um ſich allein zum Himmel zu erheben. Bei der Erinnerung an die mannichfaltigen Schickſale meines Lebens verſinke ich jetzt wieder in tiefe Trauer über mich ſelbſt, und in ſüße Bewunderung der göttlichen Gnade. Lange liege ich auf den Knieen, um Gott zu danken, daß er mich nicht verworfen, daß er mir zu ihm zu kommen erlaubt, daß er mir vergönnt hat, den ſich endenden Tag ohne große Sünden zu verleben. Ich bitte ihn, daß er den giftigen Quell, aus dem ſo viel böſe Gedanken und Lüſte in mir entſprangen, völlig austrocknen und verſiegen, daß er mich in keine der von mir verabſcheuten Vergehun-

gen zurücksinken lasse. Ich gedenke der Todten, die ich hienieden kannte, und bitte ihn, nicht sie selig zu machen, denn ich hoffe daß sie es sind, sondern sie mit Kraft auszurüsten, das große Gericht von Seligkeit, das er ihnen gegeben hat, zu tragen. Ich gedenke der Lebenden, die mich lieben, die ich liebe, denen ich für Wohlthaten verpflichtet bin, gegen die, oder mit denen ich gesündiget habe; und ich empfehle sie alle in geistigen und leiblichen Dingen der Gnade und Fürsorge des Herrn. Durch sein theures Bild, das ich mir vergegenwärtige, suche ich den Schwarm von Gedanken und Bildern zu entfernen, die den ermüdeten Geist umflattern, und indem ich es noch festhalte, wenn die Sinne in Schlummer versinken, alle Angriffe der Finsterniß, die mich sonst in jenen Augenblicken bestürmten, von mir abzuwehren.

XXXV.

Ich kündige Ihnen einen Entschluß an, den Sie wol noch nicht von mir erwarteten: das Land zu verlassen, in welches der Herr mich wunderbar führte, um mich zu sich zu ziehn, und, unter seiner Leitung, in mein Vaterland und in meine Stadt zurückzukehren.

Sie haben mich oft in Ihren Briefen freundschaftlich gefragt, wann der Augenblick, uns wiederzusehn, kommen würde; und ich konnte Ihnen keine bestimmte Antwort darauf geben. Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich Sie, so Gott will, in einigen Wochen umarmen werde, denn ehe ich in meine Vaterstadt zurückkehre, muß ich Sie wiedergesehn haben.

Mein Leben war so, wie ich es Ihnen in meinem letzten Briefe schilderte, eine längere Zeit hindurch fortgegangen. Zwischen dem Gebet und ernsten Forschungen, die mit dem Reiche Gottes in Verbindung stehen, war meine Zeit getheilt. Umgang hatte ich wenig, und es gab

keinen geſelligen Kreis, von welchem ich ein unentbehrliches Mitglied geworden wäre. Da ward mir auf einmal bange ums Herz, und es ſchien mir, als ob ich durch die ganze Einrichtung meines Lebens das Wohlgefallen des Herrn nicht erlangen, meine Beſtimmung nicht erfüllen könnte. Durch meine Forſchungen geſtaltete ſich mit jedem Tage deutlicher vor mir das Bild des göttlichen Reiches; Unzählige ſah ich beſchäftigt es zu verbreiten. Der Miſſionar ſchifft über das ſtürmiſche Weltmeer, und verkündiget Chriſtum unter Tauſend Entbehrungen und Gefahren, den Völkern, die im Schatten des Todes ſitzen. Die Geiſtlichen predigen das Wort Gottes, ſie verwalten die Sacramente, und wenn ſie ein ſolches Geſchäft vollbrachten, haben ſie vielleicht das Größte gethan, was überhaupt an dem Tage auf Erden geſchah. Durch die Lehrer der Jugend wird auf das heranwachſende Geſchlecht der ganze Schatz religiöſer und wiſſenſchaftlicher Bildung fortgepflanzt, den die früheren Geſchlechter ſich

erworben hatten. Diejenigen, welche die Verhältniſſe im Staate und in der Kirche leiten, welche ſie durch Anwendung der Geſetze beſtimmen, dieſe alle, ſobald ſie den Herrn vor Augen haben, ſind Werkzeuge für ſeine Ehre. Ja es gibt kein rechtmäßiges und ehrliches Geſchäft, das, ſobald es nur auf ihn bezogen wird, nicht auch auf ihn in Beziehung ſtände, und zu ſeinem Reiche gehörte.

Mitten in dieſer Thätigkeit, dieſer Bewegung ſtand ich thatlos und unbewegt. Ich ſchöpfte aus der neben mir fließenden Quelle, aber reichte Keinem den belebenden Trank. Alles was ich erwarb, ging unter in mir ſelbſt; mein Pfund ward vergraben. Nach einem, unter unaufhörlichem Beten, Forſchen, und geiſtigem Arbeiten vollendeten Tage, mußte ich denken, daß der Tagelöhner, der jetzt nach kurzem Gebete, ſein Licht auslöſchte, und von der Anſtrengung ermattet, in tiefem Schlummer verſänke, ſeinen Tag beſſer angewendet hätte als ich. Eine Unzufriedenheit, eine Unruhe in mei-

nem Innern, ließ mich ihre Unterdrückung, die durch kein geistiges Mittel allein gelingen wollte, nur durch Hülfe einer Abmattung in äußerer Thätigkeit erwarten.

Auch ich, rief ich am Ende mir zu, auch ich will mir dieß Tagelöhnergefühl am Abend verschaffen; auch ich will mich ermatten, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich im Dienste des Herrn. Ich bin bereit, um Seinetwillen der so gepriesenen Unabhängigkeit, die ich bisher genoß, zu entsagen, und mich einem Verhältnisse, in welchem ich seine Ehre und sein Reich fördern kann, auch als untergeordnetes Mitglied anzuschließen. An Gelegenheit dazu wird es nicht fehlen. Staat und Kirche beschäftigen der Menschen viele; und bei hinlänglichen Kräften und geringen Ansprüchen, wird Keinem so leicht ein Platz, wo er mitwirken kann, versagt. Verweigerte man mir aber auch hier die Aufnahme, so würde man sie mir doch in jenen freiwilligen Verbindungen gewähren, die zur Abhülfe so vieler geistigen und irdischen

Bedürfniſſe thätig ſind, auf welche die Fürſorge des Staats und der Kirche ſich nicht immer erſtrecken kann.

Eine Zeit lang war ich zweifelhaft, ob ich dieſe neue Lebensweiſe hier in Deutſchland, am Orte meines jetzigen Aufenthaltes, oder in meinem Vaterlande beginnen ſollte. Ich entſchied mich bald für das Letztere. Dem Volke, dem uns die Hand des Herrn durch die Geburt einverleibt hat, dem ſind wir auch ſchuldig unſere Kräfte zu widmen, wenn ausdrückliche Winke der Vorſehung uns nicht das Gegentheil gebieten. Und da mein früheres Leben für meine Mitbürger ein Aergerniß geweſen iſt, ſo bin ich um ſo mehr ſchuldig ihnen zu zeigen, daß durch des Herrn Gnade Herz und Leben kann umgewandelt werden.

Meine Abreiſe iſt auf heute über acht Tage feſtgeſetzt. Ich laſſe hier Freunde zurück, die mir theuer ſind; und unter dieſen iſt es keiner mehr als der arme, einſame Steindorf. Wie viel Wichtiges habe ich nicht mit ihm und

durch ihn erlebt! Der Abſchied von ihm wird, was mich betrifft, nicht ohne tiefe Rührung ſeyn.

XXXVI.

.... den 17. Junius 1827.

Sie ſehen aus dem Namen des Ortes, von wo ich Ihnen ſchreibe, daß ich auf der Rückreiſe begriffen bin, und daß ich mich der Grenze meines Vaterlandes um ein bedeutendes genähert habe. O wie die Luft, die von dort mich anweht, ein ſüßes Verlangen in mir erweckt, den Ort wiederzuſehn, wo ich geboren ward, wo meine Kindheit verfloß, und wo die ſterblichen Ueberreſte meines Vaters und meiner Mutter, dem Schoße der Erde anvertraut, ihrer Auferſtehung entgegenſehn!

Der Gaſthof, ja das Zimmer, wo ich wohne, ſind die nehmlichen, die ich auf meiner Hinreiſe einige Tage bewohnt, und von wo ich Ihnen einen oder einige jener Briefe geſchrieben habe,

in

in die mein damals noch von dem Herrn entfernteS Gemüth alle Schmerzen, die es peinigten, ergoß. Jetzt wie anders, dem Himmel sey Dank! Und der heutige Tag, es ist der Vorabend meines Geburtstages; Morgen wird es ein Jahr seit jenem unvergeßlichen Tage, wo ich bei dem Aufschlagen der Bibel zuerst den gewaltigen Zug des Vaters zu dem Sohne spürte. Aber der Sonntag fällt auf den heutigen Tag; ich habe den Gottesdienst besucht, und dem Herrn in seinem Tempel für das von Segen überfließende Jahr gedankt, das er mich auf Deutschem Boden hat verleben lassen. O sein Segen ruhe fortwährend auf diesem ganzen Lande, und vornehmlich auf dem Orte, wo ich Gnade vor seinen Augen gefunden habe! Sein Segen sey dort mit Denen die predigen und mit Denen die hören; mit Denen die das Abendmahl ausspenden, und mit Denen die es empfangen; er sey mit den Lebenden, er umschwebe die Gräber der Todten, und ergieße sich in die Herzen Derer, die sie besuchen. Um

diesen Segen flehe ich besonders für meinen theuren Steindorf, der durch sein letztes Gespräch mit mir, allen Wohlthaten, die der Himmel mir früher durch ihn erwiesen, die Krone aufgesetzt hat.

Er wußte, daß ich abreisen wollte, und er billigte meinen Vorsatz. „Sie kommen, um Abschied zu nehmen," sagte er, als ich zu ihm hereintrat, und er mir in die feuchten Augen sah. Ich bejahte es; auch ihm traten Thränen in die Augen; schweigend saßen wir eine Zeitlang einander gegenüber.

Wie könnte ich scheiden, so unterbrach ich endlich dieß Schweigen, ohne Ihnen, der Sie durch des Himmels Gnade ein Werkzeug meines Heiles geworden sind, mehr als ich es noch gethan habe, den Dank meines gerührten Herzens auszudrücken! Die Worte, die ich bei der Leiche Ihrer geliebten Todten — hier richteten wir Beide unwillkührlich die Augen nach der Stätte in dem Zimmer, wo sie gelegen hatte — die ich in jener Nacht an dem Grabe derselben

aus Ihrem Munde hörte, haben auch mich dem Himmel, wo Sie schon mit ihr wandeln, um mehrere Schritte näher gebracht. Jetzt ruft meine Bestimmung, wie Sie es selbst anerkannt haben, mich von hinnen, um in den Verhältnissen, in denen ich geboren ward, auch an meinem Theil für die Ehre des Herrn zu arbeiten: aber daß ich Sie, Ihre Gegenwart, Ihr erweckendes Wort und Ihr erbauliches Beispiel entbehren muß, das bewegt und schmerzt mich tief.

„Wir bleiben ja immer verbunden," sagte er tief gerührt; „ja wir bleiben immer uns nahe, in dem Herrn, dem wir Beide angehören."

Sein Bild, versetzte ich, werde ich stets festhalten vor den Augen meines Geistes; und mit dem seinigen, wird auch das Ihrige, als das seines wahren Jüngers, stets vor mir schweben.

„Sie sprachen von dem Bilde des Herrn?" fragte er, als ob er mich nicht ganz verstanden hätte.

Ja wol, sagte ich, von seinem Bilde. Ich will mein Herz und meine Phantasie so gewöhnen, daß sie es sich stets vergegenwärtigen, daß es mir ein Trost im Leiden und ein Schirm in Versuchungen sey.

„Warum," fragte er, „begnügen Sie sich mit seinem Bilde, da Sie ihn selber haben können; und warum suchen Sie um eines Zweckes Willen, Den, der immer um Sein selbst Willen geliebt und gesucht werden muß?"

Ich verstehe Sie nicht, sagte ich.

„Wenn Sie ihn lieb haben," erwiederte er, „so werden Sie mich bald verstehn. Gesetzt Ihr Vater und Ihre Mutter lebten, und Sie könnten, sobald Sie wollten, sich zu ihnen begeben, würden Sie sich begnügen, nur statt dessen, ihr Bild zu betrachten; und wäre es recht, dieß auch nur in den Augenblicken zu thun, wo Sie Trost und Stärkung besonders nöthig hätten?"

Wie soll ich, fragte ich, diese Vergleichung anwenden? Meinen Vater und meine Mutter

konnte ich finden, ſo lange ſie hienieden waren; aber wie kann ich den Herrn finden?

„Das fragen Sie?“ ſagte er erſtaunt. „Doch Sie haben ihn ja gefunden, und Sie haben nur noch Mühe, die Größe der Gabe, die Ihnen geworden iſt, zu begreifen; Sie haben mehr als ſein Bild, Sie haben ihn ſelbſt!“

Angenommen, daß ich ihn gefunden habe, ſagte ich, was nun weiter? Denn Sie tadelten noch etwas Anderes an mir.

„Wenn Sie ihn gefunden haben,“ antwortete er, „ſo ſollen Sie nun um Sein ſelbſt willen, aus reiner, uneigennütziger Liebe, einen immerwährenden Umgang des Herzens mit ihm unterhalten. Dann wird er auch Ihr Troſt in Leiden, Ihr Schirm in Verſuchungen ſeyn. Iſt aber nicht Liebe zu ihm, ſondern eine dieſer Abſichten vorherrſchend, indem Sie ſich zu ihm wenden, ſo würden Sie die erwartete Hülfe wenigſtens nicht auf der Stelle, nicht in vollem Maße erhalten.“

Das innere Leben des Chriſten, ſagte ich

nach einigem Nachdenken, soll also, wenn ich Sie recht verstehe, nicht ein Anschaun des Bildes Christi, sondern ein Umgang mit Christo selber seyn?

Er sprang auf; ging einige Male mit großen Schritten im Zimmer umher, blieb dann vor mir stehen, und sprach: „Wer hat mich gehalten, daß ich hier, bei dem letzten Athemzuge meiner Gattin, nicht zusammenbrach? War es das Bild des Herrn, oder er selbst? Wer ist mit mir gegangen, als ich in den ersten graumvollen Nächten nach meinem Verluste hier umherirrte: war es das Bild des Herrn oder er selbst? Wer ist jetzt bei mir, wenn ich ganz allein bin, und stärkt mich, daß ich meine Einsamkeit ertrage? Ist es das Bild des Herrn, oder er selbst?“

Ich kann nicht umhin, sagte ich, Ihr frommes, tiefes Gefühl zu ehren, und bis auf einen gewissen Punkt in dasselbe einzugehn. Ich habe auch in guten Büchern Manches gelesen,

das ungefähr eben so klang, wie Ihre Worte. Aber....

„Nun, aber?“ fragte er gespannt.

Aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, mich nur durch die heilige Schrift, mich allein durch Gottes Wort leiten und führen zu lassen; nur aus ihm die Züge zu dem Ideal eines christlichen Lebens zu entlehnen; und die heilige Schrift, Gottes Wort....

„Wollen Sie etwa sagen,“ fiel er ein, „daß die nichts von einem Umgang mit Christo wissen? Hat uns Christus nicht zugesagt, bei uns zu seyn alle Tage bis an der Welt Ende, unter uns zu seyn, wenn Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind? Und wie sollen wir ihn nach solchen Verheißungen betrachten, als einen Entfernten, oder einen Nahen, Gegenwärtigen? Hat Christus nicht verheißen, daß er kommen will mit dem Vater, um Wohnung zu machen bei Denen die ihn lieben; und darf ich nicht von einem Umgang mit ihm sprechen, da er von einem Wohnen in uns

geſprochen hat, was doch noch unendlich mehr, noch etwas viel Innigeres ſagen will? Führte denn der Apoſtel nicht einen ſolchen Umgang mit ihm, wenn er ihn bat, den Pfahl im Fleiſche von ihm zu nehmen, und ſogleich die Antwort von dem Herrn erhielt: Sich an ſeiner Gnade genügen zu laſſen? Mußte er nicht dieſen Umgang mit ihm führen, um ſagen zu können: Ich lebe, doch nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir? Fordert er nicht von ſeinen Schülern, dieſe Gemeinſchaft mit Chriſto zu unterhalten, wenn er ihnen zuruft: Euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott? Und verlangt der geliebte Jünger, der wol nicht allein während Jeſus auf Erden wandelte, ſondern auch als er von hier geſchieden war, an ſeiner Bruſt gelegen hat, fordert Johannes etwas anderes, wenn er den Herrn darſtellt, klopfend an der Thüre, und bereit, ſo Jemand aufthut, einzugehn, und das Abendmahl mit ihm zu halten?"

Sie wollen demnach, verſetzte ich, durch

dieſen Umgang mit Chriſto, eine immerwährende hohe Entzückung in ſich unterhalten, und ſich einer höhern Erleuchtung verſichern?

„Wer ſpricht von Entzückung und Erleuchtung?“ entgegnete er; „ich rede nicht einmal von Begeiſterung. Dieſer Umgang mit Chriſto wäre nicht das, was er iſt, nämlich etwas Wirkliches, wenn er mein Gemüth aus ſeiner gewöhnlichen Verfaſſung in eine ganz ungewohnte verſetzte. Nur die Spiele der Einbildungskraft berauſchen uns; die Wirklichkeit führt immer etwas Beruhigendes mit ſich. Ich behaupte, daß Diejenigen, die in einem ſolchen Umgange mit Chriſto ſtehen, ganz nüchterne Menſchen ſind, und keine andere Erleuchtung beſitzen, noch zu beſitzen vorgeben, als eine ſolche, wie ſie einem jeden Chriſten zu Theil werden kann.“

Was haben Sie denn aber, fragte ich, von Ihrem Umgang mit Chriſto?

„Sie haben Chriſtum ſelbſt,“ antwortete er, „und das iſt auch wol Alles, was Sie

verlangen. Sie haben ihn und können zu ihm reden, in der Dunkelheit des Glaubens, wie Diejenigen zu ihm reden, die ihn im Himmel von Angesicht zu Angesicht schauen. Sie haben oft tiefe Trauer, wenn er Ihnen seine Nähe und seine Fürsorge nur durch eine schnellere und härtere Bestrafung Ihrer begangenen Sünden offenbart; wenn er, obgleich niemals fern, Ihnen zur Züchtigung oder Prüfung das Gefühl seiner Gegenwart, ohne das Sie nicht mehr leben können, entzieht, und Sie nur Ihr eigenes Elend empfinden läßt. Aber Sie haben ihn; und damit sind Sie zufrieden."

Diese Leute haben aber, sagte ich, einen Namen, der mich erschreckt.

„Welchen Namen meinen Sie," fragte er.

Mystiker, antwortete ich.

„In diesem Sinne," versetzte er, „sind auch die Apostel Paulus und Johannes, ist auch Luther ein Mystiker gewesen. Liegt in dem Namen eine Schmach, so wollen wir uns nicht fürchten, sie mit solchen Männern

zu theilen. In früheren Zeiten hatte aber der Name nicht eine ſolche verunglimpfende Bedeutung. Man ſagte nicht: Myſtik, ſondern myſtiſche Theologie, man erkannte ihren Werth, und ſie verfolgte ruhig neben der ſcholaſtiſchen ihren Weg. Unter ihren Anhängern zählt ſie Männer, wie Tauler, Thomas von Kempen, Franz von Sales, Fénélon, deren Name mit Recht von der Nachwelt hochgeehrt wird. Der jetzigen Zeit nun hat es beliebt, mit Verkennung der frühern Bedeutung dieſes Wortes, alles Verworrene und Aberwitzige, das ſich jemals der Religion angehängt hat, mit dieſem Namen zu bezeichnen; und dadurch iſt denn ein Schreckbild entſtanden, das bald gegen die falſchen, bald gegen die wahren Myſtiker gebraucht wird."

Alſo gibt es auch falſche?

„Ja wol!"

Und wie unterſcheide ich die wahren von den Falſchen?

„Die wahren Myſtiker ſuchen in dem Um-

gange mit Chriſto nur ihn ſelbſt und die Heiligung, die eine nothwendige Folge der Gemeinſchaft mit ihm iſt. Weit entfernt ein Schwelgen in frommen Gefühlen zu begünſtigen, erklären ſie Diejenigen, die ſtets Aufregung und Erquickung verlangen, nur für Anfänger in der Laufbahn des geiſtigen Lebens. Das Vorgeben einer höhern Erleuchtung verabſcheuen ſie; und halten feſt an der Schrift als an der einzigen Richtſchnur des Glaubens und des Lebens."

Und die falſchen?

„Die falſchen Myſtiker," ſagte er, „unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie von göttlichen Dingen eine höhere Erkenntniß, als die Schrift uns mittheilt, zu beſitzen vorgeben; daß ſie von den Vorſchriften des göttlichen Geſetzes, denen alle Menſchen unterworfen ſind, für ſich Ausnahmen geſtatten; und daß ſie, innere und äußere Thätigkeit verachtend, durch ein bloß leidendes Gefühl ſich zu einer hier nicht erreichbaren Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit erheben wollen."

Laſſen wir alſo den Namen, ſagte ich, daran iſt freilich nichts gelegen. Diejenigen, von denen wir reden, machen den Umgang mit dem Herrn zu dem Weſen des chriſtlichen Lebens; und das will mir immer noch nicht einleuchten; denn ſicherlich gibt es manche gute Chriſten, die einen ſolchen Umgang nicht kennen, und nicht unterhalten; und dieſe müßte ja Derjenige, der in einer ſolchen Gemeinſchaft mit Chriſto ſteht oder zu ſtehen meint, von ſeinem höhern Standpunkte aus, verachten.

„Das wird er niemals," antwortete er; „denn er weiß wol, daß es mehrere Stufen des chriſtlichen Lebens gibt; und er unterſcheidet die Menſchen nicht ſowol nach der Stufe worauf ſie ſtehn, als nach der Treue, womit ſie auf einer jeden den Beiſtand der Gnade benutzen. Wer ihn benutzt, der wird aber gar bald zu dem verborgenen Leben in Chriſto gelangen; vielleicht wird er es führen, ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſeyn. Er wird oft die Sache beſitzen, und nur vor dem Namen,

wenn er dieſen zuerſt hört, erſchrecken; ſo iſt es Ihnen vielleicht ſelbſt gegangen.“

Von dem innern Leben, ſagte ich darauf, kenne ich eigentlich nichts als die Buße.

„Dann kennen Sie auch,“ ſagte er, „den Umgang mit Chriſto.“

Iſt das einerlei? fragte ich.

„Ja wol,“ antwortete er. „Denn, ſtirbt man nicht durch die Buße?“

Ich denke in der That, ſprach ich, die Buße ſey das eigentliche geiſtige Sterben.

„Alſo iſt ſie auch,“ fuhr er fort, „eine Annäherung zu dem Leben in Chriſto. Denn die Schrift, die hierin Ihre wie meine einzige Lehrmeiſterin iſt, ſagt: Ihr ſeyd geſtorben, und euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott.“

Ich bin geſtorben, rief ich, durch Buße geſtorben; und dennoch fühle ich, daß das verborgene Leben in Chriſto mir fehlt.

„Man ſtirbt mehrere Male,“ verſetzte er ſehr ernſt und bedeutſam.

Wie meinen Sie das? fragte ich.

„Ich meine," ſagte er, „daß auch die Buße ihre verſchiedenen Stufen hat, und daß man nicht zu einer tiefern hinabſteigen kann, ohne ſich zu einer höhern im Leben mit Chriſto zu erheben."

Verſchiedene Stufen der Buße? fragte ich verwundert. Was kann ich mehr thun, als daß ich meine Verderbtheit, meine Sünden ganz erkenne und bereue?

„Ganz erkennt ſie wol Niemand auf einmal," entgegnete er; „und im Anfang der Buße würde es auch wol Keiner ertragen, ſich ganz ſo zu ſehen, wie er iſt. Aber wenn man erſt etwas ſtärker geworden iſt, und der Herr ſieht, daß man Luſt hat weiter zu gehn, dann thut er die Finſterniß des Innern auf, und läßt den Blick aus einem Abgrund in den andern dringen."

Ich kann nicht leugnen, verſetzte ich, daß das was Sie ſagen durch meine eigene innere Erfahrung beſtätigt wird. Ich habe Buße gethan, oberflächlich, ehe ich zum Glauben ge-

langte; und dann immer tiefer und tiefer, je mehr ich in den Glauben eindrang. Können Sie auch in Ihrem Leben mehrere Stufen der Buße unterscheiden?

„Ja wol," versetzte er. „Zu der untersten, wohin ich noch gelangt bin, ward ich durch den letzten Schlag der mich getroffen hat, hinabgeworfen. Da ging mein Bewußtseyn auf in die Vorstellung von Sünde und Elend; und die Abnahme des eigenen Lebens ward eine Zunahme des Lebens in Christo. Daß ich aber sagen könnte mit dem Apostel: Ich lebe, nun aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir, wie viel fehlt noch daran! Da sitzt es immer das Ich, das Ich der Eigenliebe, welches Alles auf sich, und nicht auf den Herrn beziehen möchte. Ehe dieß nicht fortgeschafft ist, werde ich Christum nicht ganz besitzen."

Er stürze mich, so rief ich begeistert, von einem Abgrund der Buße, von einem Schrecken der Selbsterkenntniß in den andern; er nehme mir Alles; aber Er, Er selbst schenke sich mir!

„Er wird es thun," sagte er gerührt, „wenn Sie ihm stets diese Bereitwilligkeit zeigen. Aber Sie müssen wissen, daß die zweite Buße schwerer ist als die erste, und die dritte schwerer als die zweite; denn bei jeder denkt man es sey die letzte; eine jede kann die Selbstzufriedenheit nähren, welche sich sträubt, eine Stufe tiefer hinab zu steigen."

Der Herr, sprach ich, wolle diese Selbsttäuschung von mir entfernen, und mir die Gnade schenken, mich in Einfalt seiner Leitung zu überlassen.

„Auch ich bitte ihn darum," sprach er. „Uns seiner Leitung hingeben, das ist überhaupt das Höchste, das wir thun können."

Wir waren aufgestanden, wir hielten uns bei der Hand, und er fuhr bewegt und feierlich fort: „Der Herr geleite Sie zurück in Ihr Vaterland, und lasse aus dem, was Sie hier erfahren haben, der segensreichen Wirkungen viele für Sie und für Andere entspringen! Der Herr bleibe auch bei mir, und lasse mir sein

Licht leuchten in der Finſterniß die mich umgibt! Hier, vor ſeinem Angeſichte, ſchließen wir den Bund treuer chriſtlicher Freundſchaft; und wir hoffen, daß nichts ihn trennen wird, weil er in ihm geſchloſſen iſt. Aufs Neue geben wir uns Beide dem Herrn ganz und ohne Vorbehalt zum Eigenthum hin, daß er mit uns ſchalte nach ſeinem Wohlgefallen, daß er uns immer tiefer hinein führe in den Tod, durch den wir der Welt abſterben müſſen, um zu ſeinem Reiche und zu ihm zu gelangen. Dort, wenn auch nicht mehr hinieden, werden wir uns wiederſehn; dort verſammelt er alle die Seinen, die durch Tod oder Entfernung getrennt wurden."

Ich weinte in ſeinen Armen, und er weinte mit mir. Als ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, warf ich mich auf die Knie, und wiederholte das Gelübde, keinem Andern zu gehören als dem Herrn.

Berlin, gedruckt bei A. Petſch.

Abendſtunden,

herausgegeben

von

Dr. Franz Theremin.

Berlin, 1833.
Verlag von Duncker und Humblot.

Tel 691338

An den Leſer.

Für die kleinen Aufſätze, die ich hier unter dem Titel: Abendſtunden zuſammenfaſſe, muß ich die Nachſicht des Leſers um ſo mehr in Anſpruch nehmen, da perſönliches Gefühl, eigenthümliche Anſicht, ſelbſt Laune, in einigen derſelben vielleicht mehr als billig gewaltet haben.

Ich würde nicht wagen ſie herauszugeben, wenn ich nicht hoffte, daß auch nach Abſonderung deſſen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, et-

was allgemein Lehrreiches und vielleicht Erbauliches übrig bleiben würde.

Wenn ich mich in meiner Ansicht über die mystische Theologie geirrt habe — wie es bei einem Gegenstande über den so wenig[illegible] feststeht, leicht möglich ist — so werde ich mich freuen eines bessern belehrt zu werden.

Fr. Theremin.

Der Kirchhof.

Inſchrift.

Der Chriſten irdiſch Theil, in Hoffnung ausgeſäet,
Erwartet hier den Tag, wo alles Fleiſch erſtehet.
Den heil'gen Ort entweih' nie eines Frevlers Spur;
Wer ſelbſt der Sünde ſtark, komm zu den Todten nur.

Stimmen der Lebenden.

I.

Wie das Waſſer ſich kräuſelt,
Und die Wege ſich hebt;
Wie der Eichenwald ſäuſelt,
Und vom Sturmwind erbebt:
So faßt auch ein Schauer,
Ein Beben mich an.
Der Ort iſt voll Trauer,
Doch muß ich ihm nah'n.

II.

Sieh! welche lachende, liebliche Räume,
Grünender Raſen, blühende Bäume,
Jedliches Grab ein Blumenbeet.
Unten die modernden Todten-Grüfte,
Oben die ſchmeichelnden Frühlingslüfte
Von dem Dufte der Roſen durchweht.

Dürfte man wohl die Verweſung ſchmücken,
Dürfte von Gräbern man Blumen pflücken,
Wenn in dem Tode nur wäre der Tod?
Aber weil in dem Tod iſt das Leben
Dürfen aus Gräbern ſich Blumen erheben,
Wie aus Nächten das Morgenroth.

III.

Was willſt du mir ſagen
Mit deinen Zweigen,
Die ſich lieblich neigen
Bei der Winde Schweigen,
Du alter Baum an meines Vaters Ruheſtätte?
Ich hab' hier lang' verweilet im Gebete,
Mein Herz war ganz zu Gott gekehrt.
Willſt du mir ſagen
Mit deinen Zweigen,
Die ſich lieblich neigen
Bei der Winde Schweigen,
Willſt du mir ſagen, ich ſey erhört?

IV.

Wo Du, o Theure, hienieden gewaltet,
Strahlte dem Herzen ein glänzender Stern;
Waren die Schätze der Anmuth entfaltet,
Und wo Du weilteſt, da weilte man gern.

Wo Du jetzt wandelſt am Strome des Lebens,
Schön iſt es dort in dem himmliſchen Haus!
Ach! es zu denken ſinn' ich vergebens,
Nimmer wohl denk' ich und ſinn' ich es aus.

Aber auch hier, wo die ſterbliche Hülle
Schläft in des Grabes ſchützender Hut,
Seh durch der Blumen lebendige Fülle
Lieblich der Ort, wo die Liebliche ruht.

Siehe! ſchon wehen die laueren Winde.
Erſtlingsgeburten im früheſten Jahr,
Veilchen und Crocus, Schneeglöckchen, geſchwinde,
Bringt ihr die kindliche Huldigung dar.

Blühe, Päonie, Mandel, Syringe,
Wachſe, du wilder, rankender Wein;
Du mit den duftenden Blüthen umſchlinge,
Geißblatt, des Grabes ragenden Stein.

Pranget, ihr Roſen, der Junius glühet,
Bis dieſer Ort einem Perſien gleicht.
Roth, wie die rothen, hat einſt ſie geblühet,
Weiß, wie die weißen, iſt dann ſie erbleicht.

Blumen, die hier Deinen Hügel umwanken,
Blühn und verblühen und blühen aufs neu';
Alſo des trauernden Herzens Gedanken,
Kommen und wechſeln, und bleiben Dir treu.

Und wie der Blumen duftendes Leben
Hier Deines Grabes Raſen umhüllt,
So von dem Duft der Erinn'rung umgeben,
Ruht in den Tiefen der Seele Dein Bild.

V.

Sah ich die Spur des Winters sonst verschwinden,
Den Frühling niederthaun mit seinem Segen,
Kam mir ein Wehn der lauen Luft entgegen
Von heitern Höh'n und neu bewachsnen Gründen:

Dann fühlt ich auch mein Inn'res sich entzünden,
Und was sonst starr und todt in mir gelegen
Begann aufs neu' lebendig sich zu regen,
Und trieb mich, es in Worten zu verkünden.

Woher, Begeistrung, weht mir jetzt dein Flügel,
Da mich kein Zeitenwechsel mehr berühret
Und unbeachtet sich die Monde wandeln?

Er weht herab von diesem Grabeshügel
Zu welchem oft mich Schmerz und Liebe führet;
Hier lern ich alles: denken, reden, handeln.

VI.

Wozu des Amtes Pflichten mich verbanden,
Das hab' ich oft erfüllt am Bett der Kranken,
Und habe sie ermahnet nicht zu wanken,
Im Glauben an den Herrn, der auferstanden.

Da sah ich oft, wie Angst und Leiden schwanden
Vor freudenreichen, himmlischen Gedanken,
Und wie ihr Blick noch strebte mir zu danken,
Wenn schon die Lippen keine Worte fanden.

Ihr wollt mir danken? Wohl, hört meine Bitte!
Die ihr im Herrn gestorben seyd, ihr Todten,
Und jetzt dort oben wallt im Strahlenscheine:

Wann ihr sie findet in der Selgen Mitte,
So seyd der Liebe und der Treue Boten;
Und sagt ihr, daß ich immer um sie weine.

VII.

O Du die einging zu des Himmels Thoren,
Und ſelig ſchauet Gottes Angeſicht,
Mit Deinem Tod ſtarb meine Liebe nicht,
Sie ward in Deinem Tode neu geboren.

Zum neuen Bunde hab' ich Dich erkoren
Da unſers erſten Bundes Kette bricht,
Aufs neue ſchwur ich Dir der Treue Pflicht
Am dunkeln Tage da ich Dich verloren.

Du gehſt mit mir, wie ſonſt, auf meinem Pfade,
Aus Deinem Mund vernehm ich, wenn ich leide
Den ſüßen Ton, den meine Seele kennet.

Und wenn ich einſt durch meines Heilands Gnade
Dich wiederſeh im Schooß der ewgen Freude,
Sprech ich zu Dir: Wir waren nie getrennet.

VIII.

Du magſt in Deines Himmels ſel'gen Hallen,
Oft forſchen nach dem Ziel von meinen Tagen,
Und mit den Blicken treuer Liebe fragen:
„Wird er nicht bald hier Oben mit uns wallen?

Wem einer ſolchen Trennung Loos gefallen,
Muß dem der Gram nicht an dem Leben nagen?
Und wer es unerſchüttert kann ertragen,
Wie darf der noch von ſeinem Schmerze lallen?“

Du weißt, o Theure, es geziemt dem Frommen,
Auch leidend zu verehren Gottes Willen,
Daß er die ew'ge Wohnung mög' erwerben.

Iſt aber meines Leidens Ziel gekommen,
Dann werd' ich froh des Himmels Rath erfüllen,
Und lebt' ich gern, doch noch viel lieber ſterben.

IX.

Daß, wenn der Glockenhammer Zwölf geſchlagen,
Die Todten aus den Grüften ſich erheben,
Und graumvoll die Verwegenen umſchweben,
Die ihre Ruhſtatt zu betreten wagen:

Die alte Mähr, in meiner Kindheit Tagen
Vernahm ich oft mit Grauſen und mit Beben.
In dunkler Nacht, von Grüften rings umgeben,
Kann ich jetzt prüfen jene alten Sagen.

Welch Flüſtern? Horch! Es war des Windes Wehen.
Welch Schimmern? Sieh! Es war ein Sterngefunkel.
Nichts regt ſich unter dieſen Raſendecken.

Doch kämeſt Du aus Deines Himmels Höhen,
Mit mir zu reden in der Nächte Dunkel:
So glaube nur, ich würde nicht erſchrecken.

X.

Auf diesen Räumen liegt ein nächtlich Dunkel,
Zu denen einsam jetzt mein Fuß sich lenkt;
Nur durch der Sterne spärliches Gefunkel
Wird meinem Gang ein mattes Licht geschenkt.
Kreuz ist an Kreuz, und Stein an Stein gedrängt,
Die rings umher in bleichem Schimmer glänzen;
Aus dieses Ortes schauervollen Grenzen
Ist alles was da lebet längst entflohn;
Wer jetzt zu Todten kommt, starb selber schon.

Geliebte Todte, Du wirst mich begleiten,
Du wirst hier mit mir wandeln Hand in Hand,
Du die in frühern, längst vergangnen Zeiten
So lebensfroh an meiner Seite stand.
Des kurzen Glückes süßer Traum verschwand.
Doch wieder sind wir, so wie sonst, verbunden
In diesen dunkeln, schauervollen Stunden,
Wo zu dem Grabe, das uns einmal schied,
Um Dich zu finden, meine Seele flieht.

Wir wandelten ja früher auch zuſammen,
Und ſahen Wald und Flur in Frühlingspracht.
Wir ſah'n am Himmel glühn die hellen Flammen,
Vom Morgen oder Abend angefacht.
Jetzt ſitzen wir vereint in finſtrer Nacht,
Um noch manch liebend Wechſelwort zu tauſchen,
Hier, wo die dunkeln Thränenweiden rauſchen,
Und wo mir, bei der Sterne mattem Schein,
Dein Name ſchimmert von dem Leichenſtein.

Stimmen der Todten.

1.

O Leben, lebe wohl! Du biſt ein Tod zu nennen,
Und jetzo wo ich ſtarb, werd' ich erſt leben können.

2.

O Erde, lebe wohl! Es ſenkt mein froher Blick
Sich dankbar noch zu dir aus dieſen Höhn zurück.
Auf dir ward ja der Grund zu meinem Heil gelegt,
Und das ward mir geſchenkt was mich zum Himmel trägt.

3.

Spät hab' ich Dich — allein ich habe Dich erkannt.
Wohl mir! Aus Deinem Reich werd' ich jetzt nicht verbannt.

4.

Als Du dort unten riefſt, hört' ich Dich, Lebensfürſt.
Drum hoff' ich daß Du hier mich wieder rufen wirſt.

5.

Was ich ſo lang' geſucht und nimmer doch gefunden
Das fand ich endlich ganz in meines Heilands Wunden.

6.

So vieles litt ich einſt, was mir ſo ſchwer gedäucht:
Doch ohne dieſes Leid, wo wär' ich jetzt vielleicht?

7.

Der mich unſichtbar ſtets geführt an treuer Hand
Der war der erſte auch den ich im Himmel fand.
Nicht fragt' ich, wer es ſey; denn meines Herzens Brennen
Sprach: dieſes iſt der Herr, und ließ mich ihn erkennen.

8.

Ich kam ein zartes Kind von meiner Mutter Bruſt,
Doch wer der Heiland ſey, hab' ich ſogleich gewußt.

9.

Ich hatte viel gehofft: mein Glauben und mein Hoffen
Wie überſchwänglich iſt es jetzo übertroffen!
Ich hatte viel geforſcht und Viele drum befragt,
Allein ſie hatten nicht die Hälfte mir geſagt.

10.

An jenem theuren Grab ſaß ich oft Stunden lang,
Dort ward dem Herzen wohl, ſchlug es auch noch ſo bang.
Auch jetzo blick' ich gern auf jenen Ort hinab,
Denn wo ich lebend ſaß, erhebt ſich auch mein Grab.

11.

Von hier ſchaut' ich herab, und ſieh! ein Trauerzug!
Was war es? Mein Gebein, das man zum Grabe trug.

12.

Die Lettern ſind verwiſcht auf meines Grabes Stein.
Der Todten Denkmal kann nicht unvergänglich ſeyn.

13.

Es denken eurer oft, Ihr Lebenden! die Todten,
Und mancher ſtille Gruß wird euch von hier entboten.
Allein nur der vernimmt den zarten Geiſterlaut
Der in ſein Herz hinein und auf zum Himmel ſchaut.

14.

Ihr ſprecht: Wir ſind getrennt! Wie könnten wir es werden,
Da Einer nur regiert im Himmel und auf Erden.
In Chriſto ſind wir Eins. Wir ſchaun ſein Angeſicht;
Ihr aber glaubt an ihn; wie? oder glaubt ihr nicht?

15.

Du haſt mich einſt geliebt, und haſt mich bald vergeſſen;

Und willst nun mein Gefühl nach deiner Schwachheit messen?
Nein, wisse daß im Tod die Liebe nicht entflieht,
Und daß sie mächt'ger nur in Gottes Liebe glüht.

16.

Wenn du mich liebst, sey nicht um meinen Tod betrübt,
Er führte mich ja nur zu Dem den ich geliebt.

17.

Ich kehre nicht zu Euch, das ist Euch wohl bewußt,
Doch ihr kommt bald zu mir, und theilet meine Lust.

18.

O könntet Ihr es sehn, nur einen Augenblick,
Dies ew'ge Vaterhaus, dies namenlose Glück,
Die Freud' und Herrlichkeit, die folgt auf Leid und Schmach,
Ihr ließet Alles stehn, und folgtet Christo nach.

Stimmen der Lebenden.

I.

Mein armes Herz, was haben wir gewonnen,
Weil Jahre lang von Schmerzen wir gelebet?
Welch' wahres Gut ward schon von uns erstrebet,
Und welches Werk des Heiles ward begonnen?

Des Lebens kurze Zeit ist bald zerronnen,
Sey es von Trauer oder Lust gewebet;
Und wenn der ewige Richter sich erhebet,
Fragt er nach Schmerzen nicht, und nicht nach Wonnen:

Er fragt nur, ob, den Blick gewandt nach Oben,
Wir treu gemieden der Versuchung Netze,
Um auf dem Weg des Lebens fortzueilen.

Wohlan, mein Herz, zum Himmel sey erhoben!
Im Himmel sind ja unsere liebsten Schätze,
Wie solltest Du nicht auch im Himmel weilen?

XII.

Ich sah Dich in dem Himmelsgarten stehn,
Mit vollen Händen ew'ge Blumen pflücken,
Von Oben liebreich auf mich niederblicken,
Und sie mir senden in der Lüfte Weh'n.

O wie ist doch ihr Farbenglanz so schön;
O wie mich ihre Düfte süß erquicken!
Tief in mein Herz hinein will ich sie drücken,
Daß sie dort blühn, und niemals untergehn.

Die Blumen sind ein heiliges Verlangen,
Ein froher Muth, unwandelbare Treue,
Und Deiner Liebe lebend Angedenken.

Ach für der Blumen schnell verwelktes Prangen,
Die ich an Deinem Grabe stets erneue,
Willst Du mir solche Himmelsblüthen schenken?

XIII.

Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läßt die trauernden Cypressen.

Ihr meinet, daß um Euch noch Thränen flössen,
Daß Die noch weinten, die Ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, Ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die Ihr einst besessen.

Wohlan, so laßt uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.

Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein Jeder der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen.

IV.

Zu stehn auf Bergen in dem Glanz der Sonnen,
Zu wandeln in dem Dämmerlicht der Haine,
Zu wachen bei der Lampe nächt'gem Scheine,
Und schöpfen aus der Wahrheit tiefem Bronnen;

Dem Freunde, wenn Noth und Gefahr zerronnen,
Die Kunde bringen, daß er nicht mehr weine;
Im Vaterhaus, im traulichen Vereine
Zu fühlen neu die lang entbehrten Wonnen:

Schön ist es! – Doch das Schönste das empfunden
Mag werden auf des Glückes hellstem Pfade,
Bei reinem Sinn, und tadellosem Streben —

Es ist wie Dämmrung vor dem Licht verschwunden,
Wenn Jesus auf uns senkt den Blick der Gnade,
Und zu der Seele spricht: Dir ist vergeben.

XV.

Wenn früh am Morgen ſchmettert die Drommete,
Dann rafft ſich auf der Krieger in dem Heere,
Und rüſtet ſich, daß er die Bahn der Ehre
In dem Gewühl des heißen Kampfs betrete.

Wie manchem wird, bis zu des Abends Röthe
Die Hand ermatten durch der Waffen Schwere,
Wie mancher hofft, daß er als Sieger kehre,
Und bleibt erſchlagen auf des Kampfes Stätte.

Wann aber wird am letzten großen Tage
Erſchallen die Poſaun' im Wundertone,
Daß auferſtehn des Lammes fromme Krieger:

Vorbei iſt dann die Arbeit und die Plage,
Vorbei der Kampf; es winkt die Palmenkrone;
So viel erwarb der Eine große Sieger!

XVI.

Haben wir Dich in den finſteren Stunden,
Dich in der Trübſal dunkelſter Nacht,
Dich bei den Gräbern der Todten gefunden:
Dann hat das Leiden uns Segen gebracht.

Schöner, o Herr, iſt Dein freundliches Glänzen,
Göttliche Sonne der geiſtigen Welt,
Schöner als die, ſo die öſtlichen Grenzen
Jetzt mit der ſtrahlenden Fackel erhellt.

Wie jetzt des Schleiers wehende Säume
Faltet die Nacht zum eilenden Fliehn;
Wie jetzt die ängſtlich flatternden Träume
Schnell ſich dem Lichte des Tages entziehn:

Alſo, wenn Deine Strahlen uns wecken,
Schwindet der Gram der die Herzen gebeugt;
Schwinden des Todes gewaltige Schrecken,
Und der ſchwer laſtende Kummer entweicht.

Führe uns jetzt auch, als treuer Begleiter,
Wieder, o Herr, in das Leben hinein.
Sey uns in Kämpfen ein helfender Streiter,
Sey uns in Nächten ein tröstender Schein.

Mit Dir ist jeglicher Ruhm zu erschwingen,
Mit Dir bringt Segen uns jegliche Noth;
Mit Dir ist stets triumphirend das Ringen,
Heilig das Leben, und selig der Tod.

Wenn uns der Schatten des Todes umdunkelt,
Schaun wir plötzlich Dein leuchtend Panier;
Folgen, von ewigen Strahlen umfunkelt,
Und wo Du weilest, da weilen auch wir.

Hast Du des brennenden Herzens Verlangen
Ganz durch Dein seliges Schauen gestillt:
Laß uns denn auch die Geliebten umfangen,
Die uns einst sterbend mit Trauer erfüllt.

Ach! bei des Herzens noch blutenden Wunden,
Tönet Dir jetzt schon des Gläubigen Dank;
O wie ertönt, sind die Leiden verschwunden,
Dort Dir der Seligen Jubelgesang!

XVII.

Du Harfe der nächtlichen Klagen
Die bei dem Sonnenlicht ſchweigt,
Dich möge die Weide hier tragen,
Die trauernd zur Erde ſich neigt.

Wenn die Winde der Nacht ſich erheben
Und wehn auf dem Todtengefild,
Dann werden die Saiten Dir beben,
Und tönen ſchaurig und mild.

Drei Gespräche.

Das Erwachen.

Sie. Du haſt gut geſchlafen?

Er. Wie noch niemals! Kaum in den Zeiten meiner Kindheit mag ich ſo tief, ſo ſanft, ſo erquickend geſchlafen haben. Der alte Vater — Du erinnerſt Dich wohl — wenn er am Morgen in das Zimmer trat, wo wir ihn erwarteten, dann pflegte er auf unſere Frage, wie er geſchlafen, zu antworten: Wie ein Seliger! Wie ein Seliger — ſo möchte auch ich antworten — habe ich geſchlafen; oder vielmehr, wie ein Seliger bin ich erwacht. Ich fühle mich neu belebt;

mir iſt als ob ich alle Müdigkeit, alles Bedürfniß des Schlafes für immer abgelegt hätte. In meinen Gliedern iſt eine Friſche, in meinen Bewegungen eine Leichtigkeit! Ich glaube, ich könnte fliegen, wenn ich wollte.

Sie. Und es gefällt Dir hier an dieſem Orte?

Er. Nun, ich muß Dir ſagen, wir ſind an manchem ſchönen Orte zuſammen geweſen; aber dieſer iſt denn doch ausnehmend, und über alle Maßen ſchön. Welche Bäume! Wahrlich, himmelhoch! Sie tragen Blüthen und Früchte zugleich. Ihre Zweige bewegen ſich im Morgenwinde, und dabei tönt es ſo lieblich aus ihren Gipfeln, als ob ſie von einem ganzen Heere beſiederter Sänger, die ich doch nicht wahrnehme, bewohnt wären. Hinter den Bäumen ragen Berge her-

vor. Ihre erhabenen Geſtalten zeichnen ſich deutlich in der reinen Luft; und zuweilen ſtreifen Wolken, in allen Farben des Aufgangs und Untergangs glühend, an ihrem Abhang, und über ihre Spitzen hin. Auf der höchſten Spitze, aus einem milchweißen, durchſichtigen, ſchimmernden Nebel erhebt es ſich wie Thore, Thürme und Palläſte einer großen, herrlichen Stadt. Von eben dieſer Spitze ergießt ſich ein mächtiges Waſſer, das ich nicht einen Strom, ſondern ein Meer, nennen möchte, und das dennoch nicht mit fürchterlichem Toſen, ſondern mit harmoniſchem Klange die verſchiedenen Abſätze des Berges herunterfällt. Weit umher ſprühen die Tropfen, welche die Bäume und Blumen benetzen, und eine Kühlung verbreiten, die von der Bruſt begierig eingeathmet wird. Hier aber dieſer Raſen, wo wir ſtehen, wie

iſt er ſo voll und ſo dicht, und mit wunderſchönen Blumen beſäet; wir wandeln darüber hin, doch die Spitzen der Gräſer und der Blumen beugen ſich nicht unter unſerm Fußtritt. Einſam iſt dieſer Platz, doch nach allen Seiten hin eröffnen ſich Ausſichten; der Blick dringt von einer Ferne zur andern, und der Horizont rückt immer weiter und weiter.

Sie. Haſt Du denn das Alles ſchon öfter geſehn; oder ſiehſt Du es heute zum erſten Male?

Er. Obgleich mir hier ſo heimathlich zu Muthe iſt; obgleich alles als etwas Befreundetes mich anſpricht — dennoch, wenn ich es recht bedenke, ſo muß ich ſagen: Nein, ich bin noch nie hier geweſen.

Sie. Und wundert es Dich nicht, mich wieder an Deiner Seite zu ſehn?

Er. Bist Du es etwa nicht immer gewesen?

Sie. In einem Sinne wohl; in dem andern auch nicht. Deine Augen haben mich lange nicht gesehn; ich entschwand ihnen einmal.

Er. Da taucht es auf in meiner Erinnerung wie eine finstere Wolke — bange Tage, durchweinte Nächte — nur kann ich, der ich mich sonst so leicht in schmerzhafte Gedanken und Empfindungen vertiefte, sie jetzt nicht mehr recht fassen, recht ergreifen; sie scheinen mir etwas Fremdes geworden zu seyn.

Sie. Denke an den vierzehnten Februar.

Er. Nun ist mir Alles ganz deutlich. Es war an einem Morgen gegen Mittag. Vier Tage warst Du krank gewesen. Wir hatten viel gefürchtet, aber doch immer gehofft. Plötzlich befiel Dich eine große Mat-

tigkeit; Du lehnteſt Dein Haupt an meine Bruſt; Du ſankeſt zurück mit einem tiefen Seufzer; Du ſtarbſt — ja es iſt ausgemacht, Du biſt geſtorben.

Sie. Ich bin geſtorben, und ſiehe! ich lebe!

Er. Wenn Du geſtorben biſt, und wenn ich Dich ſehe — ſo träume ich wohl?

Sie. Du träumſt nicht, denn Du biſt wach.

Er. Oder Du biſt mir vom Himmel herab auf die Erde geſendet, daß ich Dich auf kurze Zeit wiederſehn, und dann auf's neue lange Jahre hindurch Dein Verſchwinden beweinen ſoll?

Sie. Nein, jetzt trennen wir uns nicht mehr. Auch bin ich Dir zwar entgegen geſendet, aber nicht auf die Erde herab. Blicke doch um Dich: wo hätteſt Du auf Erden ſolche

Bäume, ſolche Blumen, ſolches Waſſer geſehen? Blicke Dich ſelbſt an: Du gingſt einher gebeugt unter den Schwächen des Alters. Jetzt biſt Du verjüngt; Du gehſt nicht nur, Du ſchwebſt; Deine Augen ſehen nicht nur; ſie ſehen unermeßlich weit. Schaue in Dich ſelbſt hinein: iſt Dir jemals ſchon wie jetzt zu Muthe geweſen?

Er. In mir iſt es wie ein tiefes, unergründliches, immer bewegtes, aber doch ganz ſtilles und ruhiges Meer. Ja, wenn ich umher blicke, wenn ich mich anſehe, wenn ich in mein Inneres ſchaue, wenn ich Deine Hand in der meinigen fühle — ſo möchte ich ſagen, ich bin ſelig, ich bin im Himmel.

Sie. Du biſt es.

Er. Aber dann müßte ich ja geſtorben ſeyn?

Sie. Du bist es. Hast Du denn nicht krank gelegen, an derselben Stätte wo ich gestorben bin, und wohin auch Du verlangtest gebracht zu werden? Hat Dein Sohn nicht Tag und Nacht, ohne von Deiner Seite zu weichen, Dich so treu und liebreich gepflegt? Hast Du nicht Tag und Nacht die blauen Augen Deiner Tochter offen gefunden, in denen sie die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten strebte? Hat dann nicht eine tiefe Dämmerung, ein gänzliches Dunkel Dir den Anblick Deiner Kinder, und alles dessen, was Dich umgab, entzogen?

Er. Ich bin gestorben! Herr, des Lebens und des Todes, auf meinen Knieen danke ich Dir, daß Du etwas so Großes, auch an mir vollbracht, daß Du auch mich zu dem hohen Glück, zu der großen Würde

geführet haſt, geſtorben, und ſelig geſtorben zu ſeyn. Du weißt, o Herr, wie oft dieſer Augenblick vor mir ſtand; wie oft ich Dich gebeten habe, daß Du ſelber, da ich es nicht konnte, mich dazu vorbereiten, daß Du mir einen ſanften, ſeligen Tod ſenden möchteſt. Nun, o Herr, Du haſt dieſe Bitte, ſo wie alle andern erhört; Du haſt Dich hier, wie immer, herrlich und über alle Maßen gnädig und barmherzig erwieſen! Was vor mir ſtand iſt nun vorüber. Zwar habe ich, obgleich ſelbſt geſtorben, nicht gelernt, was der Tod eigentlich ſey; aber ſo viel weiß ich: der Tod iſt ſüß. Wie man ein Kind, während es ſchläft, aus der dunkeln Kammer in den hellen Frühlingsgarten trägt, ſo haſt Du mich getragen von der Erde zum Himmel. — Nun aber, Liebe, halte mich nicht länger auf.

Sie. Wohin?

Er. Du kannſt fragen? Zu wem anders als zu Ihm? Alles iſt hier ſchön und lieblich: dieſe Bäume, dieſe Blumen, dies herabſtrömende Waſſer, dieſe Kühlung, die ſich über Bäume und Blumen, und tief in die Bruſt hinein ergießt; Du, Deine Gegenwart, deren ich nach ſo langer Trennung, nach ſo vielen Thränen, mich wieder erfreue. Aber das Alles genügt mir nicht. Ihn ſelber muß ich ſehn. Er mag ſeinen Himmel ſo ſchön ausſchmücken als er will, das entſchädigt nicht für die Entbehrung ſeiner Gegenwart. Er hat das Unmögliche möglich gemacht; ſo lange, ſo unermüdet, ſo treu hat er an mir gearbeitet, daß ich habe ſelig werden können. Schon ehe ich geboren ward, hat er mein ſich angenommen. Wo iſt ſie, die kleine Erde? Da dreht ſie

ſich; wie fern von hier! In welches Dunkel gehüllt! Ich möchte nicht wieder auf ſie zurück kehren. Er hat ſich dort hinuntergeſenkt, hat ihren Staub mit ſeinen heiligen Füßen betreten, hat Hunger und Durſt empfunden — iſt geſtorben. Ach! er wolle den Blick mir ſchärfen, daß ich in den Abgrund ſeiner Todesſchmerzen tiefer als bisher hineinſchauen möge! Da hat er mich zu ſeinem Eigenthum erworben, und damit ich, ſein theuer Erkauftes, ihm nicht wieder verloren ginge, iſt er von meinen früheſten Jahren an unabläſſig für mich bemüht geweſen. Vieles was er für mich gethan hat, habe ich ſchon erkannt, als ich noch dort unten war. Mehr erkenne ich jetzt; noch mehr werde ich künftig erkennen, wenn wir alles zuſammen überlegen. Jetzt habe ich auch dazu keine Zeit. Es treibt mich zu

gewaltig, es zersprengt mir die Brust; ich muß hin zu ihm, ihn sehen, ihm danken, wenn ich noch fähig bin, ihm zu danken, wenn in der übergroßen Wonne nicht auch das Gefühl des Dankes untergeht.

Sie. Du wirst ihn sehen, aber nicht ehe als bis er zu Dir kommt. Bis dahin sollst Du Dich beruhigen. Ich bin Dir entgegengesandt, um Dir zu sagen, daß dies sein Wille ist.

Er. Ich erkenne jetzt erst recht deutlich daß ich im Himmel bin — denn mein Wille fügt sich ganz ohne Kampf in den seinigen. Ich hätte gedacht es müßte ganz unerträglich seyn ihn hier nicht zu sehn. Ich ertrage es nicht nur; ich ertrage es gern. Er will es, ich will es auch. Etwas anderes scheint mir nicht mehr möglich. So leicht hatten wir es dort unten nicht! Wenn Du

mir aber von ihm entgegengesandt bist, so hat er ja auch wohl mit Dir gesprochen? Er hat wohl schon manches Wort mit Dir geredet?

Sie. Schon manches.

Er. O Du wahrhaft Selige! Kannst Du mir sagen, wie Dir war, als Er das erste Mal mit Dir sprach?

Sie. Wie mir jedes der folgenden Male zu Muthe gewesen ist. Ich rede jetzt noch mit Dir eine Erdensprache, darin beschreibt sich so etwas nicht.

Er. Als Du ihn zuerst sahest, hast Du ihn sogleich erkannt?

Sie. Sogleich.

Er. Wohl an einem Glanze, wodurch er den aller Engel überstrahlt?

Sie. Er hat nicht nöthig sich mit Glanz zu umgeben; man erkennt ihn doch.

Er. Meinſt Du, daß auch ich ihn ſogleich erkennen werde, ohne daß Jemand mir ſage, Er ſey es?

Sie. Dein Herz wird es Dir ſagen.

Er. Wie wird er wohl gegen mich ſeyn, ſtreng oder freundlich? Wenn ich dort unten, in der Dunkelheit des Erdenlebens mit ihm redete, da hat er oft recht ernſt und ſtrenge mir geantwortet.

Sie. Dort unten mußte er es zu unſerm eigenen Beſten. Hier iſt das nicht mehr nöthig; hier braucht er ſeinem Herzen nicht mehr Gewalt anzuthun; er kann ſeiner Liebe freien Lauf laſſen. Sie iſt unendlich; dort konnten wir ſie nicht ergründen; und hier eigentlich eben ſo wenig.

Er. Giebt es denn hier unter Euch Unterſchiede an Herrlichkeit und Seligkeit?

Sie. Die giebt es freilich; aber da die

allerhöchſten immer zugleich die allerdemüthigſten ſind, ſo drängen ſie ſich ſtets zu dem niedrigſten hinunter. Und das kann er ihnen nicht verweigern, denn Er, der über alle ſteht, iſt auch zugleich von allen der demüthigſte. So werden denn doch die Unterſchiede wieder aufgehoben, und wir ſind alle Eins in ihm.

Er. Siehe, ich habe mir oft gedacht, wenn ich nur in den Himmel komme, nur nicht unter den Feinden des Herrn leben muß, im Himmel will ich gern von Allen der letzte ſeyn. Du würdeſt, ſo dachte ich, in viel höheren Bezirken verweilen, und unſere Kinder auch, wenn ſie die Erde verlaſſen hätten. Wenn Ihr auch dann nur etwa alle hundert Jahre einmal zu mir hernieder kämt; wenn ich nur von tauſend zu tauſend Jahren gewürdigt würde den Herrn

zu ſchauen — ſo dachte ich, es würde mir genügen.

Sie. Sey getroſt. Wen er annimmt, den nimmt er mit Ehren an. Weißt Du nicht, wie Er das uns beyden durch ſein Wort auf eine ſo wunderbare Weiſe zugerufen hat?

Er. Wohl weiß ich es; und ich ſehe, wie er Dich mit Ehre und Herrlichkeit überhäuft hat. Zwiſchen jenem Bilde von Dir in Deiner letzten Krankheit, das ich jetzt deutlich vor mir ſehe, zwiſchen dieſer hinwelkenden Blume, und dieſer himmliſchen Blüthe — welch ein Unterſchied! Nein, dies Roth auf Deinen Wangen kann nicht erblaſſen; das Licht Deiner Augen kann ſich nicht verdunkeln; Deiner Geſtalt können die Spuren des Alters niemals eingedrückt werden. So wirſt Du hier mit mir wandeln,

Du wirſt mir die Herrlichkeit dieſer himmliſchen Wohnung zeigen, und auch zu den Andern wirſt Du mich führen, die mir lieb ſind.

Sie. Du wirſt ſie ſehn, ſobald Du den Herrn geſehn haſt.

Er. Wie war es doch ſchön, wenn wir ſonſt den alten Vater auf ſeinem Dorfe beſuchten! Unſer Wagen rollte heran; da traten alle vor das Haus; und unter Allen ſuchten wir immer zuerſt ſein theures, ehrwürdiges Angeſicht. Wie viel ſchöner wird es ſeyn, ihn hier wieder zu ſehn! Er, den die kleinſte Freude mit Dank gegen den Geber erfüllte; er, der einen Grashalm bewunderte, der einen heitern Sonnenſtrahl anlächelte, er, der ſo gern unter dem geſtirnten Himmel einherging, und den Schöpfer aller dieſer Welten anbetete: was wird er hier empfinden, wo die Wunder der All-

macht offen und entschleiert vor ihm liegen? Er, der unaufhörlich in seinem Herzen dem Herrn dankte für seine Begnadigung, und für die geringste Erquickung, die ihm auf seinem beschwerlichen Erdenwege zu Theil ward — welchen Dank wird er jetzt seinem Erlöser zollen! „Wir werden uns wiedersehn," so sagte er mir noch in seiner letzten Krankheit, indem er mit aller Kraft die ihm geblieben war, mir die Hand drückte, „wir werden uns wiedersehn, und Gott zusammen für seine Gnade danken!"

Sie. Bald wirst Du ihn; bald wirst Du auch Deine Mutter sehn.

Er. Meine Mutter, die mich so unaussprechlich liebte; und die ich nicht gekannt habe. Drei Jahre war ich alt, da ich sie verlor. Als sie im Sterben lag, und ich im Garten vor dem Hause spielte,

„Was wird aus meinem armen Kinde werden?“ soll sie da gesagt haben. Gute Mutter! Alles was aus einem Menschen werden kann, ist aus Deinem Kinde geworden — ein Bewohner des Himmels. Durch die Gnade des Herrn ist es geschehen, und auch mit der Hülfe Deiner Gebete. Ist es nicht so?

Sie. So ist es. Ich habe oft mit dem Vater und der Mutter von Dir geredet.

Er. Ist . . . . . hier?

Sie. Ja.

Er. Ich hätte es nicht gedacht. Das war Unrecht; bin ich doch hier! — Aber die theueren Seelen, die ich auf Erden zurückließ, werde ich Kunde von ihnen empfangen; oder verschwinden sie der Wahrnehmung bis zum Augenblicke des Wiedersehns?

Sie. Dieſe Frage wirſt Du Dir ſogleich ſelbſt beantworten können. Blicke dorthin.

Er. Ich thue es; aber ich ſehe nichts.

Sie. Blicke noch länger in eben dieſer Richtung — und wolle ſehn. Siehſt Du jetzt?

Er. Klar und deutlich. Wohl bekannt iſt mir die Stätte. Der Kirchhof iſt es, wo ich Dein ſterbliches Theil, das auf der Erde zurückgeblieben war, beſtatten ließ. Der Ort ward mir ſo theuer; oft beſuchte ich ihn, und betend an Deinem Grabe, erhob ich die Augen hierher, zum Himmel, wo wir nun beide ſind. Unter ſchönen Bäumen und Blumen, dachte ich, mag ſie dort wandeln! Unter Bäumen und Blumen ſoll auch ihre Hülle ruhn. So entſtand ein Blumengarten und ein Blüthenhain, und alles

Liebliche, was die Jahreszeit hervorbrachte, ſchmückte Dein Grab.

Sie. Ich wußte es wohl. Blicke jetzt dort hernieder. Was ſiehſt Du?

Er. Neben Deinem Grabe' iſt ein anderes geöffnet. Die Thür des Kirchhofes geht auf; ein Sarg wird vorangetragen; unſere Kinder folgen. Ihr weinet, geliebte Herzen, weinet ſo bitterlich? Könntet Ihr uns ſehn, wie wir Euch ſehn, Ihr würdet nicht weinen, höchſtens vor Sehnſucht. Der Sarg wird eingeſenkt; auch ſie werfen eine Hand voll Erde auf den Sarg. Nun iſt die Oeffnung geſchloſſen; nun ruht mein Staub neben dem Deinen. Gehet nun heim, Ihr Lieben, und ein Vorgefühl des himmliſchen Troſtes, den wir hier genießen, komme in Euer Herz. Kehret aber oft wieder, und beſuchet das Grab Eurer Eltern. Wenn

Ihr dort weinet, und betet, wollen wir Euch nahe seyn, und Euch himmlische Gaben vom Herrn überbringen. Wandelt stets an seiner Hand! Er weiß gut zu leiten. Eure Eltern haben es erfahren! Und dereinst führet Er uns alle zusammen.

Sie. Amen! So wird es seyn.

Er. Hörst Du die Klänge? Was ist das? Seltsam und wunderbar, wie aus Meeresbrausen und Flötengelispel gemischt, kommen sie von dorther, und verbreiten sich durch den Himmel. Horch! Und von der andern Seite, auch ein Getön, ganz verschieden, aber eben so wunderbar und entzückend. Was ist das?

Sie. Es sind Engelchöre, die aus unermeßlichen Entfernungen einander antworten.

Er. Was singen sie denn?

Sie. Immer den Einen, der Stoff giebt zu ewigem, unendlichem Lob.

Er. Schon seit einiger Zeit wandelt dort eine Gestalt.

Sie. Betrachte sie näher; und dann sage mir, wofür Du sie hältst.

Er. Du wirst mir, da ich kaum der Erde entrückt bin, einen irdischen, kindischen Vergleich wohl verzeihn. An dem Hause wo ich geboren bin — Du weißt es, obwohl Du damals schon nicht mehr auf der Erde wareſt — hatte ich einen Garten gepflanzt. Kam nun der Frühling, so begab ich mich in den Garten, und freute mich über meine Pflanzung und ihr schönes Gedeihn. Viel Bäume gab es da, viel Gesträuche, viel Blumen; ich kannte jedes Gewächs; ich hatte es ja selbst gepflanzt und gepflegt; ein jedes ward von mir in genauen

Augenſchein genommen; und wenn es recht lieblich grünte, herrlich blühte, kräftig zunahm — dann hatte ich daran eine herzliche Freude. So ſcheint mir auch jener Mann der Gärtner in dieſem Himmelsgarten zu ſeyn. Er geht einher, ſo ganz ſtill und unſcheinbar, aber man merkt ihm wohl an, daß ihm alles ſehr genau bekannt iſt. Er wendet nach allen Seiten hin vergnügte und zufriedene Blicke, und ſcheint an der ganzen Schöpfung hier recht ſeine Freude zu haben. — Wie iſt mir denn? Bisher bin ich ſo ruhig geweſen; habe in meinem Innern nichts als ſanfte Regungen geſpürt. Jetzt fängt es an hier zu ſtürmen; es reißt an meinem Herzen; mir ſchwindelt; der Himmel mit ſeiner Herrlichkeit vergeht vor meinen Blicken; ich ſehe nur ihn allein. Faſt glaube ich wieder Schmerzen zu fühlen,

doch in diesen Schmerzen liegt eine höhere Seligkeit. Ich brenne vor Verlangen mich ihm zu nahen. Ein Bekannter ist es gewiß, und doch habe ich ihn niemals mit leiblichen Augen gesehn. Jetzt wendet er sich, er sieht uns an. Er scheint sich über uns zu freuen. Es ist als ob eine Freudenthräne in seinem Auge glänzte. Ich kann mich nicht länger halten, ich muß hin zu ihm, ich muß ihm sagen, daß ich ihn liebe, wie ich noch nichts geliebt habe. Er hebt die Hände — wie? in den Händen ein Maal; aus dem Maal ein glänzendes Licht? Ja, das sind sie, das sind die durchgrabenen, segnenden Hände. Er segnet uns! Tief im Herzen fühle ich seinen Segen. Jetzt weiß ich, daß ich im Himmel bin; jetzt weiß ich daß Er es ist.

Sie. Hin zu ihm!

2. Die geiſtliche Beredſamkeit.

Jüngling. Wollten Sie mir wohl ſo kurz und ſo gründlich als möglich vier wichtige Fragen beantworten?

Mann. Kurz und gründlich vier wichtige Fragen? Recht gern; wenn ich kann. Was betreffen dieſe Fragen?

Jüngling. Sie können es, denn dieſe Fragen betreffen die geiſtliche Beredſamkeit. Ich habe ſie mir hier auf einen Zettel geſchrieben. Es ſind folgende: Muß ich für den Verſtand, oder für das Herz; muß ich erhaben oder einfach predigen? Muß ich meine Perſönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal meiner Perſönlichkeit aufopfern? Muß

ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Das Sprichwort hat wahrlich Recht, wenn es ſagt, ein Jüngling könne in einem Augenblicke mehr frägen, als ein Mann in mehreren Stunden beantworten kann.

Jüngling. Ein Jüngling? Ich denke im Sprichworte heißt es: ein Narr.

Mann. Ich glaube in der That ſo heißt es; verzeihn Sie. Ihre erſte Frage?

Jüngling. Muß ich für den Verſtand oder für das Herz predigen?

Mann. Das können Sie durchaus halten wie Sie wollen.

Jüngling. Wie ich will?

Mann. Ja, denn ſehn Sie, der Verſtand hat ſeine Rechte, und das Herz hat auch die ſeinigen. Ich liebe eine Predigt

die mich überzeugt; ich liebe auch eine die mich rührt. Beide Arten zu predigen ſind gut; können es wenigſtens ſeyn. Fragen Sie weiter.

Jüngling. Nun das geht ſchnell, in der That. Kurz ſind die Antworten, aber — Die zweite Frage iſt: Soll ich erhaben oder einfach predigen?

Mann. Um dieſe zu beantworten, müßten wir erſt wiſſen, was wir erhaben und was wir einfach nennen.

Jüngling. Wiſſen Sie es?

Mann. Indem ich jetzt ein wenig darüber nachdenke, ſcheint es mir, das Erhabene liege immer in einer Idee, die über die Grenzen des Verſtandes hinausgeht, die alſo auch nicht begriffen, ſondern nur durch das höchſte Vermögen des Geiſtes aufgefaßt werden kann.

Jüngling. Nicht übel, wahrhaftig, nicht übel! Nur nicht pikant genug ausgedrückt. Ich zum Beiſpiel würde ſagen — denn ich habe mich viel mit Aeſthetik beſchäftigt — erhaben ſey dasjenige was ganz nahe an Unſinn grenzt, ohne jemals Unſinn zu werden.

Mann. Dieſe Definition haben Sie abſtrahirt . . ?

Jüngling. Von den erhabenſten Stellen der Dichter und Redner aller Nationen; auch der Deutſchen.

Mann. Sie iſt ſelbſt erhaben.

Jüngling. Sie wollen ſagen, daß ſie an Unſinn grenzt.

Mann. In der That . . .

Jüngling. Aber ohne Unſinn zu werden. Sie bewährt ſich alſo vollkommen.

Mann. Und was wäre denn nun einfach?

Jüngling. Dasjenige, was ſich ſo fern als möglich vom Unſinn hält, und dadurch oft ganz abgeſchmackt wird. Wie ſoll ich nun predigen, frage ich, erhaben, oder einfach?

Mann. Sie können darin gänzlich Ihrer Neigung folgen; nur müſſen Sie ſich hüten, jemals weder unſinnig noch abgeſchmackt zu werden. Fragen Sie weiter!

Jüngling. Alſo wiederum abgemacht! Die dritte Frage iſt: Soll ich die Perſönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal der Perſönlichkeit aufopfern?

Mann. Wie kommen Sie auf dieſe Frage?

Jüngling. Ich habe bemerkt, daß das einen großen Unterſchied unter den Rednern macht, ob ſie Schule haben, oder Naturaliſten ſind. Bei den einen findet man eine

Bildung nach gut oder ſchlecht gewählten Muſtern, eine von ihnen angenommene Tradition oratoriſcher Regeln. Bei den andern findet man eine immer ſchärfer und ſchärfer hervortretende, oft liebenswürdige, oft wunderliche, aber deshalb nicht weniger intereſſante Perſönlichkeit. Von dieſen letzteren erinnere ich mich keine unter den Griechen und Franzoſen entdeckt zu haben; aber unter den Deutſchen ſind ſie nicht ſelten.

Mann. Junger Mann, Sie haben doch in der That ziemlich viel Verſtand.

Jüngling. Daran zweifelt wohl Keiner. . .

Mann. Weniger als Sie ſelbſt. Sie fragen alſo, ob Sie ſich nach einem Ideale, nach einem Muſter bilden, oder keiner andern Regel als Ihrer Perſönlichkeit folgen

sollen. Darauf ertheile ich Ihnen die Antwort. . . .

Jüngling. Nun, ich bin doch sehr gespannt.

Mann. Thun Sie durchaus was Sie nicht lassen können.

Jüngling. Was ich nicht lassen kann? Wie meinen Sie das?

Mann. Ist das Ideal in Ihnen gewaltiger, so regiere dies; ist die Persönlichkeit gewaltiger, so möge sie hervortreten.

Jüngling. Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?

Mann. Durchaus nichts. Die vierte Frage?

Jüngling. Soll ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Herrliche Sache um eine freie

Rede! Wie friſch, lebendig dann alles hervortritt!

Jüngling. Alſo ſoll ich? . .

Mann. Und ſo recht gründlich auszuarbeiten und zu memoriren, iſt doch auch ſehr zu rathen.

Jüngling. Ich ſoll alſo wieder nicht? Was ſoll ich denn eigentlich?

Mann. Was Gott will.

Jüngling. Was will Gott aber?

Mann. Das wird er Ihnen durch Ihr Inneres und durch die Verhältniſſe zeigen.

Jüngling. Hören Sie, mein Herr!

Mann. Ich höre.

Jüngling. Ich bin außer mir.

Mann. So gehen Sie in ſich.

Jüngling. Sie ſcheinen mich zu myſtifiziren.

Mann. Daß ich nicht wüßte.

Jüngling. Aber Sie antworten ja immer zugleich Ja und Nein auf meine Fragen.

Mann. Weil immer beides zugleich darauf geantwortet werden muß.

Jüngling. Ich hätte es mir auch wohl denken können, daß ich bey Ihnen nicht finden würde, was ich ſuche.

Mann. Was ſuchen Sie denn eigentlich?

Jüngling. Eine Anleitung um ein berühmter Redner zu werden. Ich habe Sie geſucht bei Lebenden und Todten; bei Griechen, Römern, Engländern, Franzoſen und Deutſchen. Sie werden es mir kaum glauben, aber ich habe funfzig größere oder kleinere, hierin einſchlagende Schriften perluſtrirt. Sie haben ja auch wohl darüber einen Traktat verfaßt?

Mann. Ja: Die Beredſamkeit eine Tugend.

Jüngling. Curioſer Titel!

Mann. Nicht curioſer als der Inhalt. Kennen Sie dieſen Tractat?

Jüngling. Er iſt mir entgangen. Alle dieſe Schriften, ſage ich, habe ich geleſen und ſtudiret. Ich habe mehr gethan: ich habe mir eine eigene Theorie der Beredſamkeit gebildet. Ich habe noch mehr gethan: ich habe nach dieſer Theorie recenſirt.

Mann. Recenſirt? Sie erſchrecken mich! Was denn?

Jüngling. Predigten, und zwar in berühmten Journalen.

Mann. Nicht doch! Sie ſcherzen.

Jüngling. Bittrer Ernſt! Ihre eigenen Predigten habe ich recenſirt.

Mann. Sie wollen mir bange machen.

Jüngling. Wahr und wahrhaftig!

Recenſirt habe ich Ihre Predigten, und zwar . . . ſcharf!

Mann. Erbarmen Sie ſich mein!

Jüngling. Ja, mein Lieber, das iſt nun einmal nicht anders. Haben Sie's geleſen?

Mann. Ich leſe keine Journale.

Jüngling. Lieſt keine Journale! Mann! Wie wollen ſie denn mit der Zeit fortſchreiten?

Mann. Wer ſagt Ihnen, daß ich mit der Zeit fortſchreiten will?

Jüngling. Ereifern Sie ſich nicht; ich dachte, das verſtände ſich von ſelbſt. Wenn es Sie aber beleidigt, ſo nehme ich es zurück.

Mann. Gewiß haben Sie auch ſelbſt oft gepredigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf

wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie so?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die schwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegsetzen. Empfindlicher ist es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald sie meines Angesichtes ansichtig werden, stehen sie größtentheils auf, und schleichen sich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geschehen dürfte; und das Amen spreche ich oft allein vor dem Küster.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es sich! Wer Christum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der steht auf einer sehr hohen Stufe im Reiche

Gottes; während Derjenige, um den viele Tausend zusammenströmen, wenn sich dabei, wie es wohl geschieht, etwas menschliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger steht.

Jüngling. Das ist wohl Mystizismus?

Mann. Könnte wohl seyn.

Jüngling. S'ist nichts für mich; es tröstet mich nicht. Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege seyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beschloß ich mich an Sie zu wenden. Sie sind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er selbst gesteht, mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte daß Sie mir aus

derſelben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Beſten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da beſſer. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde ſehn.

Mann. Drei Fragen ſind's die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie ſich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch ſeine glücklichen Anlagen, durch ſeinen anhaltenden Fleiß, durch ſeine tadelloſe Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wiſſen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder ſind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenschänder, der Ihnen das von mir gesagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wissen.

Mann. Ehrenschänder? Großer Gott! Schrift und Gewissen sagen ja einem Jeden dasselbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menschen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geistes erzogen ist. Das Herz ist Ihnen also nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein es ist gesund, ganz, und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn so lange es in diesem Zustande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage ist: Lesen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie sollte ich nicht? Kri-

tik und Exegese des alten und neuen Testamentes ist mein Lieblingsstudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott segne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Christ zu lesen.

Jüngling. Und wie liest sie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben seines geliebten entfernten Vaters liest. Bei einem jeden Worte denkt er: Das ist Dir gesagt, Das mußt Du beherzigen. Die Worte sehen und strahlen ihn an; sie erscheinen ihm wie Perlen und köstliche Edelsteine. Täglich vermehrt sich der Schatz derjenigen die er in sein Herz, und dadurch auch in sein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden sie in seinem Innern lebendig, und verknüpfen sich darin auf mannigfaltige Weise. Ein

jedes, da es ſich nicht auf einen einzelnen Kreis, ſondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenſtänden bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an ſich armen menſchlichen Geiſt, mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt; und auch, wenn das Reden Beruf iſt, der Rede den Inhalt gibt, den jeder chriſtliche Zuhörer verlangt. Haben Sie ſo die Bibel geleſen?

Jüngling. Mit nichten; auch verbieten es mir die Grundſätze einer geſunden grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation.

Mann. Das fragte ſich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf dieſe Art leſen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir ſelbſt.

Mann. Wie? Zu Ihnen ſelbſt?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geiſtes und des Willens ſammeln zum reinen Denken und zum ſittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich ſelbſt; und aus mir ſelbſt entwikkelt ſich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote ſteht.

Mann. Armer junger Mann! Alſo, zu Ihrem himmliſchen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; ſo recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu ſeinem Vater und ein Freund zu ſeinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer, alle Ihre Noth, geiſtige und irdiſche, große und kleine zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das iſt Ihnen unbekannt? Glauben

Sie mir, ſo lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geiſtliche Beredſamkeit Ihnen das Beſte das ich ſelber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das geſtehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders iſt als das Ausſtrömen des innern, geiſtigen Lebens, welches vom Geiſte Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet, und Leſen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden iſt, da kann die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders ſeyn als ein Gaukelſpiel, als ein Verſuch die Zuhörer, die im Dunkel ſitzen, und vor Froſt zittern, glau-

ben zu machen, daß sie erleuchtet und erwärmt würden. Eine solche Täuschung, wenn es auch gelänge sie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das sagt doch am Ende einem jeden sein Gefühl, ob er sieht oder nicht, ob ihm warm ist, oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme strömt: so wird auch das geistige Leben, wo es vorhanden ist, von selbst in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch seine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verschiedensten Formen sich mittheilt, und daß keine derselben ihm etwas Wesentliches geben oder nehmen kann. Wendet es sich an den Verstand, um die Einsicht zu befestigen, so wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es sich an das Herz um Ge-

fühle zu erwecken, so wird auch in diesen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geist den erhabensten Schwung, so wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erscheinen, als es durch sich selber ist; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachsten, schmucklosesten Gewande erscheint. Ist das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, so wird auch die höchste Kunst, wenn sie nur dem Evangelium dienstbar ist, und sich ihm unterwirft, niemals seiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Persönlichkeit sich entfalten können, sobald sich nur diese durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang seyn oder kurz, sie mag Niedergeschriebenes dem Gedächtniß einprägen, oder allein die Gedanken ohne die

Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; sondern darauf, daß ein jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes seyn will, diesem heiligen Berufe seine Zeit, so viel er deren hat, und seine besten Kräfte widme; der welcher viel hat, wird nicht besser auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieser es nur eben so treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern christlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um sich versammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt schließen zu wollen. Deshalb ist keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Versammlung redet; er ist es durch den Glauben aus welchem er redet,

ſollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben iſt, da iſt auch Segen; und an dieſer Gewißheit möge ſich jeder genügen laſſen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens ſtände, das Wenige das mir beſchieden ſchon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit ſolchen Gedanken tröſten. Aber ich ſtehe im Anfang einer Laufbahn die ſich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth ſoll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demſelben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck ſprechen Sie es aus, was jetzt ſo manche Jünglinge, und gewiß nicht die ſchlechteſten, ein jeder in Rückſicht auf ſeine Beſtimmung, fühlen; was der von

Kindheit an, als Triebfeder zu allen Anſtrengungen benutzte, und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz, ihnen eingiebt. Aber Entſetzen ergreift mich, wenn ich bedenke Wer zuerſt ſo gefühlt hat!

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch ſeyn! Wenn er die Lügen redet, ſo redet er von ſeinem eigenen.

Jüngling. Sie meinen alſo den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das ſollten doch die ehrgeizigen Menſchen am wenigſten behaupten! Die ſollten doch ihren Generaliſſimus und Feldmarſchall kennen; ihn, deſſen Loſungswort iſt: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen, die ſein

Wort verkündigen, Keiner mit seinem Feinde ein geheimes Verständniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlassen sich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Lassen Sie uns, ehe wir scheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich versetze mich dabei so viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menſchen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt iſt die beſte die Gott am beſten gefällt.

Der Ritter von der traurigen Gestalt.

Theophilus. Kein abgeschmackteres Buch als der Don Quixote!

Ludovico. Kein köstlicheres Buch als der Don Quixote!

Adalbert. Ein sehr lehrreiches und erbauliches Buch der Don Quixote!

Theophilus. Lehrreich und erbaulich? Das ist etwas stark. Immerhin köstlich; dabei habe ich nicht nöthig, mir etwas zu denken. Aber daß der Don Quixote lehrreich und erbaulich sey, das will denn doch etwas sagen, das ist eine Behauptung; aber

ich muß gestehn, eine der wunderlichsten, die ich jemals gehört habe.

Ludovico. Auch ich bin nicht wenig überrascht, denn es stimmt diese Ansicht durchaus nicht mit derjenigen überein, die jetzt bei allen geistreichen Kunstrichtern herrschend ist, und die ich mir ebenfalls zu eigen gemacht habe.

Adalbert. Ich bin bereit die meinige gegen die Ihrige zu vertheidigen, sobald Sie uns mit der letzteren noch etwas genauer werden bekannt gemacht haben.

Theophilus. Erlauben Sie mir, mich hinweg zu begeben.

Adalbert. Sie müssen bleiben. Gerade Sie möchte ich gern für meine Meinung gewinnen. Lange soll es übrigens nicht dauern.

Ludovico. Die einzig richtige Ansicht

wäre alſo dieſe. Don Quixote iſt der Menſch der dem Ideale folgt, und der es in dieſer niederen und gemeinen Welt zu verwirklichen ſtrebt. Er hat alles hingegeben, in der Begeiſterung für einen großen Gedanken, mit welchem er auf die ſinnreichſte Weiſe das was ihn umgibt, und was ſich ereignet, in Beziehung zu ſetzen weiß. Die Welt, die immer das Edle und Schöne verkannt hat, läßt auch ſeinem großartigen Streben keineswegs Gerechtigkeit widerfahren. Auf die allerempfindlichſte Weiſe wird der Held ſtets von ſeinen Höhen zu dem Boden der gemeinen Wirklichkeit herabgeſtürzt; aber ſtets erhebt er ſich wieder, immer erfindungsreicher in der Umgeſtaltung eines gemeinen Hergangs zu einem wunderbaren Ereigniß, immer herrlicher und rührender in ſeinem Muth und in ſeiner

Ausdauer. Die mit der Wirklichkeit kämpfende, und ihr unterliegende Idee, dies ist der große, ewig wahre Inhalt dieses Meisterwerkes, der ihm auf alle dem Ideale nicht ganz fremde Gemüther einen unwiderstehlich zauberischen Einfluß sichert.

Adalbert. Ehe ich darauf antworte, müssen wir uns zuvor über einen Grundsatz verständigen. Meinen Sie, daß jener tiefe Kern, der sich immer in einem wahren Kunstwerke befindet, auch immer dem Dichter deutlich vor das Bewußtseyn getreten seyn müsse; daß also in diesem Falle, Cervantes auch mit seinem Helden gerade eben das gemeint und gewollt habe, was Sie dabei denken?

Ludovico. Das will ich keineswegs behaupten; vielmehr stimme ich denjenigen bei, welche lehren, man müsse einen Dich-

ter beſſer verſtehn, als er ſich ſelbſt verſtanden hat, ſonſt verſtehe man ihn gar nicht.

Adalbert. Hierin bin ich vollkommen mit Ihnen einverſtanden. Gerade das was man in den beſten Augenblicken redet oder ſchreibt, das iſt gewöhnlich etwas anderes, oder wird etwas anderes als man ſelber gedacht und gewollt hat. Sie erlaſſen mir alſo gewiß auch den Beweis daß es die bewußte Abſicht des Dichters geweſen ſey, gerade das in ſein Werk hineinzulegen, was ich darin finde.

Ludovico. Ich muß wohl. Nun aber zur Sache, und laſſen ſie uns Ihre Anſicht vernehmen.

Adalbert. Es iſt kürzlich die, daß der Don Quixote ein Tractat gegen den Ehrgeiz und den Eigennutz, und daß er eben deshalb ſo lehrreich und ſo erbaulich iſt.

Theophilus. Wenn er das iſt, was Sie ſagen, ſo wollte ich ihn wahrlich nicht mehr verachten.

Ludovico. Und ich würde dann gerade anfangen ihn zu verachten. Schämen Sie ſich nicht dies herrliche Kunſtwerk herabzuwürdigen, indem Sie ſolche platte, gemeine, moraliſche Nutzanwendungen daraus ziehn?

Adalbert. Ich ſollte nicht glauben, daß durch die ſittlichen Beziehungen die es enthält, durch die ethiſchen Ideen die es ausſpricht, irgend ein Kunſtwerk verlieren könnte.

Ludovico. Wie, der edle, in die Ritterpoeſie hineinreitende Ritter von La Mancha . . .

Adalbert. Iſt in meinen Augen ein von der ſündlichen Leidenſchaft des Ehrgeizes beherrſchter Narr. Und ich bin bereit

Ihnen aus dem Buche ſelbſt mehrere Umſtände anzuführen, die ſich durchaus nicht mit Ihrer Anſicht, aber gar wohl mit der meinigen in Einklang bringen laſſen.

Ludovico. Führen Sie den Beweis.

Theophilus. Ja, laſſen Sie uns Ihre Gründe hören.

Adalbert. Zuerſt alſo frage ich Sie, meine Herren, werden Sie durch die unzähligen Unfälle die den edlen Ritter von La Mancha betreffen, zum Weinen oder zum Lachen bewegt?

Theophilus. Zum Lachen; wie anders? So abgeſchmackt das Zeug auch iſt, habe ich doch immer herzlich darüber lachen müſſen.

Adalbert. Und Sie, verehrter, gebildeter Kunſtfreund und Kenner?

Ludovico. Nun, daß ich eben geweint

hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe wenn auch nicht gelacht, doch gelächelt.

Adalbert. Sehn Sie denn aber nicht ein, daß, wenn Ihre Ansicht die richtige wäre, Sie hätten weinen müssen? Ist das eine Sache zum Lachen, wenn dem Martyrer einer großen Idee die Zähne eingeschlagen, und die Rippen zerbrochen werden? Darüber weinen diejenigen, die wie Sie sagten, dem Ideale nicht fremd sind; und sie sollen auch darüber weinen. Können Sie aber nicht umhin darüber zu lachen, so ist dies ein Zeichen, daß derjenige, dem diese Unglücksfälle begegnen, nichts ist als ein Narr, der solche Züchtigungen verdient hat.

Theophilus. Ich denke, Sie haben so unrecht nicht.

Ludovico. Mit der Theorie des La-

chens und des Lächerlichen bin ich noch nicht ganz im Reinen; deshalb bitte ich um die Erlaubniß künftig einmal hierauf zu antworten.

Adalbert. Erwägen Sie ferner: Kann man sagen, daß derjenige für ein Ideal begeistert sey, der an dies vermeinte Ideal selber nicht glaubt?

Theophilos. Wenn er selbst nicht eigentlich daran glaubt, wenn er selbst sich in die Begeisterung hineinschrauben muß, so ist er nichts anders als ein Phantast.

Ludovico. Das sage ich ebenfalls; und deshalb ist eben der Held von La Mancha so achtungswerth, weil ihm nie der geringste Zweifel anwandelt, daß er ein wirklicher irrender Ritter sey.

Adalbert. Er hat daran gezweifelt.

Ludovico. Unmöglich; ich kenne das

Buch viel zu genau. Sie werden mir keine einzige Stelle, woraus ſich das auch nur vermuthen ließe, anführen können.

Adalbert. O daß ich einfacher Mann, der ich nur zu meiner Erbauung und Beſſerung leſe, einen Kunſtrichter auf eine Stelle, die ihm entgangen iſt, aufmerkſam machen muß! Als Don Quixote zu dem Herzog kommt, und dort mit viel Ceremonien empfangen wird, ſo heißt es . . . da haben Sie das Buch; leſen Sie ſelbſt.

Ludovico. De todo lo qual se admiraba Don Quixote, y aquel fué el primer dia que de todo en todo conoció y creyó ser caballero andante verdadero y no fantastico, viendose tratar del mesmo modo que el habia leido se trataban los tales caballeros en los pasados siglos.

Adalbert. Ueberſetzen Sie es doch für

unſern Theophilus, der nicht Spaniſch verſteht.

Ludovico. „Dies alles bewunderte Don Quixote, und dies war der erſte Tag an welchem er ganz und gar erkannte und glaubte, daß er ein wahrhafter und nicht phantaſtiſcher irrender Ritter ſey, indem er ſich eben ſo behandelt ſah, wie man, nach dem was er geleſen, dieſe Ritter in den verfloſſenen Jahrhunderten zu behandeln pflegte.“

Adalbert. Erkennen Sie hier das Weſen des Ehrgeizes, oder, wenn Sie lieber wollen, der Eitelkeit? Der Eitle hat kein Ideal, das über ihm ſchwebt, und dem er ſich aufopfert. Er ſelbſt iſt ſein Ideal; er will nicht etwas bewirken, ſondern etwas vorſtellen. Dabei aber ruft die innere Stimme unaufhörlich ihm zu: Laß ab, laß ab;

Du biſt das nicht wofür Du Dich ausgibſt; mache doch nicht Dir ſelbſt und andern etwas weiß. In einem ſolchen Schwanken und Zweifeln iſt ihm denn ein jedes Lob ungemein willkommen, das vielleicht gar nicht ernſtlich gemeint war, welches er aber als eine Stütze ſeiner ſchwankenden Ueberzeugung ergreift. Damit ſtimmt es auch vortrefflich daß Don Quixote, da ihm die irrende Ritterſchaft unterſagt iſt, mit dem Gedanken umgeht, ein Schäferleben zu führen. Denn während der wahrhaft Begeiſterte niemals ſeine Ideale wechſelt, ſo bleibt ſich doch der eitle Menſch keineswegs in ſeinen Anmaßungen treu; Ritter und Schäfer — das iſt ihm einerlei, wenn er dabei nur als Etwas das er nicht iſt, erſcheinen kann.

Ludovico. Nach Ihrer Anſicht werden

Sie aber Sancho's Verhältniß zu ſeinem Herrn nicht erklären können.

Adalbert. Ich kann es ſehr wohl, und das iſt eben die Blume von meiner ganzen Beweisführung. Sagen Sie mir doch aber zuerſt, wie erklären Sie es denn daß dieſe beiden ſo verſchiedenen, ſich immer zurückſtoßenden Charaktere wie durch eine Wahlverwandtſchaft an einander gebunden ſind? Wie erklären Sie es, was noch unbegreiflicher ſcheint, daß der Leſer ihre endloſen Zwiegeſpräche, worin doch nur immer daſſelbe Thema abgehandelt wird, nicht nur erträgt, ſondern mit immer ſteigendem Ergötzen vernimmt?

Ludovico. Erkennen Sie denn nicht darin die Meiſterhand des Künſtlers daß er der poetiſch ausſchweifenden Natur des Herrn, dieſe nüchterne proſaiſche Natur des

Dieners, die sich immer in den engsten Grenzen der Wirklichkeit hält, zum Gegensatze gegeben hat?

Adalbert. Daß beide Charaktere einen Gegensatz bilden sollen, sehe ich wohl. Aber die Frage ist: Auf welchen Gesetzen der menschlichen Natur beruht es, daß beide, trotz ihrer Verschiedenheit, sich immerfort anziehn, einander unentbehrlich sind? Woher kommt es, daß dies auch dem Leser nicht auffällt, und daß sein Gefühl ihm sagt, einer sey für den Andern gemacht? Denn ziehen wir die Erfahrung zu Rathe, so finden wir, daß es sich ganz anders verhält, daß die poetischen und die prosaischen Naturen, die dem Ideale und die der Wirklichkeit zugewendeten, sich gegenseitig abstoßen, und daß zwischen ihnen eben so

wenig sich eine Vereinigung stiften läßt, als zwischen Feuer und Wasser.

Theophilus. Nun, wie erklären Sie denn dieses Räthsel?

Adalbert. Don Quixote ist der Ehrgeiz und Sancho der Eigennutz. Beide Leidenschaften sind Brüder, in demselben Herzen geboren von der Sünde. Sie will sehn wie Gott, und gibt dadurch dem Ehrgeize das Daseyn; sie schaut an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und erzeugt den Eigennutz. Alle Leidenschaften, auch bei einem äußerlich verschiedenen Streben, stehn dennoch mit einander in genauer Verbindung. Das hat Cervantes wohl gefühlt; deshalb hat er dem Don Quixote nicht nur den Sancho zugesellt, er läßt auch in den ersten Theilen das Spiel unzähliger andern irdischen Leidenschaften

sich um die beiden bewegen. Das fällt zwar weg in dem zweiten Theile; aber es bleibt doch der Herr und der Diener; diese genügen, denn Ehrgeiz und Eigennutz sind die Haupttriebe des natürlichen Menschen; und der Leser hat an ihren endlosen Gesprächen eine immer gleiche Freude, weil das Dichten und Trachten des natürlichen Herzens doch eigentlich nichts anders ist als ein Selbstgespräch zwischen Ehrgeiz und Eigennutz.

Ludovico. Seltsame Verbindung des Pietismus und der Belletristerei! Also trüge wohl jeder sogenannte natürliche Mensch seinen Don Quixote und seinen Sancho im Herzen?

Adalbert. Ohne Zweifel. Der Herr spricht: Folge mir, wir wollen Königreiche erobern. Das wird nicht angehn, versetzt der Diener. Doch, doch, fährt der erste

fort; und dann sollst du Statthalter einer Insel werden. Empfange indeß eine Verschreibung auf einige Eselsfüllen. Dadurch gestärkt folgt der Diener, immer noch zweifelnd; hat aber der Herr einen armen Reisenden heruntergestochen, so ist er schnell zum Glauben erwacht, und springt von seinem Esel, um den Gefallnen zu plündern. Ich frage Sie, meine Freunde, ist das nicht eine ewig wahre Geschichte? Hat sie sich nicht in unser aller eigenem Herzen zugetragen?

Theophilus. Gut, vortrefflich! Theilen Sie uns noch mehr von den erbaulichen Betrachtungen mit, die Sie über das Buch anstellen.

Adalbert. Ich denke mir den armen Ritter mit dem Becken auf dem Kopfe, dem geflickten Harnisch vor der Brust, der Stange

in der Hand, ſitzend auf dem abgelebten Klepper; und ich ſpreche zu mir ſelbſt: So erſcheint jeder Ehrgeizige, mag er auch mit einer Lorbeerkrone geſchmückt, auf einem geflügelten Roſſe, oder auf einem Triumphwagen einherziehn — ſo erſcheint er in den Augen der ewigen Wahrheit. Jeder Ehrgeizige iſt ein Ritter von der traurigen Geſtalt. Aber gib Acht, was ihm bevorſteht! Siehſt Du, wie die Mühlenflügel ihn zu Boden werfen, wie die Maulthiertreiber ihn zerſchlagen, daß ihm nichts Geſundes am Leibe übrig bleibt; wie die Weltordnung, gegen die er ſich auflehnt, durch ihre unwiderſtehliche Gewalt, ihn zurücktreibt in die enge, kleine Wohnung die er ſo thöricht verlaſſen hatte? Haſt Du nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Wenn Du nie für etwas anders hätteſt gehalten

werden wollen, als für das was Du bist, nämlich für einen einfachen und beschränkten Menschen, wenn Du ohne Ansprüche durch die Welt gegangen wärest, so würden Menschen und Ereignisse Dir freundlich begegnet seyn, und Du hättest Dich hindurch gewunden durch die Menge, von Keinem bemerkt, aber auch von Keinem gekränkt und beleidigt. Doch Du hast auch etwas bedeuten wollen; Du bist mit manchen sehr unbegründeten Ansprüchen aufgetreten; auch Du bist wie durch Mühlenflügel und verzauberte Mohren in die bescheidenen Grenzen die Du verlassen hattest, zurückgewiesen worden. O bekenne es, daß die Wunden Deines zerschlagenen eitlen und hochmüthigen Herzens Dich oft mehr geschmerzt haben mögen als den armen Ritter von La Mancha die Wunden seines zerschlagenen Körpers schmerzten!

Zögre jetzt nicht länger; und aus dem Pallaste des Herzogs, wohin Du doch nicht gehörst, kehre bald zurück in Dein kleines Dorf, in Dein stilles Argamasilla, um dort, des Abends vor der Thür sitzend, mit dem Pfarrer und dem Barbier, über gutes und schlechtes Wetter, über Heu- und Kornernte ganz gewöhnliche Gespräche zu führen. Glücklich der arme Ritter von La Mancha, daß noch vor seinem Tode ihm ein Licht aufging, daß die Wolken sich zerstreuten die sein Gehirn umlagert hatten, daß er den sündlichen Wahnsinn seines Lebens erkannte, und Gott und die Menschen deshalb um Verzeihung bat! Möchtest auch Du, allen Täuschungen bald entsagen, alle Hüllen abstreifen, mit denen Du Dich so vergeblich geschmückt hast; damit der Tod, wenn er kommt, Dich recht klein, recht demüthig,

und in herzlicher Reue über die Irrsale Deines vergangenen Lebens antreffen möge!

Ludovico. Einen solchen Sermon über ein Kunstwerk auszuhalten könnte mir die ganze schöne Litteratur verleiden.

Theophilus. Ich gehe, um den Don Quixote sogleich von Neuem anzufangen.

Von dem Weſen
der myſtiſchen Theologie.

Ein Verſuch.

Sicut multis qui clerici vel litterati aut sapientes, vel philosophi aut theologi nominantur, occultandus est sermo de mystica theologia: sic plurimis illitteratis et simplicibus, fidelibus tamen, tradi potest.

Gerson.

1. Der menſchliche Geiſt kann bei ſeiner Beſchäftigung mit den göttlichen Lehren ein dreifaches Verfahren beobachten; und demgemäß kann auch die Theologie eine dreifache Richtung nehmen, die hiſtoriſche, die philoſophiſche und die myſtiſche.

2. Wenn man die göttlichen Wahrheiten betrachtet in Beziehung auf die Thatſachen der Offenbarung und auf die Ausſprüche der Schrift, welche ſie begründen; wenn man die daraus geſchöpften Lehren unter gewiſſen allgemeinen Geſichtspunkten

zuſammenſtellt; wenn man — da die Entwickelung dieſer Lehren nicht Sache eines Einzelnen, ſondern nur einer Geſammtheit ſeyn kann — dabei Rückſicht nimmt auf die von der Kirche ausgegangenen Erklärungen: ſo entſteht aus dieſer Richtung die hiſtoriſche Theologie, in welcher neben dem bibliſchen, auch der ſymboliſche Charakter hervortreten wird.

3. Die alſo gefundenen Lehren, indem nun eine Wahrheit zum Grunde gelegt, und von Begriffen zu Begriffen fortgeſchritten wird, als ein engverbundenes Ganze darzuſtellen, und ſo das Bedürfniß des in ſeiner Erkenntniß nach Einheit ſtrebenden Geiſtes zu befriedigen: dies iſt das Geſchäft der philoſophiſchen Theologie.

4. Sind die göttlichen Wahrheiten durch die mannigfaltigen Operationen der hiſtori-

ſchen und vielleicht auch der philoſophiſchen Theologie aus der Schrift geſchöpft, zuſammengeſtellt, durchdacht, und ſo viel als es möglich ſeyn mag, begriffen: ſo läßt ſich zu ihnen noch eine dritte Stellung des menſchlichen Geiſtes denken. Es iſt nicht immer nöthig ſich zugleich mit einer jeden Wahrheit auch die Ausſprüche der Schrift welche ſie begründen, oder den Zuſammenhang worin ſie in dem Syſteme geſtellt iſt, zu vergegenwärtigen; man kann auch die Wahrheit an und für ſich ſelbſt dem Geiſte vorhalten, und ſie zu ihm in ein unmittelbares Verhältniß bringen. Durch die Erleuchtung, welche ſchon der Glaube vorausſetzt, muß der Geiſt eine ſolche Empfänglichkeit für die Wahrheit erhalten haben, daß dieſe, auch wenn er ſich nicht in jedem Augenblicke aller Beweiſe für dieſelbe be-

wußt ſeyn ſollte, durch ihre eigene Kraft auf ihn wirken könne. Nehmen wir dies an, ſo werden wir nicht umhin können, der Seele auch ein Vermögen zuzuſchreiben, der anerkannten und vornehmlich der ſich ihr ohne Vermittlung darbietenden Wahrheit ſich zu freun, und ſich ihrer Betrachtung mit Wohlgefallen hinzugeben. Eine Darſtellung der göttlichen Wahrheit, bei welcher die Seele gegen dieſelbe ſich in einer ſolchen mit Liebe verbundenen Anſchauung erhält, iſt die myſtiſche Theologie. Dieſer Name, der etwas Geheimnißvolles bezeichnet, iſt in ſofern gut gewählt, als dieſer Zuſtand der Anſchauung und des höhern Gefühls für einen jeden ein Geheimniß bleiben muß, der ſich nicht ſelber darin befunden hat. Doch könnte dieſe Benennung den Verdacht erregen, als ob hier Lehren, die

nicht durch die Schrift, ſondern durch ein vermeintes inneres Licht, offenbart wären, mitgetheilt werden ſollten; und es würde vielleicht die myſtiſche Theologie, mit einem Namen der beſſer ihr Weſen bezeichnet, Theologie der unmittelbaren Anſchauung genannt werden können.

5. Wenn es unvermeidlich wäre, daß in der philoſophiſchen Theologie der offenbarte Inhalt verloren ginge; oder daß in der myſtiſchen an die Stelle deſſelben Bilder und Spiele der Phantaſie untergeſchoben würden: ſo könnten ſie nicht als verſchiedene Richtungen der Theologie, ſondern nur als dem Glauben verderbliche Ausartungen derſelben angeſehen werden. Wenn aber beide ſich von der hiſtoriſchen nicht durch ihren Inhalt, ſondern nur durch die Form ſeiner Behandlung unterſcheiden;

wenn ſie ſich niemals von ihr losreißen, ſondern ſie für ihr nothwendiges Fundament erkennen: ſo würde es nur Beſchränktheit ſeyn, wenn man ihre Echtheit läugnen, und ihnen ihren Werth ſtreitig machen wollte.

6. Es iſt jedoch für das Heil des Chriſten durchaus nicht nothwendig, daß ſein Glaube ſich zu einem zuſammenhängenden Syſteme von Gedanken ausbilde, oder daß ſein inneres Leben oft und anhaltend in einen Zuſtand unmittelbarer Anſchauung übergehe. Zwar genügt es niemals, nur die Hiſtorien zu wiſſen; aber es genügt die Thatſachen der Offenbarung alſo ergriffen zu haben, daß das Gemüth in Buße, Glaube und Liebe ſich zu Gott wende. Und ſo kann auch die hiſtoriſche Theologie genügen, welche auf dieſem Standpunkte verweilt, und die göttlichen Lehren in der Form darſtellt,

kann nie zu einer philoſophiſchen Theologie führen, ſondern nur für eine Verneinung derſelben gelten. Auch wenn die göttliche Offenbarung in ein philoſophiſches Syſtem hineingezwängt wird, das ohne Rückſicht auf ſie entworfen ward, und worin ſie nur ſo viel gilt, als die Erforderniſſe deſſelben und das Gutdünken des Urhebers ſie wollen gelten laſſen: ſo kann auch eine ſolche, der Philoſophie ganz unwürdige Behandlung der göttlichen Wahrheiten, unmöglich philoſophiſche Theologie genannt werden. Wenn man aber, bei voller Anerkennung der göttlichen Offenbarungen, von einem Punkte innerhalb des durch ſie gegebenen Kreiſes ausgeht; wenn man darthut, wie man von dieſem Punkte aus zu allen übrigen gelangen kann und muß; wenn man alſo die göttlichen Wahrheiten in ihrer genauen Ver-

bindung darſtellt, und zeigt wie die eine nicht ohne die andere zu denken iſt: ſo iſt ein ſolches Bemühn, vom Glauben zur Erkenntniß zu gelangen, der Wiſſenſchaft und des Glaubens gleich würdig; es verdient Billigung auch wenn es niemals vollſtändig gelingen ſollte; denn der Wiſſenſchaft könnte doch alsdann nichts nachgeſagt werden, als daß ſie das, was ſie in unſerm jetzigen Zuſtande immer bleiben wird, — nämlich Stückwerk, auch in dieſer Beziehung geblieben wäre.

9. Wenn nun alſo die philoſophiſche Theologie aus dem Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes hervorgeht, Ordnung und Zuſammenhang in ſeine Vorſtellungen zu bringen: ſo fragt ſich, welches wahre Bedürfniß des Geiſtes dann durch die myſtiſche Theologie befriedigt wird, und welche von

seinen Grundkräften sich dabei thätig erweisen. Nur durch die Zurückführung auf ein solches Vermögen, das, indem es nach seinen eigenen Gesetzen verfährt, auch die göttlichen Wahrheiten auf eine ihnen ganz angemessene Weise auffaßt, wird die mystische Theologie gegen den Vorwurf daß sie nur eine Krankheit des menschlichen Geistes sey, vertheidigt werden können.

10. Diese Aufgabe durch psychologische Erörterungen der mystischen Theologie eine feste Grundlage zu verschaffen, hat schon, wie es uns scheint, Johann Gerson mit großer Klarheit und Vollständigkeit gelöst. Er unterscheidet sowohl im Erkenntniß- als im Begehrungsvermögen drei Stufen. Auf der untersten steht im Erkenntnißvermögen die sinnliche Wahrnehmung[1]), im Begeh-

[1]) potentia cognitiva sensualis.

rungsvermögen die sinnliche Begierde [1]). Auf der zweiten Stufe findet sich die Vernunft die aus Vordersätzen Schlüsse bildet [2]); und ihr gegenüber im Begehrungsvermögen, die vernünftige Neigung, die durch Vorstellungen der Vernunft erweckt und geleitet wird [3]). Den Gipfel für das Erkenntnißvermögen bildet die einfache Intelligenz, und für das Begehrungsvermögen die Synteresis oder Geistesspitze [4]). Die einfache Intelligenz erkennt durch ein von Gott gegebenes Licht die höchsten Principien unmittelbar für gewiß [5]); die Synte-

---

[1]) appetitus animalis.

[2]) ratio est vis animae cognoscitiva, deducitiva conclusionum ex praemissis.

[3]) appetitus rationalis est vis animae affectiva, apta moveri immediate ab apprehensione cognoscitiva rationis

[4]) apex mentis.

[5]) intelligentia simplex est vis animae cognoscitiva

reſis umfaßt das durch die einfache Intelligenz vorgeſtellte Gute mit einer von Gott unmittelbar eingeflößten Neigung. Dieſe beiden letzteren Seelenkräfte ſind es, aus deren Thätigkeit, wenn ſie ſich auf die göttliche Wahrheit wenden, um ſie anzuſchauen und zu lieben, die myſtiſche Theologie hervorgeht [1]).

11. Auf der unterſten Stufe des Erkenntnißvermögens kann durch die ſinnliche Wahrnehmung nur eine unabſichtliche, zur Zerſtreuung ſich hinneigende Beſchäftigung mit

---

suscipiens immediate a deo naturalem quandam lucem in qua et per quam principia prima cognoscuntur esse vera et certissima.

[1]) Synteresis est vis animae appetitiva suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi monitionem boni, ex apprehensione simplicis intelligentiae repraesentati.

äußeren Dingen Statt finden[1]). Auf der zweiten Stufe äußert die Vernunft sich durch das Denken, welches mit Absicht und Anstrengung die Wahrheit erforschet[2]). Die Thätigkeit der einfachen Intelligenz, die Contemplation oder Anschauung, aber ist ein heller, leichter, freier umfassender Anblick der geistigen Dinge[3]).

12. Auf der andern Seite zeigt sich als das niedrigste im Begehrungsvermögen, die vernunftlose, unstäte Begierde[4]); höher

---

[1]) improvidus animae obtuitus, circa sensibilia ad evagationem pronus.

[2]) providus animae obtuitus in veritatis cognitione seu inquisitione vehementer occupatus.

[3]) perspicax et liber id est expeditus animae contuitus, in res spiritales perspiciendas usquequaque diffusus.

[4]) concupiscentia, libido, affectio improvida et vaga, sine utilitate et fructu.

ſteht, und dem Denken entſprechend, ein frommes und demüthiges Hinſtreben zur Liebe des Wahren und Guten[1]). Ueber dieſen allen aber wohnt in der Spitze des Geiſtes eine freie, leichte, ungezwungene Liebe zu dem angeſchauten Gute, welche eine unbeſchreibliche Süßigkeit mit ſich führet[2])

13. Was wir bei Johann Gerſon im funfzehnten Jahrhunderte fanden, das findet ſich faſt mit denſelben Worten, nur nicht mit einer ſolchen Anwendung auf das

---

[1]) devotio, affectus pius et humilis, vehementer et fortiter tendens et nitens in amorem primae veritatis et bonitatis.

[2]) *dilectio libera, pura, expedita et abstracta, quae ultra devotionem addit facilitatem et jucunditatem inaestimabilem.*

Sämmtliche hier angeführte Stellen ſind aus Gerſons Traktat de theologia mystica speculativa.

Begehrungsvermögen, ſchon drei Jahrhunderte früher bei Richard von Sankt Victor, Hugo von Sankt Victor, und Bernhard von Clairvaux. Indem Richard die drei Operationen des Erkenntnißvermögens mit großer Genauigkeit unterſcheidet[1]), unterläßt er nicht zu bemerken daß ſie einen und denſelben Gegenſtand haben können[2]), und daß der Geiſt von der einen zur andern überzugehn pflegt[3]). Man wird die große

[1]) Richard nennt ſie cogitatio, meditatio, contemplatio. De gratia contemplationis, woraus auch die beiden folgenden Stellen entlehnt ſind.

[2]) multa a se invicem haec tria in modo differunt, quamvis quandoque in materia conveniant. De una siquidem eademque materia aliter cogitatio, aliter meditatio, longe aliter agit contemplatio. L. I. c. 3.

[3]) veritatem quidem diu quaesitam, tandemque inventam mens solet cum aviditate suscipere, mirari cum exsultatione, ejus admirationi diutius inhaerere. Et hoc est jam meditationem meditando excedere, et meditationem in contemplationem transire. L. I. c. 4.

Mäßigung die in den Erklärungen dieſer myſtiſchen Theologen herrſcht, nicht unbemerkt laſſen. Denn ſelbſt der einfachen Intelligenz geben ſie zum Gegenſtand, nicht das Göttliche ſelbſt, ſondern nur die erſten Prinzipien der Dinge, die Wahrheit; und ſie ſind ſo weit entfernt, das in Begriffen und Schlüſſen fortſchreitende Denken zu verachten, daß es bei ihnen als eine Vorbereitung zur Anſchauung erſcheint, welche nur dann erſt, wenn das Denken zu einem Reſultate gelangt iſt, eintritt, um dies letztere zu betrachten und ſich deſſelben zu freuen. Wenn wir alſo ſtets auf eine Verbindung dringen zwiſchen der myſtiſchen Theologie der Anſchauung, und der hiſtoriſchen und philoſophiſchen, in denen beiden ein folgerechtes Denken herrſcht; ſo iſt dies keines-

weges der Ansicht jener älteren Theologen entgegen.

14. Hugo von Sankt Victor giebt schon von der Anschauung, als der höchsten Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, dieselbe Erklärung die Johann Gerson nur wenig erweitert und verändert hat. Bernhard von Clairvaux stellt dieselbe dreifache Stufenfolge der Thätigkeiten des Erkenntnißvermögens auf. Er nennt die niedrigste, dispensative; die höhere, äſtimative; die höchſte, speculative Betrachtung. Die erſte beſchäftigt ſich mit ſinnlichen Gegenſtänden, und dem daraus zu ziehenden Nutzen. Die zweite führt durch fleißige und vernünftige Erwägung der Dinge zur Erkenntniß Gottes. Die dritte erhebt ſich, ſo weit ihr dazu ein göttlicher Beiſtand ertheilt wird, über die

irdiſchen Dinge zur Anſchauung des höchſten Weſens[1]).

15. Ob es nun ein ſolches Vermögen gibt die göttliche Wahrheit unmittelbar zu ſchauen und zu lieben, das iſt die Frage worauf hier alles ankommt; denn da aus der Thätigkeit dieſes Vermögens, nach den angeführten Erklärungen, die myſtiſche Theologie hervorgehn ſoll, ſo wird ſie mit demſelben zugleich anerkannt oder verworfen werden müſſen. Zur Anerkennung eines ſolchen Vermögens wird aber ſchon das gewöhnliche chriſtliche Bewußtſeyn ſehr leicht

[1]) dispensativa est consideratio sensibus sensibilibusque rebus ordinate et socialiter utens, ad promerendum deum; aestimativa est consideratio prudenter et *diligenter quaeque* scrutans et *ponderans* ad vestigandum deum. Speculativa est consideratio se in se colligens, et quantum divinitus adjuvatur, rebus humanis eximens ad contemplandum Deum. De consideratione L. V. c. 2.

geführt werden, können. Denn unſtreitig trägt daſſelbe in ſich die Wahrheiten von dem Daſeyn Gottes, von der Erlöſung und der Unſterblichkeit, die, ohne daß es nöthig wäre, ſie jedesmal aufs neue durch Zeugniſſe und Beweiſe zu begründen, vor das Innere treten und die Gefühle deſſelben erregen. So daß alſo das Myſtiſche hier nicht das Seltene ſondern das ganz Gewöhnliche ſeyn würde.

16. Auch unter den Philoſophen würden vielleicht Manche uns ihre Zuſtimmung nicht verſagen können. Dies wären diejenigen die ohne das Daſeyn Gottes läugnen zu wollen, dennoch behaupten, daß es für daſſelbe keine eigentlichen Beweiſe gebe. Da ſie nun alſo, nach ihrer Meinung, nicht durch Beweiſe, das heißt durch ein in Begriffen fortſchreitendes Denken, zum Da-

seyn Gottes gelangen, und da sie es dennoch als etwas gewisses annehmen, so bleibt nichts übrig als vorauszusetzen, daß es ihnen in unmittelbarer Anschauung der Vernunft gegeben sey. Die Vernunft würde ihnen also ungefähr eben das seyn was bei Gerson einfache Intelligenz genannt wird, nämlich das Vermögen, das Daseyn der Dinge unmittelbar und ohne Schluß zu erkennen. Indem wir diese Zugeständnisse zu Gunsten der mystischen Theologie annehmen, bemerken wir, daß uns hier sogar mehr zugestanden wird, als wir bedürfen. Denn wenn wir auch glauben der Seele ein solches Vermögen unmittelbarer Anschauung für die göttliche Wahrheit vindiciren zu müssen, so läugnen wir doch keinesweges daß es möglich sey zu eben diesem Ziele, und hier namentlich zur Erkenntniß vom

Daſeyn Gottes, auch auf dem Wege der Begriffe und Schlüſſe zu gelangen. Der Schluß von dem Endlichen auf das Unendliche, von der Welt auf ihren Urheber, wird von dem menſchlichen Verſtande immerfort wiederholt werden, ſo viel auch die Philoſophen an ſeiner Form ausſetzen mögen.

17. Um allen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, wird es dienlich ſeyn hier noch zu bemerken, daß wenn wir auch dem menſchlichen Geiſte ein Vermögen zuſchreiben, die Wahrheit unmittelbar zu ſchauen, wir dennoch nicht annehmen, daß dies Vermögen anders in Thätigkeit übergehn könne, als durch die Einwirkung eben der Gnade, welche zur Erweckung des Glaubens nothwendig iſt. Damit ſtimmen häufige Erklärungen der myſtiſchen Theologen auch durchaus überein.

18. Eine völlig gültige Nachweiſung daß die myſtiſche Theologie das Recht habe, als eine beſondere Geſtalt der Theologie zu exiſtiren, wird aber allein aus der Schrift geführt werden können; und zwar wird zu dieſem Ende dargethan werden müſſen, daß die Schrift in ihren Belehrungen ſich auch an dies der myſtiſchen Theologie zum Grunde liegende Vermögen einer Anſchauung der göttlichen Wahrheit wendet, und es alſo bei dem Menſchen vorausſetzt. Nun werden wir gewiß mit Freuden zugeben, daß die Schrift am häufigſten ihre Belehrungen an Thatſachen knüpft, und daß deshalb auch die hiſtoriſche Theologie immer die erſte und vornehmſte bleiben wird. Aber ſchon dies wird nicht geläugnet werden können, daß die Schrift nicht ſelten uns auffordert durch Schlüſſe von anerkannten Wahrheiten

uns zu andern weniger bekannten zu erheben, und hierauf würde die philosophische Theologie sich berufen können, um das in ihr vorzugsweise herrschende Verfahren zu rechtfertigen. Endlich aber wird sich auch nachweisen lassen, daß die göttliche Offenbarung, ohne sich auf Schlüsse und Thatsachen zu berufen, von dem menschlichen Geiste eine unmittelbare Anerkennung fordert, welche sie nicht fordern könnte, wenn nicht das Vermögen dazu in uns vorhanden wäre; und dadurch würde die mystische Theologie das Recht erhalten, den Vorwurf daß sie eine Verirrung sey, zurückzuweisen, und sich als eine wahrhaft biblische, obgleich nicht umfassende, Entwickelung der göttlichen Wahrheit geltend zu machen. Daß nur in der heiligen Schrift ein solcher dreifacher Lehrtypus in der That vorkomme, wollen

wir verſuchen nachzuweiſen in Betreff der wichtigen Lehren vom Daſeyn Gottes, von der Gottheit Chriſti, von der Sünde, von der Erlöſung, und von der Unſterblichkeit, um dadurch neben der hiſtoriſchen Theologie, auch die philoſophiſche und die myſtiſche zu begründen.

19. Das Daſeyn Gottes lehrt die Schrift auf hiſtoriſchem Wege indem ſie die große und einfache Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu den Menſchen erzählt. Er iſt der Schöpfer der Menſchen; er zeigt ihnen nach ihrem Falle ſeine Gerechtigkeit und ſein Erbarmen. Er iſt der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs; er iſt der König Iſraels, der ſeinem Volke Propheten ſendet, und ihre Weiſſagungen erfüllt. Er, der Vater Jeſu Chriſti, giebt ſeinen eingebornen Sohn hin, um die Menſchen zu erlöſen. Man ſieht

Gott handeln, man hört ſeine Stimme, und kann nicht zweifeln daß er iſt.

Die Schrift will aber auch daß Gott in ſeinen Werken erkannt werde. Wenn ſie im alten Teſtamente oft das Sichtbare ſchildert, um zur Bewunderung und Anbetung des unſichtbaren Gottes aufzufordern; ſo lehrt ſie ausdrücklich im neuen Teſtamente daß Gottes unſichtbares Weſen, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen, da man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Von der Welt zu Gott als dem Urheber und Regierer derſelben, gelangt man aber nur mittelſt eines Schluſſes, deſſen Vorderſatz bei den Mehreſten nicht deutlich in das Bewußtſeyn tritt, aber kein anderer ſeyn kann, als dieſer: daß das

Römer 1, 20.

Endliche und Unvollkommene den Grund ſeines Daſeyns und Beſtehns, ſeiner regelmäßigen Anordnung, nicht in ſich ſelber haben könne, ſondern nur in einem unendlichen, vollkommnen Weſen. Eine ſolche Erkenntniß Gottes durch Begriffe und Schlüſſe, wozu die Schrift ſelber Anleitung giebt, würde aber, ſobald ſie in ausgebildeter ſyſtematiſcher Form erſchiene, nicht anders als eine philoſophiſche Erkenntniß genannt werden können.

Die Schrift ſagt aber auch: Daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten, und zwar er iſt nicht fern von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und ſind wir. Dies iſt keine Anführung von Thatſachen, keine Verknüpfung

Apoſtelgeſch. 17, 27. 28.

von Begriffen; es iſt eine Berufung auf ein Vermögen des Menſchen, den Gott in dem wir leben, weben und ſind durch unmittelbare Anſchauung zu finden und zu fühlen. Aſſaph ruft: Wenn ich nur Dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und nach Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch Gott allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil. Wer ſo redet, der bezeugt daß er für Gott eine Liebe empfinde, und mit ihm in einer Gemeinſchaft ſtehe, die nur in einer unmittelbaren Anſchauung der Vollkommenheit des ſich offenbarenden Gottes, ihren Grund haben können. Dieſe Geſtalt, worin die Lehre vom Daſeyn Gottes in der Schrift erſcheint, wäre alſo, indem ſie das Vermögen einer ſolchen An-

Pſ. 73, 25. 26.

ſchauung bei dem Menſchen vorausſetzt, eine Rechtfertigung der myſtiſchen Theologie.

20. Zur Anerkennung daß Chriſtus von Gott geſandt iſt, und daß ſeine Ausſprüche, worin er ſich dem Vater gleich ſtellt, göttliche Wahrheit ſind, führt die Schrift ebenfalls auf dieſem dreifachen Wege. Beſonders häufig ſind hier die hiſtoriſchen Zeugniſſe. Die Erſcheinung Chriſti ſteht in Verbindung mit den Prophezeihungen früherer Jahrhunderte, welche durch ſie erfüllt werden; ſein Leben iſt verherrlicht durch Wunder, in denen Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt, nicht nach den Bedingungen, denen er die irdiſchen Dinge unterworfen hat, ſondern nach höheren Geſetzen wirkt. Das Werk Jeſu Chriſti beſteht auch nachdem er die Welt verlaſſen hat; und daß es fortdauert, trotz ſo vielen feindſeligen

Mächten die es beſtürmen, iſt ein in die Augen ſpringender Beweis von dem göttlichen Urſprung auf den es zurückgeführt werden muß, von der göttlichen Sendung, von der Wahrhaftigkeit ſeines Stifters.

Indem Chriſtus ſich auf die in ihm erfüllten Prophezeihungen, auf die durch ihn vollbrachten Wunder beruft, indem er verkündet, daß die Pforten der Hölle ſeine Gemeine nicht überwältigen ſollen; verlangt er zugleich daß ſeine Worte durch ihren unmittelbaren, von ſeiner Erſcheinung und Perſönlichkeit unterſtützten Eindruck auf das Gemüth, für wahr und göttlich anerkannt würden. Denn er fragt: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und fügt ſogleich hinzu: So ich euch aber die Wahrheit ſage, warum

Johannes 8, 4 f. 47.

glaubet ihr mir nicht? Und dies Vermögen die Wahrheit in unmittelbarer Anschauung zu erkennen, ist nicht etwa nur das Erbtheil einzelner, besonders begünstigter Menschen, sondern es äußert sich bei einem jeden der seinen Sinn zu Gott gewendet hat, und bleibt nur unthätig in einer von Gott entfremdeten Seele. Denn Christus fährt fort: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott. Und er sagt: So Jemand will deß Willen thun, (der mich gesandt hat) der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede. Dieses Zeugniß der unmittelbaren Anschauung unterscheidet er selbst von dem historischen Zeugniß der Werke,

ohne doch jemals dies letzte gegen das erſte herabzuſetzen. Glaubet doch den Werken, wollt ihr mir nicht glauben. Glaubet mir daß ich im Vater, und der Vater in mir iſt; wo nicht ſo glaubet mir doch um der Werke willen. Dieſer Eindruck den ſeine Perſönlichkeit auf diejenigen hervorbrachte die ihn in lebendiger Gegenwart reden und handeln ſahn, wird aber auch bei denen nicht fehlen, die ſich nach den Erzählungen der Evangeliſten ein Bild von ihm entwerfen, und in der Schrift ſeine und ſeiner Jünger Worte mit einem zu Gott gewendeten Sinne vernehmen. Denn es werden alsdann dieſe Worte ihr Herz ganz anders berühren, als es menſchliche Worte vermöchten; und einmal in das Innere aufgenommen, werden ſie

Johannes 10, 38. Johannes 14, 11.

durch ihre segensreiche Einwirkung sich täglich mehr als Worte Gottes bewähren. Dies ist so klar, daß es sich nicht verkennen läßt; und deshalb hat auch die Theologie nicht vermeiden können sich für die Göttlichkeit der heiligen Schrift und ihrer Lehren auf ein Zeugniß des heiligen Geistes und einen Beweis aus innerer Erfahrung zu berufen. Hier befindet sie sich aber auf mystischem Grund und Boden, denn sie setzt eben das voraus, was die mystische Theologie zu ihrer Begründung nöthig hat, daß es nämlich dem Menschen, durch den Beistand des göttlichen Geistes, möglich sey, die göttliche Wahrheit nicht auf discursivem Wege, sondern in unmittelbarer Anschauung aufzufassen.

Hat man nun aber durch das historische Zeugniß und durch das Zeugniß des heili-

gen Geiſtes die Gottheit Chriſti erkannt, ſo entſteht die Frage: Wie die Gottheit Chriſti mit der Einheit des göttlichen Weſens zuſammengedacht werden könne. Dieſem Bedürfniſſe des denkenden Geiſtes kommt der Schrift entgegen, indem ſie bei der Einheit des göttlichen Weſens eine Verſchiedenheit der Perſonen lehrt. Die Lehre von der Dreieinigkeit iſt alſo die philoſophiſche Ausbildung der Lehre von der Gottheit Chriſti; die höchſte Spekulation der philoſophiſchen Theologie; einem jeden unentbehrlich, der in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten nach Zuſammenhang ſtrebt.

21. Was die Lehre von der Sünde betrifft, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Abſicht der bibliſchen Geſchichte von Anfang bis zu Ende ſey, die Macht der Sünde — aber freilich auch die viel größere Macht

der Gnade — zu zeigen. Das mit dem Sündenfall beginnende und sich fortpflanzende Verderben führt schon in der Familie der ersten Menschen zu einem schrecklichen Verbrechen. Mit unglaublicher Schnelligkeit stürzt sich — während Gott einen Strom geheiligten Lebens nicht versiegen läßt, — jenes ganze Geschlecht in die ungeheuerste Entfernung von seinem Schöpfer, bei welcher es in den Wassern der Sündfluth seinen Untergang findet. Die Erde wird aufs neue bevölkert durch die Nachkommen einer Familie welche die Erkenntniß Gottes und seiner Gebote, die sie besaß, auf alle folgenden Geschlechter hätte fortpflanzen können; aber die zugleich fortgepflanzte Sünde hemmt die Erkenntniß der Wahrheit; die Menschen, die sich selbst, ihre Neigungen und die Gegenstände derselben vergöttern, werden der-

gestalt eitel in ihrem Dichten, daß sie mit ihrem unverständigen, verfinsterten Herzen, die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandeln in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und das der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Damit die Erkenntniß der Wahrheit durch die hereindringende Macht der Finsterniß nicht gänzlich verloren gehe, schreitet Gott durch Wunder in die natürliche Ordnung der Dinge ein, indem er seine Offenbarungen einer Familie und dem daraus entspringendem Volke anvertraut. Diese Väter des jüdischen Volkes und die frommen Männer durch alle Zeiten des alten Testamentes, wie groß sie auch erscheinen mögen in der, von der göttlichen Gnadensonne erleuchteten Seite ihres Wesens, sie gewähren alle, durch die Schwächen und Sünden, womit sie von

Römer 1, 21 — 23.

der andern Seite behaftet bleiben, ein Beispiel zu der großen Wahrheit, daß die Menschen allzumahl Sünder sind und des Ruhms ermangeln, den sie an Gott haben sollten. Die zuerst nach dem Sündenfalle ertheilte, und seitdem oft erneute Verheißung eines Erretters, und eines Segens von Oben, predigt das Bedürfniß der Errettung, und das Vorhandenseyn des Fluches. Da Gott, der die Verheißung ertheilte, auch das Gesetz gegeben hat, so erscheint nun erst ganz deutlich der furchtbare, und bejammernswerthe Widerspruch zwischen diesem und der menschlichen Natur. Jsrael, — dessen Verirrungen und Schicksale sich in jedem menschlichen Leben wiederholen — besitzt das Gesetz nur, um es zu übertreten und um die Strafen für die Uebertretung zu erdulden. Am allergewaltigsten aber

Römer 3, 23.

drängt ſich die Ueberzeugung von dem Daſeyn der Sünde auf bei der Erſcheinung des Erlöſers, welcher ſtirbt um die Menſchen, die anders nicht von ihrer Gewalt befreit werden konnten, zu erretten.

Wenn die Schrift in dieſer ganzen hiſtoriſchen Darſtellung auf das gewaltigſte das Daſeyn der Sünde bezeugt, ſo hat ſie dadurch allein noch nicht die Schwierigkeiten gelöſet, welche das Denken in dieſer Annahme findet, für welches unſtreitig die Vorſtellung des Verhältniſſes worin die Sünde einerſeits zu dem heiligen Gott, und andererſeits zu der Natur des Menſchen ſteht, eine der ſchwierigſten Aufgaben bildet. In ihren Belehrungen über dies doppelte Verhältniß gewährt die Schrift eine Grundlage zur philoſophiſchen Behandlung dieſes wichtigen Gegenſtandes. Sie

lehrt aber: Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde. Durch einen Menſchen iſt die Sünde gekommen in die Welt. Gott iſt nicht ein Verſucher zum Böſen, er verſucht Niemand. Gottes Heiligkeit bleibt alſo ungetrübt, denn nicht von ihm, der den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen hat, und der ihn nicht zum Böſen verſucht, darf der Urſprung der Sünde und des Uebels hergeleitet, er darf nur dem Menſchen ſelber zugeſchrieben werden, der, unter Gottes Zulaſſung, die Freiheit, die er ſtets zur Befolgung ſeiner Gebote hätte anwenden können, zu ihrer Uebertretung mißbrauchte. So kann alſo in Beziehung auf Gott, unbeſchadet ſeiner Vollkommenheit, die Sünde als möglich, und als wirklich gedacht wer-

1 Moſes 1, 27. Römer 5, 12. Jacobi 1, 13.

den. Dieſe Herleitung des Böſen aus dem Mißbrauche der Freiheit, genügt aber noch nicht allein um das Räthſel der menſchlichen Natur zu löſen, in welcher das Fleiſch wider den Geiſt, und den Geiſt wider das Fleiſch gelüſtet; welche von anſcheinend unvereinbaren, in ihr vereinten Kräften in entgegengeſetzte Richtungen getrieben wird; in welcher große Kräfte, und noch größere Bedürfniſſe liegen; auf welche aber dennoch das Böſe ſeinen Einfluß behauptet, und mit ſeinen dunkeln Verzweigungen ſelbſt die edelſten Eigenſchaften und Anlagen durchdringt. Dieſes Räthſel löſet die Schrift durch die Belehrung daß was vom Fleiſche geboren wird, Fleiſch; daß das Dichten des menſchlichen Herzens, böſe von Jugend auf; daß die menſchli-

Galater 5, 17. Joh. 3, 6. 1 Moſes 8, 21.

che Natur mit einer Anlage zur Sünde behaftet ist. Es gibt keinen von Menschen ersonnenen Gedanken, der eine solche philosophische Tiefe hätte, und zur Erklärung so vieler Erscheinungen diente, als diese Lehre von der Erbsünde. Verbunden mit derjenigen von der ursprünglichen Vollkommenheit und dem darauf erfolgten Abfalle unserer Natur, ist sie der Ausgangspunkt für alle richtige Betrachtung, des menschlichen Herzens, und der menschlichen Angelegenheiten, wo stets Gutes und Böses, Hohes und Gemeines seltsam gemischt sind; und nur durch ihre Hülfe lernt der denkende Mensch sich selbst verstehn.

Das Wichtigste aber bei der Erkenntniß der Sünde ist, daß ein jeder nicht nur ihr Vorhandenseyn im allgemeinen, sondern auch ihre Wirkung in seinem eigenen Her-

zen erkenne. Dies geſchieht, wie die Erfahrung bezeugt, nicht durch Betrachtung fremder Beiſpiele, nicht durch vernünftige Ueberlegung, ſondern durch den unmittelbaren Eindruck, den das Geſetz Gottes, verglichen mit dem ihm widerſprechenden Zuſtande des Innern und des Verhaltens, auf das Gemüth hervorbringt. Dieſe Anſchauung des Geſetzes, und dieſes Gefühl für daſſelbe ſind aber die Kräfte, aus deren Thätigkeit die myſtiſche Theologie hervorgeht, ſo daß behauptet werden kann, Niemand ſey zur Erkenntniß der Sünde gelangt, oder könne dazu gelangen anders als auf einem myſtiſchen Wege. Dieſen Weg führt uns auch die Schrift indem ſie uns das Geſetz Gottes vorhält, und zugleich das allgemeine Verdammungsurtheil ausſpricht: Sie ſind allzumahl Sünder, und mangeln des

Ruhms den sie an Gott haben sollten. Daß dies die Wirkung von der Erwägung des Gesetzes seyn sollte, das Vorhandenseyn der Sünde in uns zu empfinden, daß es also im Menschen ein Vermögen gebe, wodurch er das Gesetz als göttlich erkennt, und seinen Widerspruch gegen dasselbe schaut und schmerzlich fühlt, das bezeuget die Schrift, wenn sie sagt: Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, und wenn sie das Wort Gottes mit einem zweischneidigen Schwerte vergleicht, das durchdringet bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.

Wenn nun die wahre, zur Buße führende Erkenntniß der Sünde nicht anders

Römer 3, 23. Römer 3, 20. Hebräer 4, 12.

erlangt wird als auf einem Wege, den die myſtiſche Theologie vorzugsweiſe verfolgt, ſo läßt es ſich erwarten, daß derſelben dieſe Erkenntniß nicht fehlen werde, ohne welche es keinen Glauben an Chriſtum als an den Erlöſer, und keine Liebe zu ihm geben kann: und der Vorwurf muß befremden, der von dem hiſtoriſch-ſymboliſchen Standpunkte aus, ſo oft der myſtiſchen Theologie gemacht worden iſt, daß ſich bei ihr keine Einſicht in das natürliche Verderben des Menſchen, keine genugſame Würdigung der Verdienſte Jeſu Chriſti, ſondern Statt deſſen eine Ueberſchätzung der natürlichen Kräfte und ein Streben nach eigener Gerechtigkeit finde. Dieſer Anklage liegt wohl zum Theil die Vorausſetzung zum Grunde daß bei der Darſtellung einer jeden chriſtlichen Wahrheit immer ausführlich von dem ſünd-

lichen Verderben des menſchlichen Herzens die Rede ſeyn müſſe; eine Methode, welche wir bei denen die ſie befolgen, keineswe-ges tadeln, die aber, wie es uns ſcheint, nicht zu einer allgemeinen Regel erhoben werden darf. Wenn der Herr ſeinen Apo-ſteln befiehlt, zu predigen in ſeinem Na-men Buße und Vergebung der Sünde ſo kann das unmöglich den Sinn haben daß eine jede Predigt eine Bußpredigt ſeyn ſolle. Wenigſtens haben die Jünger, wie es der Augenſchein lehrt, den Herrn nicht in dieſem Sinne verſtanden. Die Evange-liſten, namentlich Johannes, fühlen ſich bei weitem ſtärker getrieben, die Herrlichkeit des Herrn, als das ſündliche Verderben des Menſchen darzuſtellen. In den Epiſteln an die Epheſer und an die Coloſſer wird die

Luc. 24, 47.

erhabene Idee des göttlichen Reiches entwickelt; in ſeiner erſten Epiſtel redet Johannes entzückt vom Glauben und von der Liebe; der Sünde und Buße geſchieht in dieſen Schriften nicht ausführlich ſondern nur beiläufig Erwähnung. Das natürliche Verderben des Menſchen, und das Bedürfniß der Erlöſung, wird bei allem was die Schrift ſagt, vorausgeſetzt, aber dieſe Wahrheiten werden nicht überall gleich ausführlich entwickelt. Gäben wir es alſo gleich zu daß die myſtiſchen Theologen von der Sünde und der Buße ſeltner reden als es von dem hiſtoriſch-ſymboliſchen Standpunkte aus gewünſcht wird, ſo könnte dies allein noch nicht die Anklage einer unchriſtlichen Richtung begründen; ſondern es käme immer darauf an, ob dasjenige was vorgetragen wird, auf der Anerkennung jenes

Grundübels der menschlichen Natur und der Erlösung durch Christum beruhe, oder nicht; und daß das erste bei den besseren der mystischen Theologen, einem Thomas von Kempen, einem Fenelon, der Fall sey, ja daß sie die Tiefe des menschlichen Verderbens, obgleich sie vielleicht nicht so oft davon reden als andere, doch wenigstens eben so deutlich schauen, und eben so schmerzlich empfinden, wird wohl von Keinem, der nur einigermaßen die Gabe der Unterscheidung hat, geläugnet werden können.

In Beziehung auf andere, minder lautere mystische Theologen, ist dieser Vorwurf aber in der That nicht ohne allen Grund; das Bewußtseyn der Sünde, zu welchem sie auf dem Wege der Anschauung und des Gefühls so leicht gelangen konnten, ja nothwendig gelangen mußten, scheint ihnen un-

ter den Händen verloren gegangen zu seyn. War daran eine überwiegende Beschäftigung mit eigenen Gedanken Schuld, bei welcher sie vernachläßigten auf die Schrift zurückzugehn, die, wie wir bemerkten, auf einem jeden ihrer Blätter das Daseyn der Sünde, auch in den Frommsten, bezeugt: so läßt sich ein solcher Mangel doch nicht allein aus diesem Umstande erklären. Denn um die Sünde in ihren mancherlei Gestalten, in dem eigenen und fremden Herzen und Leben wahrzunehmen, dazu wird eine gründliche, ausgebildete Ansicht der menschlichen Natur und der überall mit der Sünde durchflochtenen menschlichen Angelegenheiten erfordert, eine Ansicht, die nur zu erreichen ist durch anhaltendes Denken, woran Menschen, die leicht in das Gefühl versinken, es nicht selten fehlen lassen. Und so könnten wir

aus dieſer Verirrung mancher ſonſt ſchätz-
baren myſtiſchen Theologen den Vortheil
ziehen, an ihrem Beiſpiel recht deutlich wahr-
zunehmen, daß das Gefühl, ſelbſt da, wo
es am allernothwendigſten iſt, niemals al-
lein genügt, ſondern daß ſeine Eindrücke
ſtets durch Nachdenken und Reflexion be-
feſtigt werden müſſen.

22. In der Lehre von dem erlöſenden Tode Jeſu Chriſti hebt die Schrift die hiſto-riſche Beziehung hervor, nach welcher der-ſelbe als ein Opfer ſich anſchließt an die Reihe der früheren Opfer, die ſelbſt wir-kungslos und nur Schatten und Bilder des Zukünftigen, in ihrer prophetiſchen Bedeu-tung durch ihn in Erfüllung gingen. Und ein jeglicher Prieſter iſt eingeſetzt daß er alle Tage Gottesdienſt pflege, und oftmals einerlei Opfer thue, welche

nimmermehr können die Sünden abnehmen. Dieser aber, da er hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzet er nun zur Rechten Gottes. Bietet nun gleich diese historische Vorstellung von einem durch Christum Gott dargebrachten versöhnenden Opfer, dem frommen Sinne so viel als ihm nöthig ist um die Wirkung des Todes Christi zu erkennen, und in dem Verhältnisse mit Gott Ruhe zu finden: so ist es doch nicht zu läugnen, daß eine Hauptfrage, auf welche das nach Zusammenhang strebende Denken hier geräth, bei dieser Vorstellung noch unbeantwortet bleibt.

Diese Frage ist die nach der eigentlichen Verbindung zwischem dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden; und die

Belehrungen welche die Schrift darüber ertheilt, werden, da sie ein Bedürfniß des denkenden Geistes befriedigen, als die Grundlage zu einer philosophisch-theologischen Darstellung der Versöhnungslehre betrachtet werden können. Diese Verknüpfung zwischen dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden wird aber in der Schrift dem Denken auf eine zwiefache Weise begreiflich gemacht. Erstlich stellt sie den Tod Jesu Christi dar als ein Zeugniß der göttlichen Liebe von so mächtig beweisender Kraft, daß nach demselben, jede andere Aeußerung dieser Liebe, welche dagegen nur geringer seyn kann, sich erwarten läßt. Diese Ansicht findet ihre Begründung in folgenden Stellen: Nun stirbt kaum jemand um des Rechtes willen; um etwas Gutes willen dürfte vielleicht

jemand ſterben. Darum preiſet Gott ſeine Liebe gegen uns, daß Chriſtus für uns geſtorben iſt, da wir noch Sünder waren. Welcher auch ſeines eigenen Sohnes nicht hat verſchonet, ſondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie ſollte er uns mit ihm nicht alles ſchenken? Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht. Der Tod Jeſu Chriſti iſt aber nicht nur ein Beweis der zur Sündenvergebung geneigten göttlichen Liebe; nach einer zweiten Betrachtungsweiſe, die jener erſten nicht widerſpricht, ſondern ſie nur weiter ausbildet, iſt dieſer Tod die bewirkende Urſach der Sündenvergebung. Dafür erklären ihn folgende Stellen: Chriſtus hat uns erlöſet von

Römer 5, 7. 8. — 8, 32. 33.

dem Fluch des Geſetzes, da er ward ein Fluch für uns. Gott hat den, der von keiner Sünde wußte für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit die vor Gott gilt. Daß die weitere Ausbildung der in dieſen Stellen liegenden Vorſtellung von einer Stellvertretung und Genugthuung Jeſu Chriſti, dem denkenden Scharfſinn und alſo der Spekulation und der philoſophiſchen Theologie anheimfällt, wird wohl nicht geläugnet werden können.

Da jedoch die Schwierigkeiten einer ſolchen Spekulation nicht gering ſind, ſo bietet die Schrift dieſe wichtige Lehre noch auf eine viel leichtere Weiſe dar, welche die myſtiſche genannt werden kann, da ſie nichts weiter vorausſetzt, als das Gefühl einer

Galater 3, 13. 2. Korinth. 5, 21.

Verbindung mit Chriſto. Wer ſich dieſer bewußt iſt, der kann unmöglich an der Vergebung der Sünden zweifeln, da die auf den Sohn herabſtrömende Liebe des himmliſchen Vaters, ſich auch nothwendig über die welche mit ihm Ein Ganzes bilden, ausbreiten wird. Dies hat der Herr ſelbſt am klarſten ausgeſprochen, wenn er ſagt: **Denn er ſelbſt, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet daß ich von Gott ausgegangen bin.** Wie wir in unſerer Verbindung mit Adam unſere Sünde ſchauen, ſo ſchauen und fühlen wir auch in unſerer Verbindung mit Chriſto die Vergebung der Sünden. **Wie nun durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menſchen gekommen iſt, alſo iſt auch durch Eines**

Johannes 16, 27.

Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle starben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. In dem Tode Christi erreicht sein Gehorsam gegen den Vater, und dessen Wohlgefallen das auf ihm ruhte, seinen höchsten Gipfel, und erstreckt sich auf diejenigen welche ihm gehorsam sind, und die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen der Buße und des Glaubens erfüllen. Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem daß er litte, Gehorsam gelernt. Und da er ist vollendet, ist er geworden allen denen die ihm gehorsam sind, eine Ursach zur ewigen Seligkeit. Die Vergebung der Sünden wird in diesen Stellen nicht

Römer 5, 18. 1. Korinth. 15, 22. Hebr. 5, 8. 9

durch Schlüſſe aus dem Tode Chriſti abgeleitet, ſondern ſie wird mit demſelben unmittelbar verbunden, der Anſchauung dargeboten.

23. Die Unſterblichkeit der Seele wird auf philoſophiſche Weiſe erkannt durch Folgerungen aus den Vollkommenheiten Gottes, und aus der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur. Zu ſolchen Folgerungen gibt die Schrift Anleitung indem ſie ſagt von Gott, er ſey nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen, denn ſie leben ihm alle. Er, die Quelle des Lebens wird dasjenige was er ſchuf, auch erhalten, und vor der Vernichtung bewahren. Die Schrift lehrt, Gott wird geben einem jeglichen nach ſeinen Werken. Die Gerechtigkeit Gottes aber die ſich hier auf

Lucae 20, 38. Römer 2, 6.

Erden nur unvollkommen offenbaret, läßt zugleich mit einer vollkommnen Vergeltung, auch ein ewiges Leben erwarten. Diese Erwartung gründet die Schrift ebenfalls auf die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur. Denn ſie lehrt, daß der Menſch nach Gottes Bilde geſchaffen, und daß mit ſeinem aus Erde gebildeten Körper ein lebendiger Odem verbunden ſey; und damit hängt zuſammen, daß der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Paulus betheuert, daß wir ohne Hoffnung der Unſterblichkeit die elendeſten unter allen Menſchen wären, und daß er ohne dieſelbe in Erfüllung ſeines Berufes ſich nicht in Todesgefahren geſtürzt haben würde. Er beſtätigt alſo daß

1 Moſes 1, 27. 2, 7. Prediger 12, 7. 1 Korinth. 15, 19. 32.

unſere unvertilgbare Sehnſucht nach einem vollkommnen Glücke, zu ihrer Befriedigung, und unſer Wille zu ſeiner Stärkung in Erfüllung ſchwieriger Pflichten, die Hoffnung einer Fortdauer bedürfen. Dies ſind Betrachtungen in denen der Geiſt von Begriffen zu Begriffen fortſchreitet; es ſind philoſophiſche Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele.

Eine bei weitem größere Gewißheit der Fortdauer gibt aber die Schrift auf hiſtoriſchem Wege durch Verheißungen und durch Berufung auf die Auferſtehung Jeſu Chriſti. Dieſes große Wunder, welches durch die unverwerflichſten Zeugniſſe gegen alle Zweifel ſicher geſtellt wird, iſt ein Unterpfand von der Erfüllung der Verheißungen Jeſu Chriſti und zugleich ein Beiſpiel von dem auch uns

1 Korinther 15, 12. 1 Theſſal. 4. 14

bevorstehenden Uebergang in ein anderes Leben. Auch über die Verbindung von Leib und Seele nach dem Tode, über den Zustand der Seligkeit und Verdammniß, über die dem unsichtbaren Gottesreiche noch bevorstehenden großen Entwickelungs-Perioden, ertheilt uns die Schrift manche Winke und Belehrungen, in welchen dasjenige was noch in weite Entfernung gerückt ist, allerdings der Klarheit ermangelt in welcher dasjenige hervortritt, was unmittelbar mit der Auferstehung Jesu Christi zusammenhängt.

Zugleich ist aber auch, nach den Belehrungen der Schrift, die Gewißheit der Fortdauer durch das gläubige Anschaun der Person Jesu Christi und durch das Gefühl unserer Verbindung mit ihm gegeben. Er welcher die Auferstehung und das Le-

ben iſt, er wird auch das ewige Leben geben allen denen die der Vater ihm gegeben hat. Da das Leben ſein Weſen iſt, ſo iſt es unmöglich, daß er es nicht als Fortdauer und als Seligkeit denen mittheilen ſollte, die er erlöſet, und die er ſich dadurch zu ſeinem Eigenthum erworben hat; unmöglich daß, da Er lebet, dieſe nicht auch leben ſollten. In dieſer innigen Verbindung mit ihm iſt es gegründet, daß da wo der Herr iſt auch der Diener ſeyn wird; und daß die Bitte des Herrn in Erfüllung gehe: Vater, ich will daß da wo ich bin, auch die bey mir ſeyen, die Du mir gegeben haſt. Sowohl von Paulus, wenn er ruft: Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſeyn, als von Johannes,

Joh. 11, 25. Joh. 17, 3. Joh. 14, 19. Joh. 12, 26. Joh. 17, 24. Philipper 1, 23.

wenn er ſpricht: Wir werden ihn ſehen, wie er iſt, wird der Zuſtand der Seligkeit in jenem Leben als ein inniges Zuſammenſeyn mit Chriſto aufgefaßt: eine Anſchauung, die man doch wohl nicht anders als myſtiſch wird nennen können, und die, weit entfernt an Dunkelheit zu leiden, vielmehr eine ſo hohe Klarheit mit ſich führt, daß man wohlthun würde ſich daran zu halten, denn alsdann würde man nicht mehr viel über den Hades grübeln, und von einer Pſychopannychie könnte nicht mehr die Rede ſeyn.

21. Dieſe Auseinanderſetzung hat uns nöthig geſchienen um zu zeigen daß die Schrift in ihrer großen Vielſeitigkeit ſich den verſchiedenſten Standpunkten und Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes bequemt; daß ſie, wenn ſie ihre Belehrungen auch

1 Johannes 3, 2.

vornehmlich an Thatſachen knüpft, ſie doch auch das Denken durch Schlüſſe und Begriffe auf die Wahrheit hinleitet; ja daß ſie zur Auffaſſung derſelben nicht ſelten das Vermögen einer unmittelbaren Anſchauung vorausſetzt. Da nun die myſtiſche Theologie eine Darſtellung der durch das Vermögen der Anſchauung aufgefaßten göttlichen Wahrheiten iſt: ſo werden wir zu der Behauptung berechtigt ſeyn, daß die myſtiſche Theologie in dieſem Sinne, von der Schrift ſelbſt gebilligt werde, ja daß ſie zur vollſtändigen Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift nothwendig ſey. Denn von demjenigen, der nur auf dem hiſtoriſchen und philoſophiſchen Standpunkte verweilen will, werden diejenigen Ausſprüche der Schrift, in denen die Wahrheit für die Anſchauung gegeben iſt, als etwas fremdes,

worein er ſich nicht zu finden weiß, unbenutzt bleiben. Auch die myſtiſche Theologie, wenn ſie für ſich beſtehn wollte, würde in dieſelbe, und bei ihr noch viel gefährlichere Einſeitigkeit gerathen; weshalb wir auch hier wieder an die ſchon oft behauptete dringende Nothwendigkeit ihrer Verbindung mit der hiſtoriſchen Theologie erinnern wollen. Eine vollkommene theologiſche Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift würde aber, wie es uns ſcheint, nur dann Statt finden können, wenn die Darſtellung zugleich hiſtoriſch, philoſophiſch und myſtiſch wäre; und wenn dieſe drei Darſtellungsweiſen zwar geſchieden, aber doch auch wieder, zu gegenſeitiger Ergänzung verbunden würden.

25. Von gelehrten und einſichtsvollen Männern die in der neueren Zeit über den Myſtizismus geſchrieben haben, wird dem-

ſelben der Vorwurf gemacht: „er wolle poſitiv das wahre Weſen des Göttlichen wahrnehmen," und da dies unmöglich ſey, ſo werde „was bloß Bild des Göttlichen iſt, von den Myſtikern für das Göttliche ſelbſt gehalten [1])." „Dem Myſtiker (heißt es in einer andern lehrreichen Schrift [2])) ſoll das Göttliche, das wir doch gerade nur im Gegenſatz gegen alle Erfahrung denken können, zur inneren Erfahrung werden." Und deshalb trägt man denn auch kein Bedenken den Myſtizismus überhaupt für eine Verirrung und Krankheit des menſchlichen Geiſtes zu erklären. Wir würden dieſes Urtheil unbedingt unterſchreiben, wenn es ſich nachweiſen ließe, daß das bewußte Streben der beſſeren myſtiſchen Theologen dahin gegangen

[1]) Schmid, Myſtizismus des Mittelalters S. 16. 19.

[2]) Liebner, Hugo von Sankt Victor S. 227. 229.

ſey, mit Umgehung, ja mit Verwerfung der geſchichtlichen Offenbarung, durch das Vermögen der Anſchauung Gott an ſich ſelbſt zu erkennen, und mit ihm in Gemeinſchaft zu treten. Wenn ſie aber eigentlich nichts anders gemeint und gewollt haben, als eine Anſchauung Gottes, wie er in Chriſto erſchienen iſt, und der Lehren, die er uns in der Schrift offenbart hat: ſo werden wir noch immer gern zugeben, daß von dieſer Richtung aus viel Verirrungen Statt finden können, und Statt gefunden haben; wir werden uns aber, indem wir auf die Schrift ſelber uns berufen, zu der Behauptung berechtigt halten, daß in dieſer Richtung ſelber kein Irrthum ſey.

26. Dafür aber daß das bewußte Streben der beſſeren myſtiſchen Theologen nicht auf eine Anſchauung Gottes an ſich, ſon-

dern nur der göttlichen Wahrheit, wie ſie in der Schrift niedergelegt iſt, gerichtet geweſen ſey, dafür ließen ſich doch manche Zeugniſſe anführen. Johann Gerſon, wie wir geſehen haben, gibt der Anſchauung, als der Thätigkeit der einfachen Intelligenz zum Gegenſtand nicht die Gottheit ſelbſt, ſondern nur die erſten Prinzipien der Wahrheit. „Verdächtig iſt mir jede Wahrheit," ſagt Richard von Sankt Victor [1]), „wenn ſie nicht durch das Anſehn der Schrift beſtätigt wird. Wenn der Geiſt auf das Höchſte geleitet, wenn über himmliſche Dinge eine Betrachtung angeſtellt wird, dann würde auch die wahrſcheinlichſte Offenbarung keine Zuverläßigkeit haben, ohne das Zeugniß der heiligen Schrift." Ja ſelbſt aus den,

[1]) In dem Benjamin minor, angeführt von Liebner S. 81.

und gewiß nicht mit Unrecht, ſo übel berüchtigten Schriften des Areopagiten, leuchtet eine geſunde Verehrung der Schrift, als der wahren Quelle unſerer Gotteserkenntniß hervor. Denn er erklärt die Gotteserkenntniß aus der Schrift und aus der Offenbarung für diejenige, die in unſerm jetzigen Zuſtande erreicht werden könne, und unterſcheidet ſie von der höheren, die dem künftigen Leben vorbehalten ſey [1]).

---

[1]) „Dieſe und andere göttliche Lichter hat den heiligen Schriften folgend die geheime Ueberlieferung unſerer Gottbegeiſterten Führer uns belehrend geſchenkt . . .; jetzt nach Maßgabe unſerer Kräfte, indem die Menſchenfreundlichkeit der heiligen Schriften und heiligen Ueberlieferungen mit heiligen Umhüllungen das Geiſtige . . . . verdeckt . . . . Dann aber, wenn wir unvergänglich und unſterblich geworden ſind . . ., dann werden wir, nach der Schrift, bei dem Herrn ſeyn allezeit, erfüllt mit ſeiner ſichtbaren Gotterſcheinung.“ Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionyſius, überſetzt von Engelhardt. S. 57.

27. Keinesweges ſind jedoch dieſe Grundſätze von den myſtiſchen Theologen immer befolgt worden; und eine Unterſcheidung zwiſchen wahrer und falſcher myſtiſcher Theologie möchte ſich daher wohl dem billig Urtheilenden empfehlen. Die wahre wäre diejenige, die immer auf die Schrift ſich gründend, immer Hand in Hand gehend mit der hiſtoriſchen Theologie, die göttlichen Wahrheiten vorzugsweiſe in der Form ausbildet, wie ſie von der Anſchauung aufgefaßt werden. Die falſche wäre diejenige, die mit Verachtung der göttlichen Offenbarung, ja ſelbſt ohne den Geſetzen eines vernünftigen Denkens zu folgen, ſich dem Unſichtbaren gegenüberſtellt, und die ihr vorſchwebenden Phantasmen für Offenbarungen ausgibt.

28. Bei einer ſolchen Verirrung ſind

nun die Gefahren unſtreitig ſehr groß; die myſtiſchen Theologen ſelbſt haben es nicht verkannt, und haben, wie ein berühmter Schriftſteller ſich ausdrückt, „gewarnt vor den Schiffbrüchen die auch auf den Waſſern über den Wolken keinesweges unerhört ſind [1].“ Wie der Weg des Luftſchiffers durch leere Wolkengebilde geht, ſo bieten ſich auch hier dem Geiſte nur Truggeſtalten dar, welchen er, getäuſcht, Wirklichkeit zuſchreibt. Mit dem Wahne einer innern höhern Erleuchtung, und ſelbſtempfangener göttlicher Offenbarungen, ſteigt die Geringſchätzung gegen die Belehrungen des göttlichen Wortes, ja ſelbſt gegen die darin vorgeſchriebenen heiligen Geſetze. Kommt noch, wie es oft der Fall geweſen iſt, ein von der Welt zurück-

[1]) Görres, in der Einleitung zu Heinrich Suſo's Leben und Schriften, herausgegeben von Diepenbrock.

gezogenes, ja ſelbſt von aller pflichtmäßigen Thätigkeit entferntes Leben hinzu, ſo erhalten die blinden Gefühle und Affecte eine furchtbare Gewalt, die zwar zuweilen, bei ſehr edlen Gemüthern und unter ſehr günſtigen Umſtänden, unſchädlich bleiben; die aber auch, wenn ſie ſich zu den Täuſchungen des Geiſtes geſellt, während ein Traum eingebildeter Vollkommenheit den Menſchen umfängt, ihn zu den ſchrecklichſten ſittlichen Verirrungen hinreißen kann.

29. Wegen dieſer möglichen Ausartung aber die myſtiſche Theologie ſelbſt zu verwerfen, würde nicht billig ſcheinen; denn ſie iſt bei ihr keinesweges unvermeidlich, und entſteht nur aus der durchaus nicht in ihrem Weſen gegründeten, Entfernung von der göttlichen Offenbarung. In dieſem Falle würde auch die philoſophiſche Theologie zu

einem ſyſtematiſchen Unglauben führen; ja ſelbſt die hiſtoriſche Theologie, obgleich dieſe unter den dreien am ſicherſten geſtellt iſt, würde, wenn ſie die philoſophiſche und die myſtiſche gänzlich von ſich ausſtößt, zu einer kalten, aus todten Begriffen zuſammengeſetzten Rechtgläubigkeit verſteinern.

30. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die reinen myſtiſchen Elemente in dem inneren Leben der frommen Chriſten nichts ungewöhnliches ſind, ſondern vielmehr die Grundlage deſſelben bilden. Bei jeder Erhebung zu Gott, bei jedem wahren Gebete, bei jeder Erleuchtung wodurch uns eine unerſchütterliche Gewißheit der göttlichen Wahrheit gegeben wird, bei jedem Troſte und bei jeder Stärkung, die wir durch dieſelbe empfangen, befindet ſich unſer Gemüth in jenem Zuſtande der unmittelbaren Anſchau-

ung und des Gefühls, aus welchem die myſtiſche Theologie hervorgeht. Daher iſt der Widerwille und die Abneigung gegen dieſelbe, die ſich auch bei frommen und einſichtsvollen Chriſten findet, welche das Echte von dem Unechten ſonſt wohl zu unterſcheiden wiſſen, in der That eine räthſelhafte Erſcheinung. Wir wiſſen ſie nur aus einer Unart, die den mehreſten myſtiſchen Schriftſtellern eigen iſt, zu erklären. Sie pflegen ſich nämlich recht gefliſſentlich, ſelbſt um ganz gewöhnliche Dinge zu bezeichnen, der allerkrauſeſten und wunderlichſten Bilder, und der allerſeltſamſten Formeln — die ſich aber leicht in allgemein verſtändliche Ausdrücke auflöſen laſſen, — zu bedienen. Hätten ſie alle die zarten Vorgänge des inneren Lebens, mit jener Klarheit und Einfalt, wodurch Fenelon unter ihnen ſich ſo

rühmlich auszeichnet, darstellen können oder auch nur wollen: so hätte das Mystische nie die Nebenbedeutung des Fremden, Seltsamen, Bedenklichen, Widerwärtigen erhalten, wodurch es auch fromme Gemüther erschreckt. Wollte man ihnen das Mystische nur immer in den einfachsten, und vornehmlich in den biblischen Ausdrücken darbieten, die es gerade am besten bezeichnen, so würden sie es als etwas längst bekanntes begrüßen.

31. Die mehresten frommen Christen, obgleich die einzelnen zerstreuten mystischen Elemente in ihrem inneren Leben nicht selten sind, verweilen dennoch auf dem historischen Standpunkte oder auf dem des reflectirenden Denkens; und deren hat es immer nur wenige gegeben, die von dem einen oder dem andern in einen beharrlichen

Zuſtand der Anſchauung und des Gefühls übergegangen ſind. Es iſt auch keineswegs nothwendig, daß ihre Anzahl ſich bedeutend vergröſſere, da der Gläubige auf einer jeden der beiden andern Stufen und vornehmlich auf der hiſtoriſchen, eben ſo gut als auf dieſer für ſeine Heiligung ſorgen kann Es wäre ſogar ſehr ſchädlich, wenn jemand, angelockt durch die Schilderung ungewöhnlicher Zuſtände, ſich abſichtlich und willkührlich in ſolche Stimmungen hineinzuarbeiten ſuchte; denn aus einem ſolchen Streben, bei welchem die Phantaſie an die Stelle der innern Erfahrung treten würde, könnte nichts anders als arge Schwärmerei entſtehn. Wer aber der göttlichen Führung und den Geſetzen ſeiner inneren Lebensentwickelung folgend, von der hiſtoriſchen Stufe — denn dieſe würde niemals zu übergehn ſeyn, —

zu der Stufe der Anſchauung gelangt iſt, der wird nicht nur ohne Gefahr, ſondern auch mit großem geiſtigen Nutzen auf derſelben verweilen, bis er, unter eben der göttlichen Führung, etwa auf eine der beiden andern zurückkehrt.

32. Diejenigen die auf dieſe Weiſe zur Stufe der Anſchauung gelangen, das ſind gewöhnlich Menſchen, die lebhafter als Andere das Bedürfniß empfinden mit den Gefühlen ihres Herzens ein vollkommnes Gut zu umfaſſen; die es mit einer faſt nie vermiedenen Täuſchung in den endlichen Dingen ſuchten, und die bei dieſem Suchen, bei der trüglichen Freude des Findens, nicht immer den göttlichen Geboten die ſchuldige Treue bewahrten. Gequält nun durch Vorwürfe des Gewiſſens, und vielleicht gleich ſehr durch hinzukommende Leiden — finden

ſie endlich im Glauben Troſt und Beruhigung für ihr Herz, und in Chriſto einen würdigen Gegenſtand für ihre Liebe; jedoch werden dieſe großen Früchte des Glaubens ihnen nicht auf jeder Stufe in gleichem Maße zu Theil. Bei der hiſtoriſchen Auffaſſung wird das Gemüth von dem Gegenſtande des Glaubens, wenn es ſich zu ihm hinwendet, mächtig ergriffen; — wie denn überhaupt auf dieſer Stufe die Gefühle ſehr lebhaft, vielleicht lebhafter ſind, als in dem Zuſtande der Anſchauung; — aber da dieſer Gegenſtand in der Vergangenheit geſucht werden muß, ſo verſchwindet er auch oft dem inneren Blicke, mit ihm verſchwindet ſeine wohlthuende, tröſtliche Einwirkung auf das Gemüth, in welchem nur Kälte und Trockenheit zurückbleibt. Beſonders ungenügend zeigt ſich in dieſer Rück-

ſicht die vorherrſchend begriffsmäßige Auffaſſung der göttlichen Lehren; denn dieſer iſt nur ein ſehr geringer Einfluß auf die Gefühle verliehn; und der Geiſt kann in ſeinem zuſammenhängenden Denken zu einem hohen Grade der Klarheit gelangt ſeyn, ohne daß dadurch die in den Tiefen des Gemüthes tobenden Schmerzen verſcheucht würden. Da bleibt denn, wenn man ſich nicht ſelber aufreiben will, kein anderer Ausweg, als die Gegenſtände des Glaubens mit der inneren Anſchauung aufzufaſſen, und durch dieſe unaufhörlich feſtzuhalten. Nun iſt es nicht mehr nöthig, ſie in der Vergangenheit zu ſuchen; man beſitzt ſie in bleibender Gegenwart; ſie wirken, zwar nicht ſo heftig, wie früher, aber unabläßig, und geben dem Innern eine tiefe Ruhe, die es

auf den andern Stufen vergeblich gesucht hatte [1]).

[1]) Vortrefflich hat Heinrich Suso — aus dem funfzehnten Jahrhundert — eine solche innere Führung geschildert in seinem Buche von der ewigen Weisheit, welches in der Form eines Gespräches geschrieben ist zwischen dem Diener — ihm selbst — und der ewigen Weisheit, worunter er den Sohn Gottes versteht.

„Der Diener. Minniglicher, zarter Herr, mein Gemüth hat von meinen kindlichen Tagen an etwas gesucht mit einem eilenden Durst, und was das sey, das habe ich noch nicht vollkommlich begriffen. Herr, ich habe ihm manch Jahr hitziglich nachgejagt, und es konnte mir noch nie recht werden; denn ich weiß nicht was es ist, und ist doch etwas, das mein Herz und Seele nach sich zuckt, und ohne das ich nimmer in rechte Ruhe kann gesetzt werden. Herr, ich wollte es in den ersten Tagen meiner Kindheit suchen, wie ich vor mir thun sah, in den Kreaturen; und je sich je mehr suchte, je ich je minder fand, und je ich je näher ging, je ich demselben je mehr ferne; denn von einem jeglichen einblickenden Bilde hatte ich ein Einsprechen, ehe daß ich es gänzlich versuchte, oder mich mit Ruhe darauf ergab, also: Das ist nicht das, was du suchest; und dies Vortreiben ist mir je und je in allen Dingen vorgewesen. Herr, nun wüthet mein Herz darnach, denn ich hätte es gern, und hat wohl so

33. Beſeligt durch dieſe Ruhe und durch das Gefühl einer näheren Gemeinſchaft mit der in Chriſto offenbarten Gottheit, wird man nun auf das ſorgfältigſte die Sünde fliehen, welche die Gemeinſchaft mit Gott ſogleich aufheben müßte; ja man wird, da die zu häufige Beſchäftigung mit den Dingen dieſer Welt dem Auge der Anſchauung

---

oft als einſt empfunden, was es nicht iſt; Herr, was es aber iſt, deß bin ich noch unbewieſen. O weh, gemainter Herr, was iſt es denn, oder wie iſt es beſchaffen, das ſo recht eigentlich in mir ſpielet?

Die ewige Weisheit. Erkennſt Du es nicht? Es hat Dich doch lieblich umfangen, und hat Dir den Weg oft unterſtanden, bis daß es Dich nun ihm ſelber allein gewonnen hat.

Der Diener. Herr, ich ſah es nie, und hörte es nie; ich weiß nicht was es iſt.

Die ewige Weisheit. . . Ich bin es, die ewige Weisheit, die Dich in Ewigkeit ihr ſelber hat auserwählet . . u. ſ. w." Heinrich Suſo's Leben und Schriften herausgegeben von Diepenbrock. S. 244 f.

seinen theuersten Gegenstand entrückt, gern eine jede Zerstreuung, zu welcher die Pflicht nicht auffordert, vermeiden, und das schwere Gebot der Welt abzusterben, in einem stets größeren Umfang erfüllen. Gleichgültigkeit gegen die Pflichten des thätigen Lebens zu erwecken, liegt aber durchaus nicht in dem Wesen dieses Zustandes; denn ihre Unterlassung wäre ja auch Sünde, welche das Gewissen beschweren, und zerstörend auf den Frieden des Innern zurückwirken müßte. Vielmehr wird man, mit einem durch die Anschauung der göttlichen Wahrheit geschärften Gefühle für die Heiligkeit der göttlichen Gebote, immer bereit seyn, so bald es gilt eine Pflicht zu erfüllen, aus dem Zustande der Anschauung in den der Thätigkeit überzugehn.

31. Bei einem längeren, eigensinnigen Verweilen auf der Stufe der Anschauung, würde man auch unstreitig auf dieser nicht mehr eine volle Befriedigung finden; denn der Geist bedarf ebenfalls der Nahrung welche eine ins Einzelne gehende historische Beschäftigung mit den göttlichen Wahrheiten, und ein zusammenhängendes Denken darüber gewährt. Wer seine innere Lebensentwickelung nicht absichtlich hemmt, und sich der göttlichen Führung nicht muthwillig widersetzt, der wird oft die eine Stufe gegen die andere vertauschen; und derjenige wäre am glücklichsten zu preisen, der mit der größten Geschmeidigkeit, je nach dem innere oder äußere Bedürfnisse es verlangten, den Standpunkt seines innern Lebens wechseln könnte.

35. Das vornehmſte von allem was dem Zuſtande der Anſchauung nachgerühmt werden kann, iſt aber, daß er die Erfüllung des höchſten Gebotes: Gott über alles zu lieben, mehr als die anderen begünſtigt und erleichtert. Die begriffsmäßige Auffaſſung der göttlichen Wahrheiten, und das zuſammenhängende Denken über dieſelben, ſo nothwendig ſie auch ſeyn mögen, ſind dennoch nicht im Stande das Herz zu erwärmen. Die Thatſachen wodurch die göttliche Liebe ſich kund gethan hat, ſind zwar immer das erſte, was uns zur Gegenliebe entflammt; und jede erneute Betrachtung derſelben muß uns aufs neue mit dieſem Gefühle durchdringen; aber ſo lange dieſe Thatſachen in der Vergangenheit geſucht werden, und nicht ſtets vor dem innern Auge ſchweben, werden die durch ſie erweck-

ten Empfindungen, wie wir ſchon oben bemerkten, einem großen Wechſel ausgeſetzt ſeyn. Auf der Stufe der Anſchauung hingegen, ſind mit Chriſto, in dem ſich die Gottheit offenbart hat, und der dem Blicke des Geiſtes immer gegenwärtig iſt, auch die Ereigniſſe ſeines Lebens aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgetreten; und wie überhaupt aus dem unmittelbaren Eindruck eines wahren oder vermeinten Gutes Liebe entſteht, ſo wird hier durch den unmittelbaren Eindruck des unabläßig, und mit ſeiner ganzen Kraft wirkenden höchſten Gutes, das Gemüth von heiliger Liebe für daſſelbe entflammt Iſt aber gleich dieſer Eindruck ſehr tief, und dieſe Liebe ſehr innig, ſo iſt doch gewöhnlich nicht die empfindliche Aufregung damit verbunden, welche die Eindrücke der früheren Stufe zu begleiten

pflegt. Hohe geiſtige Entzückungen gehören überhaupt nicht weſentlich zu den Erſcheinungen, die auf dieſer Stufe vorkommen müſſen; und die reine myſtiſche Sittenlehre wie ſie zum Beiſpiel durch Fenelon iſt ausgebildet worden, hat ſie nie gefordert, ſondern immer nur für bedenklich erklärt. In einem männlich gehaltenen, nicht weichlich überfließenden Gefühle von der Gegenwart des Herrn, verlangt das wahrhaft liebende Gemüth nichts anders, als ihn zu lieben, es ihm überlaſſend ob er es mit lebhaften oder ſchwachen, mit freudigen oder traurigen Empfindungen erfüllen wolle.

36. So hat denn auch die chriſtliche Sittenlehre, vornehmlich in Betreff ihrer wichtigſten Gegenſtände, der Liebe und des Gebetes, durch die myſtiſche Theologie eine Entwickelung erhalten, welche die hiſtoriſche

und die philoſophiſche ihr nicht zu geben vermochten; eine Entwickelung, die freilich, ſo wenig als die myſtiſche Theologie ſelbſt, von allen unechten Auswüchſen frei geblieben iſt, und deren Prüfung nur dann erſt mit Erfolg wird angeſtellt werden können, wenn die Vorfrage nach dem Weſen der myſtiſchen Theologie ſelber mehr aufs Reine gebracht ſeyn wird.

37. Eine erbauliche Darſtellung der chriſtlichen Wahrheiten wird dann beſonders gelingen, wenn zu einem folgerechten Denken über dieſelben, zu ihrer hiſtoriſchen Auffaſſung, noch die geiſtige Anſchauung hinzukommt. Das Denken muß freilich zuerſt die ſich ihm darbietenden Schwierigkeiten überwunden haben; aber für ſich allein genügt es nicht, weil es den Gegenſtand nur allmählig, in einer Reihe von Begriffen

auffaßt, alſo ihn auch nicht ganz und auf einmal darzuſtellen weiß. Die hiſtoriſche Begründung iſt auch niemals zu vernachläßigen, weil ſie allein lebendige Farben und Geſtalten, und einen ſchicklichen Anknüpfungspunkt gewährt. Aber auch ſie wird an Trockenheit leiden, wenn nicht zur Anſchauung der äußern Thatſachen die geiſtige, unmittelbare Anſchauung der Wahrheit hinzukommt. Derjenige, welchem dieſe zu Gebote ſteht, wenn er jene andere Bedingungen zu erfüllen nicht vernachläßigt, wird vorzugsweiſe im Stande ſeyn, von geiſtigen Dingen auf eine anſchauliche Weiſe, mit Wärme und Lebendigkeit zu reden. Denn da er ohne ſeinen Gegenſtand auf eine ſchülerhafte Weiſe in Begriffe zu zerſtückeln, ihn als ein Ganzes ſchaut, und ſeine Einwirkung auf das Gemüth erfährt, ſo ver-

mag er auch Anderen zu einer lebendigen Anſchauung deſſelben zu verhelfen, und ihr Herz dafür zu erwärmen. So muß auch der Dichter ſeinen Gegenſtand in beſtimmten Umriſſen, geſtaltet und gegliedert vor ſich ſchauen, um ſich ſelbſt dadurch begeiſtert zu fühlen, und um Andere dafür begeiſtern zu können. Es findet alſo unſtreitig zwiſchen dem Vermögen der geiſtigen Anſchauung göttlicher Wahrheiten, und dem Vermögen der poetiſchen Production, eine gewiſſe Aehnlichkeit Statt; eine Aehnlichkeit die ſich auch dadurch offenbart, daß die Lieder, worin die myſtiſche Anſchauung vorherrſchend iſt, wie die von Johann Angelus und von Terſteegen, auch durch ihren poetiſchen Werth ſich vor andern auszeichnen.

38. Dadurch daß jetzt die mehrſten Theologen ſich auf dem hiſtoriſchen oder philo-

ſophiſchen Gebiete bewegen, ſind viel gründliche geſchichtliche und wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über Gegenſtände der Theologie, aber auch nicht wenig Störungen des Friedens veranlaßt worden. Zwiſchen der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Theologie iſt noch keine Eintracht geſtiftet. Die Anhänger der hiſtoriſchen Theologie werden, auch bei gleicher Richtung, kaum jemals zu einer völligen Uebereinſtimmung gelangen, da, zum Beiſpiel, auch unter Offenbarungsgläubigen, die Anſichten über daſſelbe bibliſche Factum, über den Sinn derſelben Schriftſtelle verſchieden ſeyn können. Eben ſo verhält es ſich mit der philoſophiſchen Theologie; da die göttliche Wahrheit niemals ganz in das endliche menſchliche Denken aufgeht, ſo wird jeder Verſuch ſie ſyſtematiſch darzuſtellen, da er nie ganz befriedi-

gend ausfallen kann, immer einen neuen, eben so ungenügenden veranlassen. Die mystische Auffassung der göttlichen Wahrheiten — wie es aus den von uns angeführten biblischen Beispielen hervorzugehn scheint — hat vor der philosophischen den Vorzug der Klarheit, und vor der historischen, den der Einfachheit; es wird daher keinesweges unmöglich seyn, daß Menschen die in den Resultaten ihrer historischen und philosophischen Untersuchungen weit von einander abweichen, doch in der Anschauung der göttlichen Wahrheiten, und in dem Gefühle für dieselben, übereinstimmen könnten. Die Behauptung daß die Darstellungen, welche jenen von uns bezeichneten, reinen, biblischen Mystizismus athmen, sich zu jeder Zeit des allgemeinsten Beifalls erfreut haben, möchte vielleicht gewagt er-

ſcheinen, ſich aber bei näherer Prüfung als richtig bewähren. Und dies würde, da der Friede doch unſtreitig ein ſehr großes Gut iſt, für die myſtiſche Theologie keine geringe Empfehlung ſeyn.

Inhalt.

Der Kirchhof.

Stimmen der Lebenden . . . . . Seite 3

Stimmen der Todten 15

Stimmen der Lebenden 20

Drei Gespräche.

Das Erwachen 31

Die geistliche Beredsamkeit 56

Der Ritter von der traurigen Gestalt . . . 82

Von dem Wesen der mystischen Theologie.

Ein Versuch 103

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Abendſtunden,

herausgegeben

von

Dr. Franz Theremin.

Zweiter Band.

Era già l'ora che volge 'l disio
A' naviganti e 'ntenerisce il cuore
Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio,
E che lo nuovo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla di lontano
Che paja 'l giorno pianger che si muore.
Dante. Purgatorio. C. VIII.

Berlin, 1836.
Verlag von Duncker und Humblot.

Vorwort.

Die mir unerwartete Nachsicht, mit der die poetischen Versuche im ersten Bande der Abendstunden aufgenommen worden sind, hat mir den Muth gegeben, auch in diesem zweiten Bändchen mit mehreren hervorzutreten. Sie sind aus sehr verschiedenen Zeiten, weshalb es mir nöthig schien, sie auch durch den Titel von einander abzusondern. Einige, z. B. Preuße und Franke, die hebräischen Gesänge, sind schon fruher einzeln erschienen. Die

letzteren haben ein glückliches Schicksal gehabt; sie sind von einem genialen Componisten — Herrn Dr. Löwe — in Musik gesetzt worden. Die mir durch den neuen Abdruck dargebotene Gelegenheit habe ich benutzt, um manches Verfehlte, wo möglich, durch etwas Besseres zu ersetzen.

Das, gleich anfangs für diese Sammlung bestimmte Gespräch über die deutschen Universitäten, ist auch einzeln gedruckt worden, damit es leichter in die Hände mancher Männer, auf deren Urtheil ich einen Werth lege, gebracht werden könnte. Für die belehrenden, sey es schriftlichen sey es mündlichen Aeußerun-

gen, die mir von den mehreſten zugekommen ſind; ſo wie für das günſtige Urtheil, das einer derſelben *) in einer ſehr geachteten Zeitſchrift ausgeſprochen hat, ſey es mir vergönnt, hier öffentlich meinen Dank zu bezeigen. Wenn mir Einige die Schwierigkeiten der Ausführung meines Vorſchlags entgegengeſetzt haben, ſo würde ich dieſe bitten, mir doch nur einen einzigen Fall anzuführen, wo etwas wahrhaft Gutes und Heilſames in der Ausführung durchaus ohne Schwierigkeiten geweſen ſey. Wollten unſere erleuchteten Staatsmänner

*) Rezenſion von Varnhagen von Enſe, in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik. December 1835. Nr. 117.

und Gelehrten den traurigen Zuſtand der Studierenden auf den Univerſitäten zu Herzen nehmen, und nachſinnen, wie dem Uebel abzuhelfen ſey: ſo würden ſie gewiß etwas viel Beſſeres und leichter Auszuführendes vorſchlagen können. Bis dies von ihrer Seite geſchieht, möge mein Vorſchlag nur einſtweilen noch ſtehn bleiben. Wenn aber Jemand behauptete, daß es hier überhaupt nichts zu verbeſſern gäbe, ſo würde ich mich für berechtigt halten anzunehmen, daß der Mann keine Augen hat, oder daß er nicht für gut hält, ſie zu öffnen.

In der Legende von dem ewigen Juden habe ich mich von der gewöhnli-

chen Auffassungsweise entfernt. Nach derselben ist dies ein Mensch, der von dem Herrn, den er gelästert hatte, verdammt ward, bis zu seinem Wiedererscheinen zu leben; und der nun, nicht ohne Reue und Glauben, aber dennoch mit einer stets vergeblichen Sehnsucht nach dem Tode, die Jahrhunderte hindurch auf Erden wandelt. In dieser Vorstellung liegen aber widersprechende Elemente. Denn wenn er die Lästerung gegen des Menschen Sohn, die ja verziehn werden kann (Matthäi, 12, 32.) bereut, und sich nach der Zukunft des Herrn sehnt: so ist es auch anzunehmen, daß der Herr, der auf mannigfal-

tige Weiſe kommt, ihm ſchon erſchienen ſey, und ihn durch einen ſeligen Tod von dem Elend des Lebens erlöſet habe. Der Fluch, in dieſer ſichtbaren Welt bis an das Ende derſelben fortleben zu müſſen, läßt ſich nur denken unter der Vorausſetzung eines gänzlichen Unglaubens, der alle Buße, und jede Regung, die ſich auf eine höhere Welt bezieht, hartnäckig zurückſtößt. Alsdann bekommt die Figur des ewigen Juden auch eine welthiſtoriſche Wahrheit, denn er bezeichnet etwas, das in allen Jahrhunderten geweſen iſt, und das in dem jetzigen eine groſſe Bedeutung erlangt hat, nämlich den Indifferentismus,

die pure und baare Gleichgültigkeit, welche alle hienieden zu erkennende Offenbarung des Göttlichen ignorirt und verspöttelt; ein Princip, das in der Verworfenheit noch eine Stufe tiefer steht als der Satan, welcher das Daseyn des Gottes, gegen den er wüthet und tobt, wenigstens anerkennen muß. Ohne also gerade den Ahasverus als einen sokratisirenden Schuster darzustellen, habe ich ihn ungefähr aus eben dem Gesichtspunkte aufgefaßt, aus welchem Goethe Willens war die Legende von dem ewigen Juden zu behandeln *).

*) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand. Band 26. S. 303.

Sehr freuen würde es mich, wenn die in dem Aufſatze: die arme Feier des Weihnachtsfeſtes, ausgeſprochenen Gedanken in chriſtlichen Familienkreiſen beherzigt würden.

Berlin,
den 10. Febr. 1836.

Fr. Theremin.

Inhalt.

Seite

Poetiſche Verſuche aus dem Jahre 1835.

Die Flüſſe und das Meer. 3
Reiſelied. 6
Das verborgene Thal. 10
Mein Vater. 12
Die Hoffnung. 15
Der Frühling. 18
Adam und Eva. 20
An den Erlöſer. 22
Frage und Antwort. 23
Mozart's Requiem. 24

Poetiſche Verſuche aus früheren Jahren.

Demoſthenes. 1808. 27
Cäſar 1809. 30
Preuße und Franke. 1813. 36
Theodor Körner. 1814. 45
Die Pfaueninſel. 46
Der See im Walde. 49

Hebräiſche Geſänge. Aus dem Engliſchen des Lord Byron.

Sie geht in Schönheit. 55
David's Harfe. 57
Die höh're Welt. 59
Die wilde Gazelle. 60
Weint um Iſrael. 62
Jordan's Ufer. 63

	Seite
Jerbtha's Tochter	64
Todtenklage	66
Mein Geiſt iſt trüb'.	68
Thränen und Lächeln	69
Dein Leben ſchließt	70
Saul vor ſeiner letzten Schlacht	72
Saul und Samuel	73
Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger	75
Wohin, o Seele?	77
Belſazzars Geſicht	79
Die Sonne der Schlafloſen	82
Wär' ich wirklich ſo falſch	83
Herodes Klage um Mariamne	85
Jeruſalems Zerſtörung durch Titus	87
An den Waſſern zu Babel	89
Sanheribs Niederlage	91
Eliphas Geſicht, aus dem Hiob	93
Ueber die deutſchen Univerſitäten. Ein Geſpräch	95
Der ewige Jude. Eine Legende	161
Die arme Feier des Weihnachtfeſtes	243

Berichtigungen.

Seite 16 Zeile 6 von oben lies Genügaen ſtatt Genüge
— 193 — 1 v. o. l. eingenommen ſt. weggenommen

Poetiſche Verſuche

aus dem Jahre 1835.

Die Flüsse und das Meer.

Abendlied.

1.

Wenn die Nacht mit dunkler Hülle
Alles, was da lebt, umfängt,
Wenn das Schweigen und die Stille
Sich mit ihr vom Himmel senkt,

2.

Wenn die munteren Gesänge
Auf dem Feld und in dem Wald,
Wenn der Freud' und Arbeit Klänge
Sind verstummet und verhallt:

3.

Dann auch gönnen sich die Quellen
Und die Ströme keine Ruh',

Und ſie treiben ihre Wellen
Immerfort dem Meere zu.

4.

Lauter iſt bei Nacht ihr Tönen
Auf der vorgeſchrieb'nen Bahn,
Zeuget mächt'ger von dem Sehnen
Das ſie treibt zum Ocean.

5.

In ſich ſelber regt mit Wallen
Unaufhörlich ſich das Meer;
Kommt, ſo ruft ſein lautes Hallen,
Ström' und Quellen, zu mir her.

6.

So, wenn von der Welt Gewühle
Bei der Nacht die Seele ruht,
Strömen mächt'ger die Gefühle
Zu Dir hin, Du höchſtes Gut.

7.

Lauter iſt ihr inn'res Klingen
Wenn kein Laut das Ohr berührt,

Während zu dem Meer ſie dringen,
Wohin ſie die Gnade führt;

8.

Zu dem Meere, deſſen Wogen-
Tönen durch des Lebens Nacht,
Daß wir werden fortgezogen
Durch der ew'gen Liebe Macht.

9.

Rauſche laut zu allen Stunden,
Meer der Liebe, meinem Sinn,
Bis ich ganz mit Dir verbunden,
Und in Dich verſunken bin.

Reiſelied.

1.

Weithin durch des Feldes Räume
Ziehen ſich die Reih'n der Bäume
Aus der großen Königsſtadt;
Die wie Strahlen aus dem Sterne
Ihre Straßen in die Ferne
Vielfach ausgeſendet hat.

2.

Immer rollen hier die Wagen,
Und die müden Roſſe jagen
Tag' und Nächte, ſonder Ruh;
Weil heran die Einen ſtürmen
Kehren Andere den Thürmen
Und der Stadt den Rücken zu.

3.

Was ſucht Jener, der entfliehet;
Was ſucht Dieſer, welcher ziehet

Mit beſtäubter Eil heran?
Immer ſind's vermeinte Güter,
Die betrogene Gemüther
Suchen auf des Lebens Bahn.

4.

Alles ungeduld'ge Regen
Auf der Weltluſt breiten Wegen
Führt nicht zu der Wünſche Ziel;
Und im Süden wie im Norden
Iſt der Fremdling nur geworden
Trügeriſcher Mächte Spiel.

5.

Sieh, mit ew'gem Ruhm bekränzet,
Winket Gottes Stadt und glänzet
In der Wahrheit hellem Schein.
Und aus jedem Punkt im Kreiſe
Führt ein ſicheres Geleiſe
Zu den Gnadenthoren ein.

6.

Dort iſt ew'ge Frühlingsmilde,
Und das blühende Gefilde

Wird von Segen ſtets bethaut.
Wahrer Schönheit reiche Fülle
Wird dort ohne Bild und Hülle
Mit Entzücken angeſchaut.

7.

Dort ſind tiefe Freudenſchauer,
Heilig, rein, von ew'ger Dauer,
Schätze, die man nicht verliert;
Und nie von dem Haupt genommen
Wird die Krone, die dem Frommen
Die verklärte Stirne ziert.

8.

Ach! mein Leben währt ſchon lange,
Und ich hab' auf meinem Gange
Viel der Schritte ſchon gethan;
Doch von dieſen vielen Schritten
Führten zu den ew'gen Hütten
Wohl die wenigſten hinan!

9.

Alles Eitlen bin ich müde;
Nach dir ſeufz' ich, wahrer Friede,

Den die Welt uns nicht gewährt.
Diesem heil'gen Ziel des Strebens
Sey fortan der Rest des Lebens
Und der Reise zugekehrt.

10.

Du, der Frieden uns verkündet,
Seine Wohnung fest gegründet,
Und sie uns eröffnet hat:
Herr und Heiland, gib auch heute
Mir dem Pilger Dein Geleite
Auf dem Weg zur Gottesstadt.

Das verborgene Thal.

1.

Einſt hat mich auf ſeinen Schwingen der Geiſt
In ein Thal voller Anmuth geführet,
Das keine Zunge genugſam preiſt,
Das herrlich von Gott ward gezieret;
Doch hat, ſeit der Schöpfung Morgen gegraut,
Es noch kein menſchliches Auge geſchaut.

2.

Denn Felſen thürmen ſich rings in die Luft,
Die jeglichen Zugang verſagen.
Nur zuweilen wird lieblicher Blüthenduft
Weit hinaus in die Länder getragen,
Den der Weſtwind begierig in ſich ſog,
Wenn er leiſeren Fluges das Thal durchzog.

3.

Von der Höhe der Felſen mit tönendem Schall
Senkt ein Strom in das Thal ſich hernieder.

Der Adler umkreiſet den Waſſerfall,
Er dehnet ſein mächt'ges Gefieder;
Er ruhet und ſchwebet und badet mit Luſt
In dem Thaue des fallenden Waſſers die Bruſt.

4.

Und benetzt von des Waſſers erfriſchendem Thau
Stehn dort in buntem Gedränge,
Die Blumen weiß, golden, und purpurn und blau,
Sie verblühn, und erneun ſich in Menge,
Sie blühn und verblühen und werden erneut,
Und haben doch Keinem die Augen erfreut.

5.

So blühet, ſo duftet, ſo rauſchet, ſo klingt
Die Andacht in gläubigen Seelen.
Und wenn auch kein menſchlicher Blick ſie durch-
dringt,
Wenn ſie gern ihre Schönheit verhehlen:
Allſehend dringt, wie der Sonnenſtrahl,
Doch das Auge des Herrn in das duftende Thal!

Mein Vater.

1.

Wie so freundlich in der Felder Mitten
Wo der Frühling Blüthenkränze webt,
Dieſes Dorf mit den beſcheid'nen Hütten
Und dem alten Thurme ſich erhebt!

2.

Sonntag iſt es, und vom Thurme klingen
Töne durch des Morgenhimmels Blau,
Die weit über Berg' und Thäler dringen,
Und erſterben auf der fernen Au.

3.

Sonſt, wenn dieſe Glockentöne klangen,
Trat auch Er aus ſeines Hauſes Thür,
Zu dem Gotteshaus kam er gegangen,
Weiße Locken ſeines Hauptes Zier.

4.

Predigte, von heil'ger Gluth entflammet,
Herz und Augen frommer Rührung voll,
Gottes Wort, das von dem Himmel stammet,
Und das rein aus seinem Munde quoll.

5.

Jetzt auch ist versammelt die Gemeine,
Jetzt auch tönt zur Orgel der Gesang,
Doch in dieses Morgens hellem Scheine,
Wandelt Er nicht den gewohnten Gang.

6.

Um das Wort zu lehren, um zu beten,
Tritt die andachtsvolle Schaar ihn nicht,
Auf die Kanzel, vor den Altar treten,
Mit dem würdevollen Angesicht.

7.

Längst ist ihren Ohren schon verklungen
Seiner Stimme seelenvoller Laut,
Der in ihre Herzen sonst gedrungen
Und sie mild getröstet und erbaut.

8.

Wenn die Glockentöne ſich verbreiten,
Säuſelnd durch die reine Morgenluft,
So verklingt jetzt wehmuthsvoll das Läuten
Ueber ſeiner moosbedeckten Gruft.

9.

Wohl ihm, denn er wohnt im ew'gen Lichte,
Welches nie in Dunkel untergeht,
Und vor ſeines Heilands Angeſichte
Denkt er ſeiner Kinder im Gebet.

Die Hoffnung.

1.

Die Hoffnung iſt trüglich, und was ſie verſpricht
Das pfleget ſie nimmer zu halten;
Es reifen zu köſtlichen Früchten nicht
Die Blüthen, die ſchön ſich entfalten.
So ſpricht man — doch was ich im Leben erprobt
Das hat mich anders belehret,
Und mehr als die Hoffnung mir angelobt
Hat gnädig der Herr mir gewähret.

2.

Auf Irdiſches war mein Sinn gelenkt,
Und Heiliges hab' ich gefunden.
Statt des Eitlen ward mir das Ew'ge geſchenkt,
Das trotzet dem Fluge der Stunden.
Ich ſuchte den Ruhm, den die Welt verleiht,
Und der bald in Schmach ſich verdunkelt;

Und ich fand die himmliſche Herrlichkeit
Die jetzt und immerdar funkelt.

3.

Ich ſuchte das Glück, das Freundſchaft gibt
Wenn ſich zwei Herzen verbinden;
Und konnte doch, ward' ich auch redlich geliebt,
Ein volles Genügen nicht finden.
Und der Herr, der jegliches Sehnen ſtillt,
Der, iſt auch Alles zerronnen,
Noch bleibet mein Lohn, mein Helfer und Schild,
Den hab' ich zum Freunde gewonnen.

4.

Ich habe nicht ihn, Er hat mich gewählt,
Eh' ich war, hat Er mich erkoren,
Er hat mich auch dann zu den Seinen gezählt,
Wenn es ſchien, ich ſey ihm verloren.
Ich verſchmähte die Gaben aus ſeiner Hand,
Doch ſo lang' hat er in mich gedrungen,
Soviel göttliche Treu hat er auf mich gewandt,
Daß er meine Härte bezwungen.

5.

Wenn die Welt den ihr dienenden Sclaven verheißt
Des Lebens edelste Güter,
So täuschet doch oft nur der Lügengeist.
Das eitle Vertrauen der Gemüther.
Doch von wahrem Glück, von Gut und Ehr'
Und von Allem, was schmücket das Leben,
Hat mir der Herr, der barmherzige, mehr
Als ich dachte und hoffte, gegeben.

6.

Und wenn hinab einst der Schleier sinkt,
Der das Unsichtbare verhüllet,
Wenn der Herr von seinem Throne mir winkt,
Und ganz sich sein Rathschluß erfüllet:
O Herr, werd' ich sprechen, ein glänzendes Theil
Verhieß Dein Mund zwar den Frommen;
Allein Deines Himmels unendliches Heil
Ist in Keines Herz noch gekommen!

Der Frühling.

1.

Wo feiert der Frühling sein ewiges Fest,
Wo ist seine Wohnung gegründet?
Ich seh' einen Lenz nur, der bald uns verläßt,
Der schnell erscheinet und schwindet.
Nur Winterfrost find' ich, und Sonnenbrand,
Doch der Frühling selber hat keinen Bestand.

2.

Im Frühling träumet die Erde so süß
Von früheren, besseren Zeiten;
Sie träumet zurück sich in's Paradies,
Wo sie keine Frevel entweihten.
Doch bald sticht die Sonne, der Sturmwind heult,
Und der Erde liebliches Traumbild enteilt.

3.

Doch ist dies kein wesenlos täuschender Traum,
Denn es gibt einen Frühling, der dauert:

Er blüht in des Himmels seligem Raum,
Von keinem Froste durchschauert.
Er ließ, entflohen dem äußeren Blick,
In gläubigen Seelen ein Abbild zurück.

4.

Da strahlet ein liebliches Sonnenlicht,
Und die schönsten Blumen gedeihen;
Die Frucht fehlt neben den Blüthen nicht,
Die sich an den Zweigen erneuen.
Und das Weben des Geistes mit Harfenklang
Fährt tönend den blühenden Garten entlang.

Adam und Eva.

I.

Als Gottes Sohn, in heil'ger Lieb' entglommen,
Am Kreuze ſtarb, ſie uns zu offenbaren,
War er umgeben von der Engel Schaaren,
Und von der Vorwelt längſt verklärten Frommen.

Und Er, deß Leib aus Erde ward genommen,
Der des Geſetzes Strenge hat erfahren,
Weil er nicht rein ſich wußte zu bewahren,
Wie er aus ſeines Schöpfers Hand gekommen,

Er ſprach: Es iſt der Baum des Paradieſes,
Der Gutes mich und Böſes kennen lehrte,
Ein Schatten nur von dieſem Kreuz geweſen.

Denn Gutes auch und Böſes lehrt mich dieſes,
Wie groß die Liebe, die ſich hier verklärte,
Wie groß die Sünde, kann ich an ihm leſen!

II.

Und Jene die, durch Schlangenlist berücket,
Die erste aller Sünden hat begangen,
Aus welcher Tod und ew'ge Pein entsprangen,
Sie sprach mit Thränen, aber doch entzücket:

Auch jenen Baum, der ganz das Herz beglücket,
An welchem ewig frische Blätter prangen,
In deren Grün die gold'nen Früchte hangen,
Des Lebens Baum — hab' ich im Kreuz erblicket.

Denn neue Unschuld, Heil und ew'ges Leben,
Schöpft hier die Menschheit aus des Heilands Wunden,
Und sie ersteht im neuen Jugendreize.

Der Baum, der uns Erkenntniß hat gegeben,
Ist mit dem Lebensbaum vereint gefunden:
Das ganze Paradies blüht aus dem Kreuze.

An den Erlöser.

Die Bilder, die im Innern ſich entfalten,
Die vielfach mit einander ſich verweben,
Sie ſind ein Abdruck nur vom äußern Leben,
Und von der Welt vergänglichen Geſtalten.

Oft herrſchen ſie als zwingende Gewalten,
Die uns mit Angſt erfüllen und mit Beben,
Und die auf unſern Wink nicht mehr entſchweben,
In ſtarrer Nähe vor uns feſtgehalten.

O möchte dies Getümmel doch mir ſchwinden!
O daß Ein Bild der andern Schwarm vertriebe,
Und mich vor ihnen ließe Ruhe finden!

Und daß, die ganze Seele mir mit Liebe
In ihren tiefſten Tiefen zu entzünden,
Dein Bild, o Jeſu, einzig in mir bliebe!

Frage und Antwort.

Das Höchſte, das der Menſchen Weisheit lehret,
Haſt du begierig in Dich eingeſogen;
Und auf des Lebens vielbewegten Wogen
Haſt du in jeder Tugend Dich bewähret.

Der Menge Beifall hat Dich laut geehret,
Der Erde Großen waren Dir gewogen;
Und was er ſtrenge Vielen hat entzogen,
Das hat der Himmel reichlich Dir gewähret.

Drum wolleſt du mir treulich Auskunft geben,
Und aller Güter höchſtes mir verkünden,
Das Du gewannſt in Deinen beſten Stunden.

„Das Höchſte, das mir ward in meinem Leben,
„Iſt, daß ich Buße that für meine Sünden,
„Und Heilung fand in Jeſu Chriſti Wunden.“

Mozart's Requiem.

Die Seele die, aus irdiſchem Gedränge
Schon aufwärts ſchwebet zu des Himmels Hallen,
Wird von der Furcht noch einmal überfallen,
Und richtet ſich nach des Geſetzes Strenge.

Verwirrt hört ſie die ewigen Geſänge,
Die donnernd ihr, wie Meeresbrauſen, ſchallen,
Sie wagt nicht mit den Seligen zu wallen,
Und fliehet ihre glanzerfüllte Menge.

Die Strahlen, die aus Gottes Throne dringen,
Sind ihr wie Blitze, die ſie faſt vernichten,
Die ihr Gerechtigkeit und Pein verkünden.

Da hört ſie es durch alle Himmel klingen:
Getroſt, o Menſch, es wird ein Menſch Dich richten,
Der ſterbend ſelbſt gebüßt für Deine Sünden.

Poetiſche Verſuche

aus früheren Jahren.

Demosthenes.

1808.

Wie ein mächtiger Strom, von Regengüssen geſchwellet,
Sich in dem wehrenden Damm erſt nur den ſchmaleren Bruch
Oeffnet, aber ſogleich der Fluthen ſtrömende Fülle
Und der Wellen Gebraus raſch in das zitternde Thal
Unaufhaltſam gießt, daß der Menſchen Wohnungen alle
Siegreich der wogende Strom decket und rings überſchwemmt:
So, Demoſthenes, Du, mit unergründlichem Tiefſinn,
Leis' und ſchonend zuerſt, dann mit gewaltiger Kraft,

Lenkſt Du der Menſchen Herz, und es drängt in die innerſten Tiefen
Sich der Rede Strom, welcher den Lippen entbrauſt.
Jeder gehorcht Dir, und meint, nur dem eigenen Willen zu folgen;
Jeder glaubet ſich frei, wenn Du gewaltig ihn zwingſt.
Frei auch iſt er! Du haſt im Gemüth nur den eig'nen Entſchluß ihm
Ausgebildet, es folgt Jeder dem inneren Gott.
Viele Mächtige gibt's. Sie führen das Volk durch der Arme
Kraft, durch das ſchneidende Schwert, ſtumm, das unwillige, fort;
Aber ſie herrſchen nicht, denn der Leib zwar folget gebunden,
Weil ſich der ſträubende Geiſt gegen den Führer empört.
Du regierteſt den Geiſt durch des Geiſtes Kraft, und ein Jeder
Hat dein beredtes Wort gern und freiwillig erfüllt. —

Unbeachtet verfloß ihm die einsam strebende Jugend,
Wo er euch schüchtern betrat, Gärten der Akademie,
Horchend Platons Wort, und oft den kühlenden Schatten
An des Ilissus Rand still und verborgen genoß.
Doch aus behaglichem Schatten und aus philosophischer Ruhe
Trieb ihn das strebende Herz und die gewaltige Kraft
In der Ekklesie Brausen hinein, in den Kampf der Gerichte,
In des Hasses Gebrüll, nur mit der Rede bewehrt.
Also hat er gestanden, und hat gesprochen; es lenkte
Seines Wortes Gewalt aller Athener Gemüth.
Und er hat herrlich bezeugt im Leben, im Reden und Handeln,
Daß der beredteste Mann auch der vortrefflichste sey.

Cäſar.

1809.

Quaestori ulterior Hispania obvenit: ubi cum mandatu praetoris, jure dicundo, conventus circumiret, Gadesque venisset, animadversa, apud Herculis templum, Magni Alexandri imagine, ingemuit: et, quasi pertaesus ignaviam suam, quod nihil dum a se memorabile actum esset, in aetate, qua jam Alexander orbem terrarum subegisset, missionem continuo efflagitavit, ad captandas quam primum majorum rerum occasiones in urbe.

Sueton. Julius. Cap. 7.

1.

Cäſar, warum magſt Du weilen
In der Seele tief bewegt,
Hier, wo an Alcides Säulen
Die erzürnte Woge ſchlägt?
Warum ſchaun in dieſer Wildniß
Deine Blicke nur das Bildniß
Von Philippus großem Sohn?
In Gedanken tief verſunken
Sprühen Deine Augen Funken
Und es bebt der Stimme Ton:

2.

Alſo bis zum Abendmeere,
Zu der Sonnen Untergang,
Zollt man ihm Heroen-Ehre,
Der den Orient bezwang!
Durch des Herzens kühnes Wagen,
Fand in ſeinen Jünglings Tagen,
Er des ew'gen Ruhmes Lohn;
Und auf des Darius Sitze
Spielte mit des Vaters Blitze
Jovis jugendlicher Sohn.

3.

Iſt nicht jener Himmelsfunken,
Der entzündet ſeinen Muth,
Auch in meine Bruſt geſunken?
Stamm' ich nicht aus Götterblut?
Waren ihm, als er geendet,
Mehr der Jahre denn geſpendet
Als die Parze ſchon mir ſpann?
Aber was hab' ich erſtrebet?

Da er ſchon genug gelebet
Fing ich nicht zu leben an.

4.

Jahre, ſo die Gunſt der Horen,
Mir zu beſſerm Zweck verliehn,
Denk' ich, wie ich euch verloren,
Muß ich tief vor Scham erglühn.
Nichts hab' ich erbaut, erſchaffen,
Mit dem Geiſt und mit den Waffen,
Nichts zertrümmert und zerſtört;
Und mit nichtig eitlen Siegen
Konnte ſich dies Herz begnügen,
Das doch eine Welt begehrt.

5.

O! nie ſtillet ſich ſein Toben,
Ehe nicht mein Arm die Welt
Aus den Angeln ausgehoben
Und verwandelt hingeſtellt.
Alles ſoll mein Muth erreichen,
Was mich hindert ſoll entweichen,

Was ich will, das ſoll geſchehn;
Wo auf Erden Menſchen wandeln
Soll ihr Streben und ihr Handeln,
Sich um meinen Willen drehn.

6.

In Hiſpaniens Regionen
Tritt ein Bild vor meinen Sinn:
Du mit deinen tauſend Kronen
Biſt es, Städte Königin.
Es erſcheint mir wo Najaden
Sich in Tajo's Strome baden,
Der auf gold'nem Sande quillt;
Und ich muß mit Geiſtesblicken
Voll Verlangen und Entzücken
Immer ſchauen auf dies Bild.

7.

Roma, deines Lebens Wogen,
Wälzen in dem alten Bett,
Von Gewohnheit fortgezogen,
Sich in ſtiller Majeſtät.

Freude tönt in deinen Hallen,
Wenn ein Feind in Staub gefallen,
Wenn der Triumphator naht;
Und das Loos der Nationen
Die das Erdenrund bewohnen,
Wägt gebietend der Senat.

8.

Alſo ſtrömet der Quiriten
Großes Leben ruhig fort:
Und ich kann ihm nicht gebieten,
Und es horcht nicht auf mein Wort!
Laß ich meine Stimm' erſchallen,
Iſt es nur ein eitles Lallen
Das gebebet in der Luft;
Und leicht füllte ſich die Leere
Wenn zum bleichen Schattenheere,
Mich des Schickſals Stimme ruft.

9.

Hör' es, Spaniens Gefilde,
Meer, das brauſender ſich hebt,

Hör' es, Held, bei deſſen Bilde
Meine Heldenbruſt erbebt:
Zu noch unerhörten Siegen
Auf des Ruhmes Bahn zu fliegen
Schwöret Cäſar, bis er fällt,
Oder bis zu ſeinen Füßen
Ihn als Herrſcher zu begrüßen
Sinkt die Königin der Welt.

10.

Dann ſoll ſich ein Werk geſtalten,
Welches Trotz dem Schickſal beut;
Nicht zerfallen, noch veralten
Soll es in dem Strom der Zeit.
Meines Herrſcherſinns Gepräge
Führt auf ſeinem langen Wege
Er zur fernſten Zukunft hin;
Und mir ſagt mein Geiſt: ich werde
Herrſchen noch auf dieſer Erde,
Wenn ich längſt entſchwunden bin.

Preuſze und Franke.

1813.

Preuße.

1.

Schön war unſer Tod im Schlachtgewühle,
Schöner fängt ein neues Leben an;
Komm' mit mir, mein himmliſcher Geſpiele,
Laß uns wandeln dieſe Sternenbahn.
Sprich, wo fochteſt Du in dieſem Streite?
Denn Dein Antlitz iſt mir unbekannt.
Standeſt Du auf unſ'rer deutſchen Seite,
Oder ſandte Dich des Feindes Land?

Franke.

2.

Dort, wo unter Hügeln voller Reben,
Silbern rollet der Durance Fluth,
Dort erwacht' ich zu dem frohen Leben,
Und auf deutſchem Boden floß mein Blut!

Dort ſind meine Eltern, meine Lieben,
Dort der Acker, den ich gern gebaut;
Doch Tyrannenmacht hat mich getrieben
Aus der Heimath, von der ſüßen Braut.

3.

Unmuthsvoll ergriff ich Wehr und Waffen,
Hüllte mich in kriegeriſche Zier,
Ging ein Sclave unter tauſend Sclaven,
Feſten Muths, doch ohne Kampfbegier.
Denn wir kennen nicht das Heldenfeuer,
Von Begeiſt'rung herrlich angefacht;
Mit Gewalt treibt uns ein Ungeheuer,
Und wir folgen ſeiner finſt'ren Macht.

4.

Unſer Geiſt, im Irdiſchen begraben,
Schauet nie der Wahrheit Himmelslicht;
Selbſt die Kirche ſpendet ihrer Gaben
Reichen Segen Frankreichs Kriegern nicht.
Keine Stimme tönt in unſern Heeren
Die das Herz von Sündenlaſt befreit.
Nimmer wird an heiligen Altären
Uns das hohe Sacrament geweiht.

5.

Gehn wir muthig gleich im Schlachtgetümmel
Der Gefahr entgegen, die uns droht,
Iſt doch unſerm Herzen fern der Himmel,
Iſt doch trüb', unſelig unſer Tod.
Gladiatoren ſind wir, ſtumm ergeben
Einer eiſernen Nothwendigkeit;
Chriſten nicht, die froh der Erd' entſchweben,
Wenn der Todesengel es gebeut.

6.

Bitter, unfreiwillig war mein Scheiden,
Als ich meine dunkle Hülle ließ,
Von der Liebe, von der Ehre Freuden,
Die mir trügeriſch die Welt verhieß.
Selbſt, indem der Geiſt ſich aufwärts ſchwinget
Fühlt er noch, daß ihn die Erde hält;
Und er weiß nicht, da er ſchmerzlich ringet,
Ob er ſich erhebet, oder fällt.

Preuße.

7.

Er erhebt ſich — gehn zur Himmelswohnung
Glaube nur und Hoffnung ihm voran;

Glaube, daß ſtatt Strafen er Belohnung,
Statt der Schmerzen, Freuden hoffen kann.
Meine Blicke ſehn den Himmel offen,
Froh erheb' ich mich mit kühnem Schwung,
Und mir iſt bei meinem frommen Hoffen,
Süßes Labſal die Erinnerung.

8.

Ja, zu euch, des Vaterlandes Fluren,
Senkt aus dieſen Höhen ſich mein Blick,
Und er ſchaut, in immer theuren Spuren,
Meiner Jugend unſchuldvolles Glück.
Schöner doch beginnt in dieſen Sphären,
Herrlicher des Lebens neuer Lauf;
Und bald führt, mit mir ſie zu verklären,
Alle meine Theuren Gott herauf.

9.

Nicht betrogen hat Dich Dein Vertrauen
König, an dem Tage der Gefahr;
Kaum erſcholl Dein Ruf durch Preußens Auen,
Stand gewaffnet Deiner Söhne Schaar.
Schnell verſchwunden, ſo wie nicht'ge Schäume,
Vor dem neuen, herrlichen Beruf,

Waren alle jugendlichen Träume,
Die ein glückverlangend Herz ſich ſchuf.

10.

Bei dem Scheiden floſſen keine Zähren,
Wie ſie Schmerz und bange Trauer kennt:
Thränen wohl, wie ſie den Blick verklären,
Wenn die Andacht in dem Herzen brennt.
Von der Ehre blutbeſprützten Wegen,
Mahnte nicht den Sohn die Mutter ab;
Und der Vater, gab er ſeinen Segen,
Fühlte, daß er ihn bewundernd gab.

11.

Frohen Muthes wogten unſ're Züge
Nun das grüne Frühlingsfeld entlang:
Während zum Gefecht, zum Kampf, zum Siege
Lockend, rufend unſer Horn erklang.
Aber kam die abendliche Stille,
Und wir ſtanden einſam auf der Wacht,
Und es traten aus der nächt'gen Hülle
Mond und Sterne vor in ihrer Pracht:

12.

Dann erhob ſich unſer Auge dreiſter
In die unſichtbare Welt zu ſchau'n,
In das ewig nahe Reich der Geiſter,
In die lichtumkränzten, ſel'gen Au'n.
Da entflohen alle Erdenſorgen,
Vor des Glaubens hoher Freudigkeit:
„Herr, du rufeſt heut nun oder morgen,
Immer ſind zu folgen wir bereit.“

13.

Auf dem Feld erheben ſich Altäre,
Und das Lager wird zum Heiligthum.
Tiefe Demuth vor dem Gott der Heere
Krönet unſ'res Königs Heldenruhm.
Mit dem Ew'gen ſchließt die tapf're Menge
Froh des Sacramentes feſten Bund,
Und der Kirche heilige Geſänge
Klingen ſchöner aus der Krieger Mund.

14.

Donner der Kanonen gab das Zeichen
Zu der erſten, lang' erſehnten Schlacht.

Durch des Feindes Reihen, über Leichen
Ward von den Gefährten Bahn gemacht.
Plötzlich schlägt ein Blei mir Todeswunden,
Daß der Leib zur Erde niedersinkt,
Weil der Geist, vom Irdischen entbunden,
Leichten Fluges sich zum Himmel schwingt.

15.

Dort liegst Du mit Tausenden vereinet,
Bleiche Hülle auf dem Todesfeld;
Du, auf welche keine Schwester weinet,
Keines grauen Vaters Thräne fällt.
Doch der Himmel hüllet sich in Trauer,
Träufelt auf Dich Thränen milden Thau's,
Und er wäscht durch seine Regenschauer
Deine offnen Todeswunden aus.

16.

Nicht in eine abgeschied'ne Stätte,
Die im Mutterboden Dich empfängt,
Nur in ein gemeinsam weites Bette,
Wirst mit vielen Tapfern Du gesenkt.

Doch Dir folget durch der Schöpfung Kreiſe
Gottes Auge, das im Dunklen ſpäht,
Und erneuen, wunderbarer Weiſe,
Wird er Dich, wann alles Fleiſch erſteht.

17.

Doch neues Licht wogt durch des Himmels Räume,
Wie tauſend Regenbogen ſtrahlt der Glanz,
Schon winken uns des Paradieſes Bäume,
Und auf mein Haupt ſenkt ſich ein Palmenkranz.
Erfüllt ſind meine kindlich frommen Träume,
Des Himmels Seligkeit empfind' ich ganz,
Auf neue Wonne folgt ein neu Entzücken:
Der mich erlöſet, zeigt ſich meinen Blicken.

18.

Ihn ſeh ich, der auf irdiſchem Gefilde,
Als Gott und Menſch gewandelt und gelehrt,
Wie ihn mein Geiſt, im ſelbſt geſchaff'nen Bilde
Von früher Kindheit andachtsvoll verehrt.
Zu Gottes Rechten thront des Sohnes Milde,
Von ſeines Vaters Majeſtät verklärt.
An ihn hab' ich im harten Kampf geglaubet,
Er gibt die Freude mir, die Niemand raubet.

19.

Ihr ſchwinget um mich purpurrothe Fahnen,
Ihr, die der Herr zu Streitern ſich erkor,
Die muthig kämpfend auf des Glaubens Bahnen,
Wie ich gelangtet zu des Himmels Thor.
Ihr Märtyrer, ihr meine geiſt'gen Ahnen,
Mit Freudenruf grüßt ihr mein ſtaunend Ohr.
In eure Schaaren bin ich aufgenommen,
Und lebe mit den Tapfern und den Frommen.

Franke.

20.

Der Zukunft Dunkel ſchwindet meinen Blicken,
Der Völker Schickſal iſt dem Aug' entrollt:
Die Preußen gehn aus ſchweren Mißgeſchicken
Hervor, geläutert, wie ein reines Gold.
Der Freiheit Segen wird ſie ſchön beglücken,
Der Freiheit, die ihr feſter Sinn gewollt.
Gott ſelber hat für Deutſchland ſich entſchieden,
Es kämpft, es ſiegt, und gibt der Welt den Frieden!

Theodor Körner.

1814.

Verſtummt iſt Deine kriegeriſche Leier;
In ſeiner Scheide ruht Dein tapf'res Schwert;
Doch ſchau' herab, Du Vaterlandsbefreier:
Befreit iſt Deutſchland, wie Dein Wunſch begehrt.

Triumphgeſang ſey Deine Todtenfeier!
Und dieſe Gluthen, die Dein Herz verzehrt,
Sie rollen fort, ein Strom von lichtem Feuer,
In Deinem Liede, welches ewig währt.

Und, tritt aus ſeiner Phantaſie Bezirken
Hinaus den Dichter in's lebend'ge Wirken,
Sie lehrt Dein Beiſpiel der ungläub'gen Welt:

Wer mit Begeiſt'rung ſchlug die gold'nen Saiten,
Kann muthig auch den Kampf des Lebens ſtreiten;
Ein wahrer Dichter iſt ein wahrer Held.

Die Pfaueninsel.

1.

Wer Dich, o König, niemals auch gesehen,
Wem niemals freundlich Du genaht,
Der müßte doch Dich und Dein Herz verstehen,
Wenn er nur diesen Strand betrat.

2.

Denn hier verlebst Du ländlich frohe Stunden,
Fern vom Gepränge Deiner Macht.
Hier blieb allein, da aller Glanz verschwunden,
Der Palmen und der Rosen Pracht.

3.

Hier blühn die schönsten, seligsten der Freuden
In Deiner Kinder Kreise Dir!
Du darfst um sie den Bürger nicht beneiden.
Dein häuslich Glück beneiden wir.

4.

Hier war es, hier, im Schatten dieſer Bäume,
Wo heimgekehrt zum Vaterland,
Die ält'ſte Tochter ihrer Kindheit Träume
Und frohe Spiele wiederfand.

5.

Und Sie, die in dem himmliſchen Gefilde
Längſt weilet, ſelig und verklärt,
Umgibt Euch hier mit ihrem holden Bilde,
Das Eure fromme Sehnſucht nährt.

6.

O wenn Du ſchauſt auf dieſen Waſſerſpiegel,
Der manches heitre Segel trägt,
Und auf dies Ufer, wo ein bunt Geflügel
Sich in der Bäume Schatten regt:

7.

Gedenkſt Du wohl, im ländlich frohen Sitze,
Daß einſt, in ſturmbewegter Welt,
Du ſtandeſt unter donnerndem Geſchütze,
O König, auf des Kampfes Feld?

8.

Denkſt Du, wie in verhängnißvollen Tagen,
Dein Herz ſo feſt und unbewegt,
Der Königsſorge ſchwere Laſt getragen,
Wie es jetzt Ruhm und Glück erträgt.

9.

Wie Du bei Kulm den Kriegeslauf gewendet,
Wofür Europa laut Dich pries,
Und wie Du Deine Siegerbahn vollendet,
In den Gefilden von Paris?

10.

Du denkſt es wohl, um Gott dafür zu preiſen,
Nicht um Dich Deines Werths zu freun.
Was Du nicht thuſt, ſoll Dir Dein Volk erweiſen,
Dein Lob ſoll unſ're Freude ſeyn.

11.

Ja, wenn ſich hier der Bäume Wipfel regen,
Vom linden Abendhauch durchweht,
So ſage Dir, daß Dir des Himmels Segen
Von tauſend Herzen wird erfleht.

Der See im Walde.

1.

Wie der See, vom Wald umgeben,
Gleich gedieg'nem Silber glänzt;
Wie sich Hügel rings erheben,
Die ein hoher Eichwald kränzt!
Wie in seinen feuchten Spiegeln
Mit den Wäldern und den Hügeln
Der entwölkte Himmel ruht;
Und sich an des Ufers Kieseln
Brechen mit gelindem Rieseln
Wellen der durchsicht'gen Fluth!

2.

Wie ist hier in Waldes Mitten
Dieser stille Ort versteckt,
Unbesucht von Menschentritten
Und von keinem Aug' entdeckt!
Einsam ruht er und verborgen,
Wenn mit rothem Strahl der Morgen

Dieſer Eichen Wipfel grüßt:
Und kein Aug' hat ihn geſehen,
Wenn der Abend dieſe Höhen
In die Schattenarme ſchließt.

3.

Dieſes Gras iſt nicht gebogen
Von des irren Wandrers Gang.
Kommt ein ferner Ton geflogen,
So verhallet hier der Klang.
Was auf dieſen Wieſen ſchwirret,
Iſt die Biene, die verirret,
Ihren Heimathsweg verlor;
Und was im Gebüſche rauſchet
Iſt ein Reh nur, welches lauſchet
Aus der Waldesnacht hervor.

4.

Doch die einſam wilden Hügel
Und die Waldesnacht durchweht
Gottes Geiſt mit lindem Flügel
Und in ſtiller Majeſtät.
Alles bleibt von ihm durchdrungen

Was zu Anfang iſt entſprungen
Seinem ſchöpferiſchen Ruf;
Und was keine Blicke ſpähen
Das durchſchaut er ungeſehen,
So wie er's allmächtig ſchuf.

5.

An des Raumes fernſter Grenze,
Der nicht Maaß noch Zahl entſpricht,
Blickt er auf die Sternenkränze,
Die er ſich zur Ehre flicht.
In der Erde tiefem Dunkel
Schaut er des Rubins Gefunkel,
Hört er, wie der Abgrund klingt;
Und auf nie betret'nen Fluren
Folgt er allen Kreaturen,
Wenn die Wüſte ſie verſchlingt.

6.

Und ein hohes Selbſtgefallen
Wohnet in dem ew'gen Geiſt,
Wenn auch keines Weſens Lallen
Seinen Schöpfer dankend preiſt.

Auf der Weisheit ew'ger Wage
Wägt er Alles, wie am Tage,
Wo vom Schaffen er geruht:
Und der Heilige, der Weise,
Wiederholt sich selbst zum Preise:
Alles was ich schuf, ist gut.

Hebräiſche Geſänge.

Aus dem Engliſchen

des Lord Byron.

Sie geht in Schönheit.

1.

Sie geht in Schönheit, und entzücket,
Wie Nachts ein heit'res Sternenlicht.
Der Schatten und das Helle schmücket
Vereint ihr Aug' und Angesicht,
Woraus ein milder Schimmer blicket,
Der dem prunkvollen Tag' gebricht.

2.

Nichts darf vom Licht, vom Schatten schwinden,
Dahin würd' auch die Anmuth seyn,
Die webt in ihres Haars Gewinden,
Die leuchtet in der Stirne Schein,
Wo die Gedanken sanft verkünden,
Es sey ihr Wohnsitz hold und rein.

3.

Der milde Reiz, der ihr beſchieden,
Das Lächeln, das ihm Anmuth gibt,
Es ſpricht von ihrer Seele Frieden,
Von guten Thaten, ſtill geübt,
Von Eintracht mit der Welt hienieden,
Es ſagt, daß ſie unſchuldig liebt.

David's Harfe.

1.

O Harfe, die des Gottgeliebten Hand,
Des königlichen Sängers, hat geschlagen,
Die, was die Andacht Innigstes empfand,
Auf den geweihten Tönen hat getragen:
Wie müssen jetzt wir um dein Schweigen klagen!
Es ward Gemüthern, die von Erz,
Durch dich des Höchsten Wille werth und theuer:
Es war kein Ohr so stumpf, so roh kein Herz,
Das nicht empfand, nicht glüht' von heil'gem Feuer:
Und Davids größte Macht war seine Leier!

2.

Es feierte den Ewigen ihr Klang;
Ihr Ton war seiner großen Werke Spiegel;
Es horchten froh die Thäler dem Gesang,
Die Zedern ließ er hüpfen und die Hügel,
Und drang zu Gott auf der Begeist'rung Flügel.

Verklungen iſt er jedem Ohr,
Von Andacht nur und Liebe noch vernommen.
Für dieſe bricht ihr hoher Geiſt hervor,
In Tönen, Träumen, die vom Himmel kommen,
Und die kein Tageslicht entführt dem Herz der Frommen.

Die höh're Welt.

1.

O höh're Welt, wird auch in Dir
Sich treue Liebe treu bewähren:
Liebt ſie ſo innig dort wie hier,
Mit gleicher Gluth, doch ohne Zähren:
Gegrüßt dann, unbetret'ne Sphären,
Willkommen, jetzt ſchon, Sterbenszeit,
Wo, fern vom Leid, wir uns verklären
In deinem Glanz, o Ewigkeit!

2.

Es muß ſo ſeyn, und es iſt gut,
Daß wir an jenem Strande beben,
Wo vor uns rollt die Todesfluth,
Und noch am flieh'nden Daſeyn kleben.
O denket doch an jenes Leben
Das unſer Herz uns wiedergibt,
Um dort in ew'ger Luſt zu ſchweben
Vereint mit dem, was wir geliebt!

Die wilde Gazelle.

1.

Gazelle, die so wild und schnell
Auf Juda's Bergen springt,
Und aus lebend'gem Sprudelquell
Auf heil'gem Boden trinkt,
Wie du so luftig schwebst und kühn,
Kann wohl dein Aug' vor Freude glühn.

2.

Ach and'rer Füße leichten Tanz
Auf den geliebten Höh'n,
Und einen hellern Augenglanz
Hat Juda sonst gesehn;
Die Zedern stehn noch immerdar,
Doch es verschwand der Jungfrau'n Schaar.

3.

O jede Palm in Juda's Land
Ist glücklicher als wir,

Denn ſtehen bleibt ſie feſtgebannt,
Der Wüſte ſchöne Zier.
Das Mutterland verläßt ſie nie.
Wo ſie geblüht, da welket ſie.

4.

Wir ſuchen uns, des Elends Raub,
Ein Grab in fremder Welt;
Es wird zu unſ'rer Väter Staub
Nicht unſer Staub geſellt:
Zerſtörung ſitzt und grinſet Hohn
Auf Juda's umgeſtürztem Thron.

Weint um Israel.

1.

Beweint die, so geweint in Babels Land!
Judäa ist ein Traum, der Tempel schwand.
Der heil'gen Harfe Saiten sind gesprungen.
Abgötter sind auf Gottes Berg gedrungen!

2.

Und wo ist für die wunden Füße Ruh?
Und wann strömt Zion's Lied uns Freude zu?
Wann wird der Ton, bei dem sonst vor Entzücken
Das Herz uns schlug, uns noch einmal erquicken?

3.

Ihr irren Stämme, flüchtig und verbannt,
Wo gäb' es Ruhe, fern vom Vaterland?
Der Fuchs sucht sie im Bau, im Nest der Rabe,
Der Mensch im Haus — Israel nur im Grabe.

Jordan's Ufer.

1.

Auf Jordan's Ufer ſtreifen wilde Horden,
Moria iſt des Baal's Sitz geworden,
Ihm wird auf Sinai das Knie gebeugt;
O Gott, daß hier, ſelbſt hier Dein Donner ſchweigt!

2.

Hier — wo in Stein Du Flammenſchrift gegraben,
Hier — wo Dich Blitze, wie ein Kleid, umgaben,
Wo von dem Volk Dein Schatten ward geſehen —
Wer Dich ſelbſt ſchaute, müßte untergehn!

3.

O blick' herab im Blitz, Dein Donner ſchalle,
Daß aus des Siegers Hand der Speer entfalle!
Wie lange währt noch der Ungläub'gen Macht,
Wann wird Dein Dienſt, o Gott, Dir dargebracht?

Jephtha's Tochter.

1.

Soll nach des Volkes und nach Gottes Willen,
O Vater, ſich mein Schickſal jetzt erfüllen,
Hat Dein Gelübde dieſes Land befreit,
So triff den Buſen, der ſich jetzt Dir beut!

2.

Die Klag' und Trauer hat nun aufgehöret,
Von Bergeshöh'n bin ich zurückgekehret.
Führt Deine Hand, die ich geliebt, den Stahl,
So iſt auch in dem Tode keine Qual.

3.

Und glaub', o Vater, was ich Dir verkünde:
Ein reines Blut entſtrömet deinem Kinde,
Und wie dein letzter Vaterſegen rein,
Wird auch in mir das letzte Denken ſeyn.

4.

Es ziemt, wenn Salems Jungfrau'n um mich klagen,
Dem Helden und dem Richter nicht das Zagen.
Die große Schlacht gewann ich ja für Dich,
Mein Vater und mein Volk sind frei durch mich.

5.

Ist längst das Blut, das Du mir gabst, verrauchet,
Und dieser Ton, den Du geliebt, verhauchet,
So denke noch des Ruhms, den ich erwarb,
Und, o, vergiß nicht, daß ich lächelnd starb.

Todtenklage.

1.

Du in der Schönheit ſtrahlendem Schein
Entſchwund'ne, Dich drücke kein laſtender Stein!
Es ſoll'n auf Deines Hügels Grün
Des Jahres frühſte Roſen blühn,
Und ſanften Schatten die Zypreſſe ſtreun.

2.

Und bei dem Strom, der dort die Fluren tränkt,
Wird von der Trauer Deine Gruft bewacht.
In Träume, in Gedanken tief verſenkt,
Weilt ſie ſo lange, ſchreitet ſie ſo ſacht,
Als ſtörte ſie die Ruhe Deiner Nacht.

3.

„Hinweg! Vergeblich iſt der Schmerz,
Den Tod erweicht nicht Deine Qual!“

Ach, wird dadurch geheilt das Herz,
Geringer der Betrübten Zahl?
Du selbst, der dies mir zuruft — naß
Ist ja Dein Aug' und Deine Wange blaß.

Mein Geiſt iſt trüb'.

1.

Mein Geiſt iſt trüb'; den Ton der Saiten
Den jetzt mein wildes Herz erträgt,
Laß ihn in meine Ohren gleiten,
Von Deiner Finger Kunſt erregt.
Wenn einen Wunſch mein Herz gepflegt,
In dieſem Ton wird Hoffnung blühen;
Die Thräne, die das Auge hegt,
Wird fließen, ſtatt im Hirn zu glühen.

2.

Doch wild und tief mußt Du beginnen,
Mit keinem Ton, der freudig klingt.
In Thränen muß mir das zerrinnen,
Wovon das Herz mir ſonſt zerſpringt.
Denn daß es ſich zum Schweigen zwingt,
Sich nur von Kummer nährt, iſt lange:
Und jetzt, wo es ſo ſchrecklich ringt,
Jetzt bricht es, oder ſchmilzt im Klange.

Thränen und Lächeln.

1.

Ich ſah die volle Thräne glühn
In Deines Auges Blau,
Das wie ein Veilchen mir erſchien,
Benetzt mit Tropfen Thau.
Ich ſah es lächeln: da erblich
Vor ihm des Sapphirs Schein,
Des Aug's lebend'gem Strahle wich
Der glanzerfüllte Stein.

2.

Der Sonne Strahlen oft verleihn
Dem dunkeln Himmelsrand,
Noch einen tiefen, ſanften Schein,
Wenn ſie ſchon längſt entſchwand:
So ſtrahlt der glanzerfüllte Blick
Hell in des Herzens Nacht,
Und läßt ihm einen Strahl zurück,
Der freundlich darin lacht.

Dein Leben ſchließt.

1.

Dein Leben ſchließt, Dein Ruhm begann:
Dein Volk, o theurer Held,
Erzählt im Lied, was Du gethan,
Wie Du gekämpft im Feld,
Wie uns Dein Muth den Sieg gewann,
Die Freiheit hergeſtellt.

2.

Die Freiheit, die Du gabſt, entreißt
Auch Dich dem Todesloos.
Dein edles Heldenblut zerfleußt
Nicht in der Erde Schooß.
Es wall' in uns mit Deinem Geiſt,
Der ſich in uns ergoß.

3.

Dein Heldenname tön' entlang,
Als Schlachtruf, unſ're Reih'n.

Von Deinem Fall ſey der Geſang,
So Dir die Jungfrau'n weihn.
Die Klage wär' kein würd'ger Dank:
Beweint ſollſt Du nicht ſeyn.

Saul vor ſeiner letzten Schlacht.

1.

Krieger und Feldherr'n, ereilt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Nehmt nur des Königes Leiche nicht wahr,
Würget und mordet die feindliche Schaar.

2.

Du, der mir nachträgt den Bogen und Schild,
Dächten Sauls Völker auf Flucht im Gefild,
Streck mich im Augenblick todt vor Dich hin;
Mein ſey das Loos, dem ſie ſchändlich entfliehn.

3.

Fahrt wohl, ihr andern; nie ſcheid' ich von Dir,
Sohn meines Herzens, Du König nach mir.
Würdig des Scepters und Throns, ſey die Macht,
Oder der Tod, den uns bringet die Schlacht.

Saul und Samuel.

1.

Du, deren Kunſt die Todten ruft,
Laß des Propheten Geiſt mich ſehen.
„Steig', Samuel, aus Deiner Gruft!
„Du ſiehſt ihn, König, vor Dir ſtehen."

Die Erde gähnt: von Finſterniß umwallt,
Wovor das Licht entflieht, ſteht die Geſtalt.
Aus ſeinen Augen ſtarrt der Tod heraus;
Die Hand, die Adern, Moder iſt's und Graus.
Sein Fuß, wie ausgegrabenes Gebein,
Nackt, ſehnenlos, ſtrahlt einen bleichen Schein.
Der Laut von ſeinem unbewegten Mund
Heult, wie der Wind tief in der Höhlen Schlund.
Saul ſieht's und fällt, ſo wie die Eiche fällt
Auf einmal, von dem Donnerkeil zerſchellt.

2.

Warum wird mein Schlaf geſtört?
Weſſen Ruf hab' ich gehört?

Deinen, König? Blutlos, kalt,
Siehſt Du meine Geiſtgeſtalt:
Wie Du mich erblickſt mit Graun,
Biſt Du morgen ſelbſt zu ſchaun:
So biſt Du, ſo iſt Dein Sohn,
Eh' der nächſte Tag entflohn.
Leb' wohl; nur für Einen Tag,
Dann liegſt Du da, wo ich lag.
Du alsdann und Dein Geſchlecht
Seyd gefallen im Gefecht,
Und das Schwert hat Deine Hand
Gegen Deine Bruſt gewandt.
Kronlos, leblos, ſtürzt hinab
Saul, ſein Sohn, ſein Haus, in's Grab.

Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger.

1.

Es waren Ruhm und Weisheit mein,
Und Jugend und mächtiges Walten.
Ich trank aus gold'nen Bechern Wein,
Umgeben von holden Geſtalten.

Ich ſonnte mein Herz in ihrem Blick,
Und fühlte von Lieb' es erglühen.
Was der Menſch ſich wünſcht, und was ſpendet das Glück
War mir, als dem Herrſcher, verliehen.

2.

Ich laſſe die verfloßne Zeit
Am Geiſt vorüberſchweben.
Möcht' ich bei all' der Herrlichkeit
Sie noch einmal verleben?

Kein Tag, keine Stund' iſt dahingerollt
Wo ſanft mein Herz geraſtet;
Und meine Würde ſchmückte kein Gold,
Das mich nicht ſchwer belaſtet.

3.

Die grimmen Schlangen auf dem Feld,
Vermag die Kunſt zu zähmen;
Die, ſo das Herz gefangen hält,
Wie ihr den Stachel nehmen?

Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Auf Saiten, kunſtvoll geſchlagen;
Ihr Stachel brennet immerfort:
Der Geiſt, er muß es ertragen!

Wohin, o Seele?

1.

Wohin, o Seele, wirſt du eilen,
Wenn unſer Leib ſinkt in das Grab?
Du kannſt nicht ſterben, kannſt nicht weilen,
Der dunkle Staub fällt von dir ab.
Wirſt du dann körperlos dich heben,
Von Stern zu Sternen, ſtufenweis?
Wirſt du im ew'gen Raume ſchweben,
Ein ſehend Aug', das alles weiß?

2.

Entfeſſelt, ewig, nie veraltet,
Erblickt ſie, ſelber unſichtbar,
Was in der Schöpfung ſich entfaltet,
Was nun beſteht, und was einſt war;
Was aus ſchon längſt verfloßnen Jahren
Verdunkelt unſerm Geiſt entflieht,
Kann ſie mit Einem Blick gewahren,
Der, was geſchah, auf einmal ſieht.

3.

Eh' noch der Schöpfung Werk begonnen,
Dringt bis zum Chaos sie zurück:
Und zu noch ungebornen Sonnen
Erhebt sie ihren Seherblick.
Es schaut ihr Auge was wird werden,
Was schwinden in zukünft'ger Zeit:
Es löschen Sonnen, brechen Erden:
Sie ruht in eig'ner Ewigkeit.

4.

Frei ist sie, rein, denn überwunden
Hat sie Furcht, Liebe, Hoffnung, Haß.
Jahrtausende, die schon verschwunden,
Sie hatten Eines Tages Maaß.
Auch unbeschwingt, fliehn die Gedanken
Durch's All, wohin es will der Geist,
Der namenlos und sonder Schranken
Schon längst vergaß, was Sterben heißt.

Belſazzars Geſicht.

1.

Der König thront: es ſitzen
Die Großen im Gemach;
Wohl tauſend Lampen blitzen
Beim feſtlichen Gelag.
Aus goldenen Pokalen
Die ruchlos ſie entweihn —
Es ſind Jehova's Schalen! —
Fließt ihnen Greuelwein.

2.

Zu dieſer Stunde hebet
Sich plötzlich eine Hand,
Die längs der Mauer ſchwebet,
Und ſchreibet wie auf Sand.
Von keinem Arm gehalten
Stellt dieſe Hand ſich dar;
Man ſieht ſie ſeltſam walten,
Und ſchreiben wunderbar.

3.

Der König ſiehts mit Bangen,
Dahin iſt ſeine Luſt,
Blutlos ſind ſeine Wangen,
Er ſtöhnt aus tiefer Bruſt:
Laßt uns die Männer hören,
Die weiſeſten der Welt,
Die Zeichen zu erklären
Die unſ're Luſt vergällt.

4.

Geſchickt ſind die Chaldäer,
Doch ſie errathen's nicht;
Verhüllet bleibt dem Seher
Das furchtbare Geſicht.
Geübt ſind Babels Greiſe
Wohl in geheimer Lehr';
Doch hier ſind ſie nicht weiſe,
Nicht räthſelkundig mehr.

5.

Ein Jüngling hört — gefangen
Lebt er in Babels Land —

Des Königes Verlangen,
Und fand der Schrift Verſtand.
Die Lampen ſchienen helle,
Die Lettern ſtanden klar;
Er deutet's auf der Stelle:
Der Morgen zeigt es wahr.

6.

Voll ſind des Königs Tage,
Vollendet iſt ſein Reich.
Gott wog ihn auf der Wage,
Fand ihn dem Staube gleich.
Hinab von ſeinem Throne
Steigt er im Grabgewand:
Der Perſer hat die Krone,
Der Meder hat das Land.

Die Sonne der Schlaflosen.

Schlafloser Augen Sonne, zitternd Licht,
Das durch die Finsterniß der Nächte bricht,
Und das erhellte Dunkel besser zeigt,
Wie Dir Erinnerung der Freude gleicht!
So scheint auch der vergang'nen Tage Lust,
Sie scheint, allein erwärmet nicht die Brust.
Dem wachen Kummer strahlt sie wie ein Stern,
Klar — aber kalt; hell — aber ach! so fern.

Wär' ich wirklich so falsch.

1

Wär' ich wirklich so falsch, als der Irrthum es glaubt,
Was kämʼ von so fern ich, der Heimath beraubt?
Was entsagt' ich dem Glauben nicht? Dies wär' genug
Zu lösen den auf uns geworfenen Fluch.

2

Wenn der Böse nie siegt, dann mag Gott mit Dir seyn;
Wenn der Sklave nur sündigt, bist freilich Du rein.
Du sagst, daß auch droben Verbannung mir dräu'
So leb' Deinem Glauben, ich sterbe getreu.

3.

Was ich gab für den Glauben, wo fänd' ich's
bei Dir?
Der Gott, der Dir Macht ließ, bezeuget es mir.
In ihm ruht mein Herz und mein hoffender Sinn;
Mein Land und mein Leben, ich geb' es Dir hin.

Herodes Klage um Mariamne.

1.

O Mariamne, dieſes Herz,
Das Dein Herz bluten ließ, muß bluten;
Auf Rache folget Todesſchmerz,
Die Reu' auf wilden Zornes Gluthen.
O Mariamne, wo biſt Du?
Du ſiehſt nicht meine Thränen fluthen:
Sonſt winkteſt Du mir Mitleid zu,
Wenn Gottes Strafen auch nicht ruhten.

2.

Und iſt ſie todt? Sie durften's thun?
Auf mein Geheiß ihr Blut verſpritzen?
Mein Tod war's! Denn ich ſehe nun
Daſſelbe Schwert mir drohend blitzen.
Doch Du, Gemordete, biſt kalt;
Und ſtreb' ich auch nach jenen Sitzen
Wohin Du ohne mich gewallt:
Ich werde nimmer ſie beſitzen!

3.

Mit ihr, die trug mein Diadem,
Iſt all' mein Glück zu Grab getragen.
Die Blume von Jeruſalem
Hab' ich, dem ſie geblüht, zerſchlagen.
Mein iſt die Schuld, die Hölle mein,
Die mich verdammt zu ew'gen Plagen,
Und immer tödtend, wird die Pein,
Selbſt nimmer todt, mein Herz zernagen.

Jeruſalems Zerſtörung durch Titus.

1.

Von dem Berg, wo zuletzt noch Dein Tempel ſich zeigt,
Da ſchaut' ich Dich, Zion, als Rom Dich gebeugt.
Dir ging unter die letzte der Sonnen, und Brand
Schlug entgegen dem Blick, den ich auf Dich gewandt.

2.

Den Tempel, mein Haus wollt' ich ſehn noch einmal,
Und vergaß drob der Knechtſchaft mein harrende Qual.
Doch das Feuer nur ſchaut' ich, vom Tempel genährt,
Und die Feſſel des Arms, die mir Rache verwehrt.

3.

Wie oft ſtand auf eben dem Hügel ich nicht,
Wenn die Sonn' ihn beſtrahlte mit ſcheidendem Licht;
Wie oft hat mich dort nicht ihr Schwinden entzückt,
Wenn die Zinne des Tempels dem Aug' ſie entrückt!

4.

Der Hügel auch war es, wo wieder ich ſtand,
Nicht achtend des Sonnenlichts, wie es verſchwand.
O hätt' ich, ſtatt deſſen, den Blitz aus den Höh'n
Und den Donner die Feinde zerſchmettern geſehn!

5.

Doch ſtets ſey entweihender Götzendienſt fern
Von dem Ort, der zur Wohnung gefallen dem Herrn!
So zerſtreut und verachtet Dein Volk auch mag ſeyn,
Anbetung, o Vater, ſey Dir nur allein!

An den Waſſern zu Babel.

1.

An Babylons Waſſern gefangen
Da weinten wir, denkend den Tag,
Da feindliche Waffen erklangen,
Da die hohe Zion erlag,
Und ihre Töchter mit Bangen
Verließen das heimiſche Dach.

2.

Den Strom ſah'n traurig wir wallen
In Freiheit die Felder entlang.
Laßt ein Lied von Zion erſchallen!
So hieß es. Vergeblicher Zwang!
Die Hand ſoll in Staub mir zerfallen,
Vernehmt ihr den heiligen Klang.

3.

Die Harfe häng' an den Weiden
Hier frei und entfeſſelt, am Strand.

Sie blieb mir in Knechtſchaft und Leiden,
O Zion, Dein einziges Pfand.
Nie ſoll an dem Klange ſich weiden
Der Feind, der verwüſtet mein Land!

Sanheribs Niederlage.

1.

Es kam des Aſſyrers gewaltige Macht;
Die Cohorten ſie glänzten in goldener Pracht,
Und es blitzten die Speere, wie Sternenlicht ſpielt
Auf dem Meer, wenn es nächtlich Judäa beſpült.

2.

Wie Blätter des Waldes bei Frühlings Erblühn,
Das Heer mit den Bannern am Abend erſchien:
Wie Blätter des Waldes, bläßt Herbſtwind daher,
So lag ohne Leben am Morgen das Heer.

3.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmes-
gewalt,
Und blies auf die Feinde verderblich und kalt.
Und es ward nicht der Schlafenden Auge mehr
wach,
Und es hob ſich noch einmal ihr Herz, und es brach.

4.

Und es lag da mit offenen Nüſtern das Roß,
Durch die ſich kein Wiehern mehr freudig ergoß;
Und kalt war ſein Schaum, der das Gras noch be-
ſprengt,
Wie Schaum von dem Meer, der am Felſenriff
hängt.

5.

Und da liegt auch der Reiter, geſtreckt auf der Au,
Den Roſt auf dem Helm, auf den Brauen den
Thau.
Und die Zelte ſtehn ſchweigend, die Lanzen in Reihn,
Die Trompeten verſtummt und die Banner allein.

6.

Und die Klage der Wittwen in Aſſur iſt laut,
Und es brechen die Tempel, dem Baal erbaut,
Und die heidniſche Macht, ungetroffen vom Schwert,
Ward wie Schnee vor dem Blick des Allmächt'gen
verzehrt.

Eliphas Geſicht, aus dem Hiob.

1.

An mir vorüber ging ein Geiſt: das Bild
Der Ewigkeit erſchien mir unverhüllt.
Schlaf fiel auf jedes Aug', nur meines nicht;
Es ſtand formlos, doch göttlich das Geſicht.
Das Haar auf meinem Haupte ſtieg empor,
Mein Fleiſch erbebte; und ſo klang's dem Ohr:

2.

Wie mag der Menſch gerechter ſeyn denn Gott,
Denn Er, deß Tadel ſelbſt dem Seraph droht?
Was biſt Du mehr, Geſchlecht aus Thon und Staub,
Als jener Wurm, dem Du einſt wirſt zum Raub?
Du währſt vom Morgen bis der Abend graut;
Du ſtirbſt — und haſt die Wahrheit nicht geſchaut.

Ueber die

deutſchen Univerſitäten.

Ein Geſpräch.

Vorwort.

Die Jünglinge, welche die deutschen Universitäten besuchen, sind auf denselben stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt haben. Der Wunsch ist daher gewiß allgemein, daß ein Mittel, sie dagegen zu schützen, aufgefunden werden möchte. Es sind zu dem Ende manche Vorschläge gemacht worden; doch werden alle diejenigen, welche eine größere, innere und äußere Umgestaltung der Universitäten bezwecken, sich nie eines allgemeinen Beifalls erfreuen, weil diese Institute in ihrer jetzigen Gestalt zu sehr mit dem

Leben und den Neigungen der Deutſchen verflochten ſind. Ich bringe hier ein Mittel in Vorſchlag, das, wie es mir ſcheint, in ſeiner Anwendung mit geringen Schwierigkeiten verbunden wäre, und von welchem ſich für die wiſſenſchaftliche Ausbildung und für die Sittlichkeit der Studierenden die heilſamſten Wirkungen erwarten lieſſen. Wie man auch darüber urtheilen mag, ſo wird man wenigſtens zugeben, daß durch die Ausführung meines Vorſchlags die Univerſitäten weder ihren wiſſenſchaftlichen Charakter, noch irgend einen andern wahrhaften Vorzug verlieren würden.

Adalbert. Ob nicht etwas auf den deutschen Universitäten zu verändern seyn möchte?

Ludovico. Nichts, auch nicht das Geringste. Denn gerade wie sie sind, entsprechen sie am besten ihrem Zwecke, der wissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden.

Theophilus. Nein, keine Veränderung, das sollte ich auch denken. Man hat auf Universitäten seine glücklichsten Jahre verlebt; man will eben das Glück auch seinen Kindern gönnen.

Adalbert. Ich trage mich schon lange mit dem Gedanken, daß eine einzige Veränderung, wenn man sie auf den Universitäten vornähme,

vielen Mängeln derselben abhelfen, vielen Gefahren, denen die studierende Jugend ausgesetzt ist, vorbeugen würde. Wollten Sie mir, meine Verehrtesten, erlauben, Ihnen meine Meinung vorzutragen, und sie an Ihrem erleuchteten Urtheil zu prüfen?

Ludovico. Dergleichen Vorschläge führen zu nichts. Die Sache ist von den ersten Männern untersucht und entschieden worden. Es darf keine Veränderung Statt finden. Kein Verhältniß kann zur Erweckung und Ausbildung des wissenschaftlichen Geistes so passend seyn als dasjenige, worein sich der Jüngling auf Universitäten versetzt findet. Er genießt einer vollständigen Freiheit, wählt nach eigenem Belieben Lehrgegenstand und Lehrer. Diese Unabhängigkeit ist eine nothwendige Bedingung zur Entwickelung des philosophischen Sinnes; durch den geringsten Zwang würde sie gehemmt. Wie anregend für

diese höhere geistige Thätigkeit ist nicht auch der mündliche Vortrag des Lehrers! Dieser liefert nicht etwa schon fertige Resultate, wie man sie in einem Buche findet; er bringt den Gedankenproceß, durch den er selber dazu gelangt ist, den Zuhörern zur Anschauung. Dem wissenschaftlichen Geiste verdanken die deutschen Universitäten ihre Entstehung, sie verbreiten ihn, sie finden an ihm eine Schutzwehr gegen alle Eingriffe in ihre jetzige Verfassung. Wer diese angetastet wünscht, der kann kein echter Freund der Wissenschaft seyn.

Adalbert. Und dennoch darf ich mich rühmen, daß ich es bin. Ich verehre die Wissenschaft und die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie. Zwar bin ich von dem Gegenstande meiner Liebe und Verehrung wenig begünstigt worden, und bin daher ein unglücklicher Liebhaber zu nennen; deshalb meine ich es jedoch nicht weniger treu und aufrichtig.

Ludovico. Wenn Sie es treu mit der Wissenschaft meinen, warum wollen Sie denn etwas an der jetzigen Einrichtung der Hochschulen verändert sehen? Lehr- und Lernfreiheit aufheben, die Fakultäten trennen, und eine jede an einen besondern Ort verpflanzen, die Studierenden einer Schulzucht unterwerfen, die Theologen wohl gar in klösterartige Häuser einsperren: das Alles, Werthester, ist der Tod der Wissenschaft. Wenn Sie für diese begeistert sind, wie Sie versichern, so werden Sie dergleichen widersinnige Vorschläge nicht wiederholen, nicht durch ähnliche vermehren wollen.

Adalbert. Davon bin ich auch weit entfernt, und ich darf Sie im Voraus versichern, daß ich etwas ganz Anderes im Sinne habe. Mein Vorschlag hat gerade zunächst den Zweck, für die Mehrzahl der Studierenden das zu erleichtern, ja das möglich zu machen, was nach

Ihrer und nach meiner Ansicht die Bestimmung der Universitäten ist — nämlich die wissenschaftliche Ausbildung der Studierenden.

Ludovico. Dafür also, meinen Sie, wäre auf Universitäten noch nicht hinlänglich gesorgt? Gibt es, namentlich auf den berühmteren, wohl irgend einen denkbaren Gegenstand, worüber nicht im Katalog Vorlesungen angekündigt wären? Sind nicht die verschiedenen Fächer, mit dem grösten Aufwand aus Staatskassen, mit den berühmtesten, ausgezeichnetsten Männern besetzt? Können Sie noch mehr verlangen?

Adalbert. Ja wohl darf ich es; und Sie scheinen mir, indem Sie sich damit begnügen wollen, das Wesentliche des philosophischen Geistes eben nicht scharf in's Auge gefaßt zu haben. Denn ich frage Sie, was ist das Wesen dieses Geistes: von Andern Gedachtes in sich aufzunehmen, oder selbst zu denken?

Ludovico. Unstreitig selbst zu denken. Und eben dazu wird der vorzügliche Kopf ermuntert, indem die Meister der Wissenschaft auf eine anregende Weise ihren Gedanken-Zusammenhang vor ihm entfalten.

Adalbert. Der vorzügliche Kopf, ja. Aber für die hochbegabten Geister sind überhaupt die Universitäten nicht gestiftet; diese würden auch ohne sie fertig werden. Die Bestimmung dieser Anstalten ist, der großen Anzahl der guten Köpfe, die kein Genie, sondern nur Fähigkeiten besitzen, zu dem höchsten Grad der für sie erreichbaren Selbstthätigkeit fortzuhelfen. Wird hier dieser Zweck durch das Anhören und Aufzeichnen der Gedanken eines Andern erreicht, und wenn dies der Hochbegabteste seyn, wenn er sie auch auf die anregendste Weise vortragen sollte? Auf die anregendste Weise? Wie viel Professoren gibt es denn, selbst auf den berühmtesten Universitä-

ten, welche die Gabe eines solchen Vortrags besitzen? Und wenn ihnen diese fehlt, so wird zwischen dem Anhören ihres Vortrages und dem Lesen eines guten Buches kein anderer Unterschied seyn, als daß das Letztere weniger Zeit erfordert, und mit weniger Unbequemlichkeiten verbunden ist. Fähige aber nicht hochbegabte Studierende sitzen nun drei Jahre lang ihren, so hoch als Sie wollen, begabten Lehrern gegenüber, zeichnen ihre Belehrungen auf, wiederholen sie gewissenhaft — denn ich nehme an, daß dies Alles geschehe — dadurch soll der wissenschaftliche Sinn erweckt und ausgebildet werden? Begreife es, wer da kann! Ich begreife es nicht.

Ludovico. Nun, und warum sollte der wissenschaftliche Sinn dadurch nicht ausgebildet werden können?

Adalbert. Weil der wissenschaftliche Sinn Selbstthätigkeit ist; weil ein einziger Gedanke,

den ich in mir ſelbſt hervorbringe, mehr Werth hat in Rückſicht auf meine eigene Bildung, als tauſend Gedanken, die ich von einem andern in mich aufnehme; und weil dieſe Thätigkeit für die Mehrzahl der Studierenden durch das ruhige, paſſive Anhören nicht erregt, ſondern ertödtet wird.

Theophilus. Ich glaube, Sie haben Recht. Man wird nicht genug angeregt auf Univerſitäten. Ich ſelber bin nicht genug angeregt worden. Ich hätte es noch viel weiter bringen können. Doch was thut's? Ich bin zufrieden, und meine Söhne können es auch ſeyn, wenn ſie eben das erreichen.

Ludovico. Ich begreife nur nicht, durch welches Mittel, außer den ſchon vorhandenen, dieſe Anregung erfolgen ſoll.

Adalbert. Es gibt ein Mittel, ein ſehr leichtes, einfaches, deſſen Wirkungen höchſt um-

faſſend und heilſam ſeyn würden. Daß man es anwende, iſt die einzige Veränderung, die ich auf den Univerſitäten eingeführt zu ſehen wünſchte.

Ludovico. Und das Mittel wäre?

Theophilus. Ja, laſſen Sie hören! Ich bin neugierig, in der That.

Adalbert. Das Mittel wäre, daß die Profeſſoren das Geſchäft des Denkens nicht allein übernähmen, ſondern es mit ihren Zuhörern theilten; daß die geiſtige Thätigkeit des Lehrers ſeine Schüler zu einer ähnlichen Thätigkeit heranzöge; und daß zu dieſem Ende die monologiſche Form des Vortrags oft in die dialogiſche überginge.

Ludovico. Iſt das Alles?

Adalbert. Alles.

Ludovico. Was Sie meinen, geſchieht ja ſchon in den theologiſchen und philologiſchen Seminarien.

Adalbert. Und zwar mit großem Erfolg.

Ich meine eben, daß es überall, in allen Vorlesungen geschehen sollte.

Theophilus. Das würde am Ende auf das hinauslaufen, was man ein Examinatorium nennt. Aber davor fürchten sich die Studenten, und sie kommen nicht.

Adalbert. Man muß Vortragen und Examiniren nicht trennen, sondern der Lehrer muß immer von dem einen zum andern übergehen.

Ludovico. Dazu werden sich die Lehrer nicht verstehen.

Adalbert. Sie werden es — dies feste Vertrauen hege ich zu allen Professoren auf deutschen Universitäten — sie werden alle diese Methode annehmen — versteht sich, wenn sie sich selbst von dem Nutzen derselben überzeugt haben.

Ludovico. Schon die große Anzahl der Zuhörer würde es bei Einzelnen nicht erlauben.

Adalbert. Das sind nur seltene Fälle; und

da, wo sie Statt finden, müßte man auf Mittel denken, wie diese zu große Anzahl, unbeschadet des für den Lehrer daraus fließenden Vortheils, vermindert werden könnte.

Ludovico. Es ist unmöglich, sage ich Ihnen. Das Interesse der Wissenschaft erlaubt es nicht. Mit Ihrer dialogischen Form würde man nicht aus der Stelle kommen.

Adalbert. Man würde nicht ein so großes Pensum absolviren; aber man würde die Selbstthätigkeit der Studierenden erwecken, und sie würden dann leicht das Fehlende ergänzen.

Ludovico. Man kann sich ja von der Anwendung dieser Methode gar keine deutliche Vorstellung machen.

Adalbert. Ich kann mir die Art und Weise der Ausführung ziemlich klar zur Anschauung bringen. Der Theologe erklärt ein Buch der heiligen Schrift. Er hat in der Einleitung seine

Schüler auf den rechten Standpunkt zum Verſtändniß deſſelben geſtellt; er hat ſelbſt die erſten Kapitel erklärt. Jetzt fragt er ſeine Zuhörer, ob Einige unter ihnen es freiwillig übernehmen wollen, in der nächſten Stunde die Interpretation fortzuſetzen. Gewiß werden ſich immer Einige melden. Er gibt ihnen die nöthigen Hülfsmittel an, die Bibliothek gewährt ſie ihnen. Dieſe interpretiren eine Zeitlang unter ſeiner Leitung, bis wieder Andere ihre Stelle einnehmen. — Auf eine ähnliche Weiſe verfährt er in der Dogmatik. Die Einleitung in das Ganze und in die einzelnen Abſchnitte wird monologiſch vorgetragen: die Ausführung des Einzelnen, die Prüfung der Beweisſtellen geſchieht dialogiſch. — In der Kirchengeſchichte wird er oft, und ohne es vorher angekündigt zu haben, Einzelne beim Namen aufrufen, um ſich durch eine Unterredung mit ihnen zu überzeugen, wie viel ſie aus der

Fülle des Vorgetragenen ſich angeeignet haben. Was nun hier anwendbar iſt, warum ſollte es nicht auch in den Vorleſungen der andern Fakultäten auszuführen ſeyn? Nicht einmal den Vortrag der ſpeculativen Philoſophie würde ich ausnehmen. Ja die Philoſophen würden ſich gerade zur Anwendung dieſer Methode ganz beſonders aufgefordert fühlen müſſen. Denn durch recht häufige Geſpräche mit ihren Schülern würden ſie ſich am beſten ſchützen können vor dem Nichtverſtanden, oder dem Mißverſtanden werden, worüber ſie ſich ſo häufig beklagen.

Theophilus. Hören Sie, Lieber, wahrlich es geht nicht. Wenn auch die Profeſſoren wollten, die Studenten würden es ihnen nicht erlauben. Schon jetzt beſuchen Viele kaum die Collegia. Fürchteten ſie ſich befragt zu werden, ſo würden ſie gar nicht mehr erſcheinen.

Adalbert. Sie haben Recht, wenn Sie

von Denjenigen reden, die ſchon einmal verwildert ſind, und ſich gewöhnt haben, den Stillſtand aller geiſtigen Thätigkeit als ein Privilegium ihrer akademiſchen Jahre zu betrachten. Aber aus den oberen Klaſſen der Gymnaſien wächſt eine neue Generation heran. Dieſe werden, wenn die Veränderung, die ich meine, erfolgt iſt, ſich ſchon ein anderes Bild von ihrer Univerſitätszeit entwerfen; ſie werden dieſelbe als eine Periode erhöhter Anſtrengungen betrachten; und ſie werden unmöglich gegen eine Methode eingenommen ſeyn können, an welche ſie ſchon auf der Schule gewöhnt waren, und bei welcher hier noch viel mehr als dort aller Zwang entfernt, und auf ihren eigenen guten Willen gerechnet wird. Mancher bisher fleißige Jüngling erſchlafft und erkaltet, ſobald er auf die Univerſität kommt; er ſelbſt bemerkt mit Erſtaunen, daß er nicht fortſchreitet, ſondern zurückgeht. Das wird nicht

mehr

mehr zu befürchten ſeyn, wenn jene andere Methode eingeführt iſt. Er horcht jetzt geſpannter auf die Worte des Lehrers, er wiederholt das Vorgetragene, da es ja den künftigen Unterredungen zur Grundlage dienen wird. Er fühlt, daß er dabei nicht kann ſtehen bleiben; er muß manche Hülfsmittel benutzen, die Schriften der Gegenparthei kennen lernen, auf die Quellen zurückgehn. Nun beginnt die Unterredung; dadurch wird alles bisher Vorgetragene mit gröſſerer Lebendigkeit und Friſche ihm vor den Geiſt gerückt. Den Inhalt eines fortlaufenden Vortrags konnte er vergeſſen; aber die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, ſo wie ſeine Antworten, prägen ſich unauslöſchlich ſeiner Erinnerung ein. Viel Neues iſt dabei zur Sprache gekommen; die enge Verbindung, worin alle verſchiedenen Zweige ſeiner Wiſſenſchaft unter einander ſtehn, iſt ihm anſchaulich geworden. Was bei dieſen Unterredungen

vorfiel, die Fragen, die Antworten, dies beſpricht er mit ſeinen Freunden; und dieſe Geſpräche haben, Statt der Eitelkeiten des Studentenlebens die ſie gewöhnlich anfüllen, einen ernſteren und beſſeren Inhalt bekommen. Mehrere Jünglinge verbinden ſich zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, und bei der Richtung, die ſie nehmen, werden ſie die Beſtimmung ihrer akademiſchen Jahre erfüllen, und vor der Gefahr der Trägheit geſchützt bleiben, in welcher ſo Viele untergehn. Ich denke, dies ſind die unmittelbaren Wirkungen des von mir vorgeſchlagenen Mittels. Aber es werden noch andere Folgen daraus hervorgehn, die mir nicht minder wichtig ſcheinen, und worauf ich Sie aufmerkſam machen möchte. In der That, können wir wohl einen Blick auf die Univerſitäten werfen, ohne den tiefſten Schmerz zu empfinden über die ſittlichen Verirrungen, worein ſo manche natürlich edle Jünglinge, bei ihrer gei-

ſtigen Unthätigkeit und gänzlichen Ungebundenheit, gerathen?

Theophilus. Ich merke, was Sie beabſichtigen. Sie wollen dieſe Ungebundenheit in Feſſeln legen, die akademiſche Freiheit beſchränken, die ſtudierende Jugend der Aufſicht, dem Zwange unterwerfen. Dadurch hätten Sie dem Univerſitätsleben gerade ſeinen ſchönſten Vorzug geraubt. Als Sie vorhin ſagten, daß Viele von den Studierenden nicht lernen, ſondern verlernen — mußte ich Ihnen Recht geben. Und offen geſtanden, mir iſt es eben ſo gegangen; ich habe auf der Univerſität wenig oder nichts gelernt. Was ich weiß, das habe ich im practiſchen Leben durch eigenen Fleiß mir erworben. Soll ich Ihnen überhaupt ehrlich meine Meinung ſagen? Man ſchickt ſeine Söhne nicht auf Univerſitäten, damit ſie in der Wiſſenſchaft fortſchreiten, ſondern damit ihr Charakter ſich bilde. Ein-

mal muß der junge Mann frei werden; immer kann er nicht von Vater und Mutter im Zügel gehalten werden. Man lasse ihn los, man vergönne es ihm, sich einige Jahre lang unter andern Jünglingen umherzutummeln. Ist er verwegen, so wird er auf andere Verwegene treffen, die werden ihn Besonnenheit lehren. Ist er schüchtern und schwach, so wird er Selbstständigkeit gewinnen. Mitten im tollsten Treiben werden die Kräftigsten und Besten zusammentreten, und Freundschaften für das Leben schliesen. Reich an Erfahrung, wenn auch nicht schwer beladen mit Gelehrsamkeit, werden sie zurückkehren. Sie haben nun ausgetobt, und austoben muß ein Jeder doch einmal, je früher es geschieht, desto besser; wird es aufgeschoben, so könnte der Ausbruch, der doch unvermeidlich erfolgen muß, mit Umständen zusammentreffen, wodurch er noch gefährlicher würde. Jetzt haben sich die ungestü-

men Wellen gelegt, und werden nun das ganze folgende Leben hindurch ruhig und besonnen fließen. Aus den wildesten Jünglingen werden die brauchbarsten Männer. Wollen Sie ihnen denn das Bischen Freiheit, die wenigen guten Tage mißgönnen? Werden sie nicht ohnehin früh genug in das Joch des Amtes und des Staatsdienstes eingespannt werden? Glücklich, wer sich dann noch an einigen Erinnerungen aus seinen früheren Jahren erquicken kann! O was waren das für glückliche Zeiten, die ich auf der Universität zugebracht habe! Was waren das für treffliche Jünglinge, mit denen ein günstiger Stern mich zusammenführte! Ich und noch vier andere, wir thaten uns in allem hervor, was zu einem kräftigen, tüchtigen Studentenleben gehört. Wie manches Gelag haben wir gefeiert; wie manches Duell ausgefochten; wie manche Fensterscheiben eingeworfen; wie Manchem ein Pereat ge-

bracht! Man nannte uns nur die fünf lustigen Brüder. Keiner wollte mit uns zu schaffen haben, denn ein jeder von uns stand seinen Mann. Die blöden Muttersöhnchen, wenn sie aus dem Collegium kamen, mit ihren Mappen unter dem Arme, zitterten, wenn Einer von uns unter sie hindurchging. Einer von uns fünfen übertraf uns jedoch alle an Größe der Gestalt, an Kraft des Körpers, und an Geschicklichkeit den Degen zu führen. Noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich mir die Positur denke, womit er im Duell den Kampf eröffnete. Nein, mein Lebtage werde ich solchen Menschen nicht mehr sehen. Eines Tages gingen wir beide — —

Adalbert. Haben Sie viel vom Shakspeare gelesen?

Theophilus. Etwas, jedoch nicht viel; er hat mir nie besonders gefallen. Wie so meinen Sie?

Adalbert. Ich meine nur, weil er in einem seiner Schauspiele Jemanden einführt, der sich mit ähnlicher Begeisterung wie Sie seiner Universitätsjahre erinnert, ja sich fast derselben Ausdrücke bedient. Er muß Sie wohl im prophetischen Geiste geschaut haben.

Theophilus. Was Sie sagen? Haben Sie das Buch bei der Hand? Können Sie mir die Stelle nicht zeigen?

Adalbert. Sehr gern. Die besagte Person läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Ich war auch einmal in Clemens-Hof, wo sie, denke ich, noch von dem tollen Schaal sprechen werden. Da war ich, und der kleine Johann Deut aus Staffordshire, und der schwarze Georg Kahl, und Franz Nagebein, und Wilhelm Quaake, einer aus Cotswold, — es gab seitdem keine vier solche Haudegen in allen den Rechtshöfen zusammen. Unsere Parole war: He Bursche! Kommt, laßt

uns zu Tisch gehn, laßt uns zu Tisch gehn. O über die Tage, die wir gesehn haben! — — — — — Ich erinnere mich, als ich in Clemens-Hof war, da war ein kleiner flinker Kerl, der regierte euch sein Gewehr so; und dann drehte er sich um und um, und dann kam er da, und dann kam er da; piff, paff, sagte er; bautz, sagte er; und dann ging er wieder weg, und dann kam er wieder her — in meinem Leben seh' ich so 'nen Kerl nicht wieder."

Theophilus. Und welches ist die Person, die sich also äußert? Ist es ein Held, ein Ritter, ein edler feuriger Mann?

Adalbert. Nein, es ist der Friedensrichter Schaal, den der Dichter uns als einen jämmerlich schwachen Menschen darstellt, und den er auch mit dieser Schwachheit hat ausstatten wollen.

Theophilus. Als einen jämmerlich schwa-

chen Menschen? So? Sie machen mich eben nicht begierig, ein Mehreres von selbigem Shakspeare zu lesen.

Adalbert. Und es scheint mir überhaupt eine große Schwachheit, sich der Sünden seiner Jugend mit Vergnügen zu erinnern, und sie für einen Beweis von Kraft zu halten.

Theophilus. Daß ich nicht wüßte.

Adalbert. Die Studenten selbst sind oft jämmerlich schwach. Sie sind nicht frei, wie sie wähnen. Sie haben eine heilsame Gebundenheit gegen eine schädliche vertauscht. Indem sie den Gesetzen Hohn sprechen, denen alle gesitteten Menschen huldigen, unterwerfen sie sich sclavisch den Sitten und Gebräuchen, welche die lange Gewohnheit eines wüsten und rohen Lebens auf den Universitäten eingeführt hat. Und das sollte den Charakter bilden? Es kann ihn nur verderben. Der, welcher seine bessere Ueberzeugung durch die

Vorurtheile seiner Genossen unterdrücken ließ, der wird auch im practischen Leben seine Selbstständigkeit gern den Verhältnissen aufopfern, und den Launen und Ungerechtigkeiten seiner Vorgesetzten als ein williges Werkzeug dienen. Dabei hat er ausgetobt, wie Sie sagen, und leider nur zu sehr. Wir Alle besitzen nur ein geringes Maß körperlicher und geistiger Kraft, und wir müssen gut damit haushalten, wenn uns etwas davon für die späteren Jahre übrig bleiben soll. Oft ist während der Universitätsjahre der Geist verdunstet, und es ist nur ein Phlegma zurückgeblieben, welches, keiner Begeisterung, keiner eigenen Ideen-Erzeugung fähig, sich nur in einem mechanischen Geschäfts-Gange gefallen kann, ja vielleicht selbst für diesen keine Tüchtigkeit besitzt. Ihre vier Freunde mögen uns ein Beispiel seyn. Was ist aus ihnen geworden?

Theophilus. Der Eine fiel durch im Exa-

men, und mußte mit einem ſubalternen Poſten vorlieb nehmen. Ehrliche Seele!

Adalbert. Und der Andere?

Theophilus. Er iſt im Duell geblieben.

Adalbert. Und der Dritte?

Theophilus. Er hat ſich todt getrunken.

Adalbert. Und der Vierte?

Theophilus. Der konnte hier zu Lande nirgend ein Fortkommen finden, und iſt in die Fremde gegangen.

Adalbert. Sie ſind nun freilich zu Ehren und Würden gelangt. Alſo Einer gerettet und vier hingeopfert!

Ludovico. Das ſind Opfer, die der Wiſſenſchaft dargebracht werden. Damit Einige die höchſten Stufen derſelben erreichen, müſſen Viele aufgegeben werden und fallen.

Adalbert. Fallen? Das ſagen Sie ſo kalt! Fallen? Wiſſen Sie denn wohin fallen? In

zeitliches, vielleicht in ewiges Verderben! Nehmen Sie es mir nicht übel: Ihr Gedanke ist abscheulich! Viele höhere Zwecke gibt es, für welche der Leib und das zeitliche Leben aufgeopfert werden kann und muß. Aber die unsterbliche Seele des Geringsten darf nie für alle Wissenschaft und Kunst in der Welt aufgeopfert werden. Ich habe Eltern gekannt, die sich das Nothwendigste abdarbten, und es ihren übrigen Kindern entzogen, um Einen Sohn auf der Universität zu unterhalten; und ich habe ihr Erstarren gesehen, als dieser Sohn an Leib und Seele verwüstet in ihr Haus zurückkehrte. Ich habe eine Mutter gesehen, in Begriff zu ihrem Sohn zu reisen, der im Duell auf den Tod verwundet war. Ich habe ihren Jammer gesehen, und ich habe gefragt: Wodurch solche Opfer gerechtfertigt werden?

Ludovico. Die Gefahren sind vorhanden;

wer könnte das leugnen? Aber geben Sie nur ein Mittel an, sie zu entfernen.

Adalbert. Ich glaube, dies Mittel gefunden zu haben. Sehen Sie, ich habe lange darüber nachgedacht, wie man sich denn dazu entschließen, wie man es denn verantworten könne, die studierende Jugend nicht nur von allem Zwange, sondern sogar von aller Aufsicht zu entbinden. Wir sind alte Männer, wir thun unsere Pflicht, wir thun sie gern; aber werden wir nicht bekennen müssen, daß in der Aufsicht der Behörden eine Aufforderung liegt, ohne welche wir uns wohl hin und wieder vernachlässigen möchten?

Theophilus. Das kann ich nicht leugnen. Ohne die Listen, die vierteljährlich eingesandt werden müssen, würde ich mit manchen Sachen wohl noch länger im Rückstande bleiben.

Adalbert. Also für uns ist eine Beauf-

sichtigung heilsam, für uns, denen ein reiferes Alter Besonnenheit, Arbeitsamkeit und Pflichttreue gelehrt hat; für uns, die wir schon allein durch die Schranken des Amtes und der bürgerlichen Verhältnisse vor Abwegen geschützt werden. Und zu einer Zeit, wo sich in dem Jünglinge noch keine festen Grundsätze gebildet haben können, wo er seine Kräfte fühlt und nicht fähig ist, sie zu beherrschen, wo ein allgemeines, unbestimmtes Verlangen nach Freude und Genuß ihn erfüllt und beunruhigt; in dieser gefährlichsten Zeit seines Lebens entreißt man ihn dem väterlichen Hause, und versetzt ihn in einen Zustand, der gleichsam außerhalb der Schranken der menschlichen Gesellschaft liegt; wo er von seinem Thun und Lassen Niemandem Rechenschaft abzulegen hat; wo alle früheren heilsamen Einflüsse aufhörten und durch keine anderen ersetzt sind! Ich habe, sage ich, darüber nachgesonnen, wie man

ſich dazu entſchlieſſen, wie man es verantworten könne, und bin lange nicht im Stande geweſen, es zu begreifen.

Ludovico. Der Grund liegt darin, weil dieſer allerdings mit Gefahren verbundene Zuſtand für den Zweck höherer Ausbildung unentbehrlich iſt.

Adalbert. Auch ich, nachdem ich lange darüber nachgeſonnen, lange mit der ganzen Kraft meines Innern mich geſträubt hatte, es anzuerkennen, habe es endlich zugeſtehen müſſen: ja, dieſer Zuſtand der Ungebundenheit iſt nothwendig, unvermeidlich.

Theophilus. Nun das freut mich, daß Sie ſich bekehrt haben.

Ludovico. Man ſagte Ihnen ja, daß es nicht anders ginge.

Adalbert. Ich habe erwogen, daß das Verlangen nach Ungebundenheit ſich in der Bruſt

des Jünglings zu gewaltig regt; daß es gefährlicher seyn würde, es zu unterdrücken, als es zu befriedigen; daß er die Bande zerreißen könnte, die man ihm nicht abnehmen wollte. Ich habe gefühlt, es sey nothwendig, ihn eine Zeitlang sich selbst zu überlassen. Aber indem ich fühlte, daß es geschehen müßte, habe ich mit Seufzen, ja mit Schauern mir gesagt: Es ist ein gefährliches Experiment!

Ludovico. Ja, wer wollte das leugnen?

Adalbert. Und eben, weil es so gefährlich ist, so sollte man dem Jünglinge, den man so vielen Versuchungen aussetzt, doch auch eben so große Erweckungsmittel zu einem frommen, sittlichen Leben darbieten. Was ich also unverantwortlich finde, ist nicht, daß man ihm Freiheit gewährt, sondern daß man es an solchen Erweckungen fehlen läßt.

Ludovico. Ein solches Erweckungsmittel

ist

iſt der akademiſche Gottesdienſt, der ja auch auf vielen Univerſitäten eingeführt iſt.

Adalbert. Und welcher dort ſehr heilſam wirkt — auf diejenigen Studierenden die ihn beſuchen. Sie beſuchen ihn aber nicht alle; und dies vortreffliche Mittel würde ſchon deshalb nicht ausreichen, weil es nicht nahe genug liegt. Sie werden mich, hoffe ich, nicht beſchuldigen, daß ich den Einfluß des chriſtlichen Gottesdienſtes verkenne oder herabſetze; aber hier faſſe ich die Beſtimmung der Univerſitäten ſcharf in das Auge. Sie ſind wiſſenſchaftliche Anſtalten; und von der Wiſſenſchaft ſelbſt muß der Antrieb zu einem ſittlichen Leben ausgehn.

Ludovico. Wie meinen Sie das?

Adalbert. Ich meine, daß die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Strebens, Religioſität, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft, mit einander in naher Verbindung ſtehen. Echte, gründliche Wiſ-

senschaft kann ich mir ohne sittliche Würde des Charakters nicht denken. Sie setzt Anstrengungen voraus, die ein ernstes, mäßiges, zurückgezogenes Leben erfordern, die mit den Zerstreuungen der Leidenschaft und der Genußsucht unverträglich sind. Glücklich preise ich den Jüngling, der von der edlen Liebe für die Wissenschaft entzündet ist; in dieser Liebe sehe ich eine Schutzwehr für seine Sittlichkeit. Diese höhere Leidenschaft wird ihn vor niederen Leidenschaften bewahren! Aber diese Begeisterung für die Wissenschaft ist selten; sie muß angeregt, erweckt werden. Vielleicht hatte sie sich in manchem Jünglinge entzündet während der letzten Jahre, die er auf der Schule zubrachte; aber sie erlischt, sobald er die Universität bezieht. Hier muß sie auf's neue, muß stärker als zuvor erweckt werden.

Ludovico. Welches Mittel würden Sie dazu vorschlagen?

Adalbert. Eben die dialogische Form des Unterrichts, von welcher ich die Erweckung zur Selbstthätigkeit erwarte. Ich habe nicht verschiedene Mittel, ich habe nur Eines in Vorschlag zu bringen; aber dies Eine, das ich gefunden habe, muß wohl das rechte seyn, denn es verbreitet seine Wirkungen nach allen Seiten. Es reißt die Studierenden aus ihrer geistigen Unthätigkeit heraus; es ermuntert sie zum Fleiße; und eben dadurch schützt es sie auch vor sittlichen Verirrungen. Jene sonst gut gearteten Jünglinge, welche auf eine für sie und die Ihrigen so unheilbringende Weise ihre Zeit und ihre Kraft auf der Universität vergeuden, sie würden beides besser angewendet haben, wenn nur ein Funken wissenschaftlicher Begeisterung in ihr Inneres gefallen wäre. Dies geschah nicht, konnte nicht geschehen bei einem Vortrage, der so ruhig fortschritt, ihnen alle Mühe des eigenen Forschens

und Suchens ersparte, sie niemals zur augenblicklichen Selbstthätigkeit aufforderte. Für die würdigen, gelehrten Männer, welche die Lehrstühle auf Universitäten einnehmen, wird es keine Beleidigung seyn, wenn ich behaupte, daß nur die Wenigsten unter ihnen diesem Uebelstande, der in der Form ihres Vortrags liegt, durch anderweitige, persönliche Gaben abzuhelfen wissen. Möchten sie doch diese Schranken, welche lange Gewohnheit und Bequemlichkeit gezogen haben, durchbrechen! Möchten sie sich unter ihre Zuhörer stellen, und den einförmigen Monolog in ein lebendiges Gespräch übergehen lassen! Sie würden dadurch die Jünglinge, die sich um sie versammeln, zum Eifer für die Wissenschaft erwecken, zum häuslichen Fleiße anspornen. Dadurch wäre dann auch erreicht, was von gleich großer, ja noch größerer Wichtigkeit ist, die Studierenden würden von den mehresten der Verir-

rungen frei bleiben, denen sie jetzt durch ihre geistige Passivität und Unthätigkeit Preis gegeben werden. Denn wahrlich die Unthätigkeit, noch viel mehr als die Ungebundenheit, ist an allen diesen Verirrungen Schuld. Wenn alle unsere Jünglinge auf den Universitäten arbeiteten, so wären sie vor den Gefahren eines ausschweifenden Lebens geschützt; aber Viele arbeiten nicht — und das ist die Ursache ihres Verderbens. Was soll sie zur Arbeit anspornen? Die Begeisterung für die Wissenschaft? Nur in wenigen Glücklichen wohnt sie von Natur, und von Jugend auf. Den Meisten fehlt sie, und sie wird nicht in ihnen erweckt, weil der Vortrag des Lehrers keine hinlänglich anregende Kraft besitzt. Wird die Furcht vor der Prüfung, der sie entgegen gehen, sie zum Fleisse ermuntern? Aber es liegen ja noch drei Jahre dazwischen — für sie eine lange Zeit! Ihre geistige Thätigkeit hört

also auf. Aber werden alle die Kräfte, die sich in ihnen regen, einen solchen Stillstand ertragen? Wird das Feuer in ihrem Innern, da es für keine höhere und bessere Zwecke verwendet wird, nicht auf anderen höchst gefährlichen Wegen auszubrechen suchen? Nehmen Sie noch die Monate langen Herbstferien dazu — eine Dauer, während welcher, bei gänzlicher Muße, selbst bejahrte Männer auf Thorheiten gerathen könnten: und Sie werden sich nicht wundern dürfen über die Unordnungen, die auf den Universitäten vorfallen, sondern nur darüber, daß die Wirkungen eines solchen Zustandes nicht noch viel größer und verderblicher sind.

Theophilus. Eins gefällt mir an Ihnen.

Adalbert. Und was?

Theophilus. Daß Sie es gut meinen mit unsern lieben deutschen Jünglingen, ihnen

nicht alle Freiheit rauben wollen. Ich dachte, Sie würden mit Feuer und Schwert gegen sie wüthen.

Adalbert. Sie sehen, wie gern ich die Schuld von den Personen, wenn es irgend thunlich ist, auf die Verhältnisse schiebe. Wir hätten uns also mit einander befreundet. Und Sie, für den die Wissenschaft das Höchste ist — sollte ich mich Ihnen nicht auch genähert haben?

Ludovico. Auch ich, das muß ich gestehen, befürchtete, Sie würden eine finstere Religiosität an die Stelle der Wissenschaft setzen wollen. Ich habe mich geirrt, ich sehe, daß Sie den Werth und die Würde der Wissenschaft, daß Sie ihre vielumfassenden Wirkungen anerkennen. Ich lasse daher gern Ihren Absichten Gerechtigkeit widerfahren.

Adalbert. Christliche Frömmigkeit ist mir

zwar das Höchste; doch ich finde, daß sie keinen schöneren Schmuck haben kann, als gründliche Gelehrsamkeit und echte Wissenschaft. Spräche man sich doch immer gegen einander aus, wie wir es heute gethan haben! Man würde finden, daß die Verschiedenheit der Grundsätze bei weitem nicht so groß ist, als man glaubte. Aber, meine verehrtesten Freunde, wir haben uns zwar die Hände in Frieden gereicht; doch wir sind nicht zu Ende mit unserm Geschäft. Noch auf zwei Gegenstände müssen wir eingehen, die im Leben der Studierenden eine große und traurige Wichtigkeit haben — auf die Duelle und auf die geheimen Verbindungen. Lassen Sie uns mit dem Duell anfangen. Wohlan, wer von Ihnen macht über das Duell mit mir einen Gang?

Theophilus. Ich.

Adalbert. Ah! Mein tapferer Freund!

Das dachte ich wohl, daß Sie sich hier nicht zurückziehen würden.

Theophilus. Wie ich mich auch sonst nicht zurückgezogen habe, wenn es darauf ankam, meine und meiner Freunde Ehre zu vertheidigen. Ich sage Ihnen, ich habe mich brav gehalten; ich habe Manchem das Gesicht gezeichnet, der noch die Spuren davon trägt; ich habe Manchem übel mitgespielt, der sich nicht mehr darüber beklagen kann.

Adalbert. Was! Mann! Sie werden doch Keinen umgebracht haben?

Theophilus. Man spricht nicht gern davon. Was geschehen ist, das ist geschehen, und Ehre ist mehr werth als Leben.

Adalbert. Ganz richtig, wenn Sie die Ehre vor Gott meinen.

Theophilus. Man mag die Duelle ver-

bieten, so viel man will, deshalb werden sie nicht unterbleiben.

Adalbert. Man sollte sie nicht nur verbieten, man sollte auch die Veranlassung dazu hinwegzuräumen suchen.

Theophilus. Wo viele junge Leute zusammentreffen, da werden immer Beleidigungen vorfallen. Und die Beleidigungen muß ein Jeder zurückweisen, sonst ist er ein Mensch ohne Ehre.

Adalbert. Wann fallen aber die meisten Beleidigungen vor?

Theophilus. Nun, wenn die Lebensgeister etwas erhöht und erhitzt wurden.

Adalbert. Auch dann, wenn sie sich durch Fleiß in den Wissenschaften erhitzen?

Theophilus. Dann freilich nicht.

Adalbert. Wir würden also schon viele Veranlassungen zu den Duellen abgeschnitten ha-

ben, wenn es uns gelänge, die studierenden Jünglinge für die Wissenschaft zu begeistern; und dies könnte ja durch die dialogische Form des Unterrichts geschehen. Dann würden sie nicht mehr zu äußern Mitteln der Begeisterung ihre Zuflucht nehmen, und Beleidigungen würden viel seltner vorkommen.

Theophilus. Seltner, aber doch immer noch je zuweilen.

Adalbert. Und dann könnten sie ja durch Ehrenerklärungen ausgeglichen werden.

Theophilus. Durch Ehrenerklärungen? Wenn sie aber der Eine nicht geben, der Andre nicht annehmen will?

Adalbert. Warum wäre denn wohl hier eine solche Weigerung zu befürchten? Wenn ein Offizier von dem andern beleidigt wird am Vorabend einer Schlacht, wird es da nothwendig

seyn, daß Blut fließe in einem Duell, oder wird die Sache auch auf eine unblutige Weise beigelegt werden können?

Theophilus. Ich sollte denken, hier wird die Versöhnung leicht seyn.

Adalbert. Warum denn in diesem Fall?

Theophilus. Das versteht sich ja von selbst! Sie haben nicht nöthig sich zu schlagen, denn der folgende Tag bietet ihnen eine Gelegenheit dar, zu zeigen, daß sie Männer von Ehre sind.

Adalbert. Und wenn Einer Ihrer Collegen Sie beleidigt hat — so etwas kann doch vorfallen — senden Sie immer einen Kartellträger an ihn ab, mit der Aufforderung zum Zweikampf?

Theophilus. Das ist hier nicht mehr nöthig. Der grüne Tisch ist mein Kampfplatz, da zeige ich, daß ich ein gewissenhafter, tüch-

tiger Mann bin, da kann mein Gegner desgleichen thun.

Adalbert. Und wenn Sie ihn nicht herausfordern, meinen Sie, daß man Sie deshalb weniger achten wird?

Theophilus. Wie dürfte man es? Die tollen Zeiten sind ja längst vorüber, und seit ich in den Staatsdienst getreten bin, denke ich durch ein unbescholtenes Leben mir allgemeine Achtung erworben zu haben.

Adalbert. Diejenigen also werden bereit seyn, eine Ehrenerklärung zu thun und anzunehmen, welchen sich täglich andere Gelegenheiten darbieten, ihre Tüchtigkeit zu zeigen, und welche durch ein unbescholtenes Leben die allgemeine Achtung verdient haben. Wenn nun die studierenden Jünglinge sich weigern, durch Ehrenerklärung ihre Zwistigkeiten beizulegen, so kann das nur daher rühren, weil sie sich in dem entgegenge-

ſetzten Falle befinden: weil nämlich — wollten Sie nun wohl die Güte haben, es mir ſelbſt zu ſagen, damit ich ſehe, ob wir hierüber vollkommen einig ſind. Weil nämlich —

Theophilus. — es ihnen an Gelegenheit fehlt, ihre Tüchtigkeit zu zeigen.

Adalbert. Und — und — Theuerſter, es fehlt noch etwas, das von groſſer Wichtigkeit iſt, und das Sie nicht übergehen dürfen.

Theophilus. Nun, wenn Sie mir denn das Meſſer an die Gurgel ſetzen, ſo will ich es ausſprechen: Weil ſie auf die Achtung, die man durch ein unbeſcholtenes Leben verdient, nicht rechnen dürfen.

Adalbert. Hierin ſcheint mir vornehmlich die Urſache der Duelle zu liegen. Gedrückt durch das Bewuſtſeyn, daß ſie kein achtungswerthes, kein tadelfreies Leben führen, ergreifen unſere Jünglinge die Gelegenheit, welche ihnen durch

zugefügte oder empfangene Beleidigungen dargeboten wird, um zu zeigen, daß sich dennoch in ihnen etwas Edles und Kräftiges regt. Nicht nur der einzelne Fleck soll abgewaschen, sondern alle Vorwürfe, welche man ihnen wegen eines dem Sinnlichen zugewendeten Lebens machen könnte, sollen zurückgewiesen werden. Warum sollte sonst der Eine die Abbitte wegen eines in Uebereilung gesprochenen Wortes verweigern? Warum sollte der Andere nicht mit einer solchen Erklärung zufrieden seyn? Beide wollen zeigen, daß trotz der Trägheit, trotz der Ausschweifungen, denen sie sich hingeben, doch noch nicht alle Kraft in ihnen untergegangen sey. Deshalb greifen sie zu scharfen Klingen, vielleicht zu Pistolen; deshalb wird der Eine tödtlich getroffen, der Andere muß landflüchtig werden.

Theophilus. Freilich, freilich. Aber wo sind die Mittel, es zu verhüten?

Adalbert. Mir scheint, daß wir nicht mehr weit von der Entdeckung dieser Mittel entfernt sind. Für unsere Jünglinge ist das Duell ein Nothbehelf, ihre Kraft und ihre Tüchtigkeit zu zeigen; sie würden nicht dazu greifen, wenn es ihnen nicht an andern, bessern Veranlassungen fehlte; wenn sie durch Erfüllung ihrer Pflichten die Achtung der Menschen und ihre eigene Achtung sich erworben hätten. Es käme also nur darauf an, alle edlen und kräftigen Jünglinge für die Wissenschaften zu gewinnen, ihnen hier eine Laufbahn zu öffnen, worin sie durch Fleiß und Tüchtigkeit sich Achtung und Ehre erwerben könnten — und man hätte die Veranlassungen zu den meisten Duellen entfernt.

Theophilus. Und hier wollen Sie gewiß wiederum Ihr Hauptmittel, die [illegible]logische Form des Unterrichts, in Anwendung bringen.

Adalbert. Ja freilich. Bedenken Sie doch, wie

wie ungünstig die studierende Jugend in dieser Rücksicht gestellt ist. Für uns ist jede Verrichtung unsers Amtes eine Gelegenheit, unsere Pflichttreue zu beweisen, und die Achtung der Menschen, worauf wir, wie ich denke, einigen Werth legen dürfen, zu erwerben. Wir vernachlässigen uns nicht, weil wir die öffentliche Meinung fürchten; und ob dies gleich nicht der edelste und höchste Antrieb ist, so ist es doch besser, ihn auf sich wirken zu lassen, als in Unthätigkeit zu versinken. Den studierenden Jünglingen bieten sich keine solche Aufforderungen dar, wenigstens keine, welche auf alle berechnet wären. Wie ein Tropfen im Meere, so schwimmt ein Jeder in der Fluth der Uebrigen. Ist er fleißig, so hat er den Beifall Gottes und seines Gewissens; das sollte ihm genügen; aber wenn es nicht genügt in jenem Alter, auf jener Stufe, darf es uns befremden, da wir, bei viel weiter vorgerück-

ten Jahren, wohl der äußeren Erweckungsmittel bedürfen? Man öffne daher allen studierenden Jünglingen eben die Laufbahn der Ehre und Auszeichnung, die sich in jedem späteren, ja in jedem früheren Alter öffnet, und die seltsamer Weise nur ihnen im Allgemeinen sich verschließt. Man verschaffe einem jeden unter ihnen die Gelegenheit, öffentlich vor den Augen seiner Lehrer und seiner Gefährten von seinen Kenntnissen, seinem Fleiße, seiner wissenschaftlichen Bildung ein Zeugniß abzulegen. Wird diese Aufforderung wirklich an Alle gerichtet, und sie wird es durch die dialogische Form des Unterrichts, so wird von den edlen, kräftigen Jünglingen keiner zurückbleiben, keiner wird den Uebrigen einen Preis überlassen wollen, den er wie sie erwerben kann. Angespornt zum Fleiße, wird er den Verirrungen entrissen, denen er sich sonst hingegeben hätte. Wie der Beifall seines Gewissens, so ist ihm auch

die Achtung seiner Gefährten zu Theil geworden. Ein jeder Tag bietet ihm Gelegenheit, sie sich zu erwerben; des Duells bedarf er dazu nicht mehr. Ist er beleidigt worden, oder hat er beleidigt, so wird er, ohne sich zu beschimpfen, eine Ehrenerklärung abgeben oder annehmen können. Der Zweikampf würde die Stütze verlieren, die er jetzt noch in der öffentlichen Meinung und in dem Beispiele einiger edel gesinnten Jünglinge findet; er würde nur den ganz rohen und verwilderten Gesellen überlassen bleiben; und nun könnte er mit Erfolg verboten und bestraft werden, weil die öffentliche Meinung unter den Studierenden selber sich schon dagegen erklärt hätte. — Nun, was meinen Sie dazu?

Theophilus. Mir kommt es mehr auf die Ehre an, als auf den Zweikampf. Gibt es andere Mittel, die Ehre sicher zu stellen, so mag der Zweikampf wegfallen.

Adalbert. Darf ich Ihnen jetzt noch einige Gedanken über die Verbindungen auf den Universitäten vortragen?

Ludovico. Darüber gibt es nicht viel zu erörtern. Die Regierungen haben sie untersagt, sowohl diejenigen, welche politische Zwecke hatten, als auch diejenigen, bei denen es mehr auf Vergnügen und auf Erhaltung gewisser Formen des Studentenlebens ankam.

Adalbert. Und wir erkennen gewiß in diesem Verbot eine dringend nothwendige Maßregel; aber freilich begreifen wir wohl, wie mancher sonst gutgesinnte Jüngling in eine oder die andere dieser Verbindungen gerathen konnte. Herausgerissen aus allen Verhältnissen des Hauses, der Verwandtschaft, der Freundschaft, fühlte er sich zuerst so einsam auf der Universität, als wäre er in eine Wüste versetzt. Hätten doch die Bücher, die Studien, die Wissenschaften, alle seine

Wünsche befriedigen können! Aber sie vermochten es nicht; der Trieb der Geselligkeit sprach zu laut in seinem Herzen, er wünschte sich anzuschließen, und in ein Verhältniß zu treten, das ihn für so viele, die er hatte verlassen müssen, entschädigen könnte. Gern hätte er sich die edelsten, fleißigsten unter den Studierenden zu Freunden gewählt; aber wo gab es ein Mittel, diese zu erkennen, von den Uebrigen zu unterscheiden? In den Hörsälen stellte das allgemeine Schweigen den Gebildeten dem Unwissenden äußerlich gleich, und die Aemsigkeit im Nachschreiben war das Einzige, wodurch hier sich einer vor dem andern auszeichnen konnte. Indessen ward ihm mit jedem Tage seine Einsamkeit, sein Alleinstehen drückender, und da er nicht im Stande war, seinen Umgang nach eigner vernünftiger Wahl zu bestimmen, so mußte er sich hier ganz dem Zufall überlassen. Wenn dieser ihn nun unglück-

lich führte; wenn seine ersten Bekannten Mitglieder einer geheimen Verbindung waren; wenn sie ihn aufforderten, derselben beizutreten; wenn er sich dazu bereden ließ, weil er des Alleinstehens überdrüssig war, und die gefährliche Tendenz der Gesellschaft nicht kannte; wenn er sein durch Handschlag gegebenes Versprechen brach; wenn sein Widerwille gegen die unsinnigen und verbrecherischen Zwecke der Verbindung sich allmälig abstumpfte, und er selbst zu ihrer Ausführung die Hand bot: — so werde ich ihn gewiß sehr strafbar finden, aber auch — sehr zu beklagen!

Ludovico. Allerdings, sehr zu beklagen!

Theophilus. Ja wohl, sehr zu beklagen!

Adalbert. Sehr zu beklagen, denn er hatte doch ursprünglich nichts anderes gesucht, als einen Kreis, dem er sich anschließen könnte, und er würde einen bessern gewählt haben, wenn sich ein solcher ihm dargeboten hätte.

Ludovico. Er würde aber, meinen Sie, ſich ihm dargeboten haben, wenn die Studierenden, die jetzt nur ſchweigend in den Hörſälen nachſchreiben, aufgefordert würden, öffentliche Proben ihres Fleißes und ihrer Fortſchritte abzulegen.

Adalbert. Das meine ich allerdings. Nicht die Vergnügungsörter, ſondern die Hörſäle müſſen den ſtudierenden Jünglingen die Gelegenheit darbieten, ſich einander kennen zu lernen. Hier müſſen ſie mit ihrer Perſönlichkeit, mit ihren Kenntniſſen, ihren Anſichten hervortreten. Dann wird der Gutgeſinnte nicht mehr durch Zufall in einen ſeiner vielleicht unwürdigen Kreis geführt werden; er hat die Beſſeren kennen gelernt, und da er ſelbſt zu den Beſſeren gehört, ſo wird die gegenſeitige Annäherung bald erfolgen. Durch eben die Mittel, welche einer Verbindung das Daſeyn gaben, wird ſie auch beſtehn. In Ver-

gnügungen entsprungen, kann sie nur in Vergnügungen fortgesetzt werden. Hier ward sie durch die Wissenschaft gebildet, und diese bleibt nun auch das Band, welches die Jünglinge an einander knüpft. Es würden nun Gesellschaften zu wissenschaftlichen Zwecken unter den Studierenden entstehn, die, da die Jugend das Formwesen liebt, vielleicht für nöthig erachten würden, sich ihre eigenen Statuten zu entwerfen. Im Bewußtseyn ihrer guten Sache würden sie die Bestätigung derselben nachsuchen, und diese — glaube ich — würde ihnen nicht verweigert werden.

Ludovico. Es könnten aber unter dem Schein der Wissenschaft sich manche gefährliche Bestrebungen verbergen.

Adalbert. Um dies zu verhindern, müßte stets Einer der Professoren die Aufsicht über eine

solche Verbindung führen, und dieser müßte für den darin herrschenden Geist verantwortlich gemacht werden. Es verhielte sich dann mit diesen Vereinen im Reiche der Wissenschaft wie mit den religiösen Zusammenkünften in der Kirche. Man mißtraut ihnen, wenn sie sich selber leiten; man erkennt ihre heilsamen Wirkungen, wenn ein Geistlicher ihre Leitung übernommen hat.

Ludovico. Gestatten Sie eine Verbindung unter Studierenden, so werden immer Ausgelassenheiten die Menge dabei vorfallen.

Theophilus. Es wäre auch Schade, in der That, wenn sie ganz unterbleiben sollten.

Adalbert. Wie weit die Regierung hierin gehen will, das bleibe ihrer Weisheit überlassen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir zugeben, daß durch die Form des Unterrichts, die ich vorschlage, die Besseren unter den Studierenden einander nä-

her gebracht, und vor politisch gefährlichen, oder roh ausschweifenden Verbindungen geschützt werden könnten.

Ludovico. Das könnte man Ihnen allenfalls zugeben. Sie haben uns viel gefragt; nun erlauben Sie auch mir eine Frage: Schmeicheln Sie sich in der That, die von Ihnen in Vorschlag gebrachte Veränderung jemals eingeführt zu sehn? Sie müßten zuerst die Behörden überzeugen. Meinen Sie, daß Ihnen dies gelingen würde?

Adalbert. Ich habe darüber gar keine Meinung. Die Behörden, selbst wenn sie meinen Vorschlag billigten, würden sich darauf beschränken müssen, den Wunsch zu äußern, daß ein solcher Versuch angestellt werden möchte. Befehlen lassen sich Dinge nicht, die besser unterbleiben, wenn sie nicht mit der vollsten Ueberzeugung, dem lebendigsten Eifer ausgeführt wer-

den. Vornehmlich ist also die Sache in die Hände der Lehrer auf den deutschen Hochschulen gelegt, und vielleicht will es eine günstige Schickung, daß, während wir diese Gedanken besprechen, ähnliche Ideen in einzelnen dieser würdigen Männer entstanden sind. Gewiß sind ihnen allen Wissenschaft und Sittlichkeit gleich heilig und theuer. Muß es ihnen nicht peinlich seyn, Jahr aus Jahr ein zu einer Versammlung zu reden, aus welcher sich niemals eine Stimme erhebt, um zu bezeugen, daß man sie verstanden hat, daß die Gaben, die sie so reichlich darbieten, angenommen und benutzt worden sind? Muß nicht eine noch viel größere Pein für sie in dem Gedanken liegen, daß sie sich auf einem mannigfaltig entweihten Boden bewegen, und daß die Universitäten nicht für Alle die sie besuchen, Schulen der Wissenschaft, sondern auch für Viele — Schulen der Unsittlichkeit werden? Sollten sie nicht

darüber nachsinnen, wie diese Institute, ohne äussere Veränderung, mit Beibehaltung, ja mit noch größerem Hervortreten ihres wissenschaftlichen Charakters, umgestaltet, erneut, geheiligt werden könnten? Sollte sich ihnen da nicht von selbst das durch mich vorgeschlagene Mittel als eines der leichtesten darbieten? Es hat sich schon in den kleineren Kreisen der theologischen und philologischen Seminarien bewährt; es hat dort zum Theil bewundernswürdige Früchte getragen: sollte es nicht mit gewissen Modificationen bei allen Fakultäten, und bei einer größeren Hörerzahl angewendet werden können? Diese Anwendung ist freilich mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden, ja es scheint, als ob der Lehrer der Hochschule dadurch von seiner Würde verlöre, und sich dem Lehrer des Gymnasiums gleich stellte. Doch in der That steigt er nur scheinbar herunter, um sich mit seinen Schülern desto mehr zu erheben.

Auch werden seine Zuhörer nicht mehr ihren oft für ihn so demüthigenden Einfluß auf ihn geltend machen, denn sie haben denselben nur während sie schweigen; sie verlieren ihn aber in einem Gespräche, wo ihr Lehrer seine Ueberlegenheit geltend machen, und sie in ihre Schranken zurückweisen kann. — Dies Alles und noch mehr als dies möchte ich den Lehrern auf den deutschen Universitäten vortragen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme von Einigen unter ihnen beachtet würde.

Ludovico. Sie würden Ihnen vielleicht antworten: Der Zweck Ihrer Vorschläge könnte hinlänglich durch gewisse Mittelspersonen zwischen Ihnen und den Studierenden, durch Anstellung von Repetenten, erreicht werden.

Adalbert. Darauf würde ich antworten: Ich beschwöre Sie, Verehrteste, seyn Sie Ihre eigenen Repetenten. Nur von Ihnen selber ge-

handhabt, kann dieſe Form des Unterrichts in ihrer ganzen Kraft erſcheinen; ſie muß verlieren, wenn ſie andern Händen überlaſſen bleibt.

Ludovico. Sie würden vielleicht ſagen: Wenn man bemerke, daß ein Studierender ſich vernachläſſigt, ſo könne er zu einem Examen vorgeladen, und wenn er ſchlecht beſteht, verwieſen werden.

Adalbert. Und ich würde antworten: Bringen Sie durch eine ſolche Einrichtung nicht das öffentliche Befragtwerden und Antworten in Mißkredit. Es müſſe niemals als eine Strafe, es müſſe immer nur als eine Auszeichnung erſcheinen!

Ludovico. Sie würden ſagen — Nun was weiß ich? Vielleicht würden auch Einige, zumal von den Jüngeren, Ihnen beiſtimmen, und ſich der von Ihnen vorgeſchlagenen Methode bedienen. Sollte ſich dann die öffentliche Stimme dafür er-

klären, so könnte diese Form des Unterrichts vielleicht einmal allgemein werden.

Theophilus. Halt! Es scheint wir wären fertig; aber Sie haben die Hauptsache unbeachtet gelassen.

Adalbert. Was denn?

Theophilus. Sehen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Wenn das geschähe, was Sie wünschen, so würde ja das alte, echte, frohe Leben auf Universitäten ganz durch den Ernst und den Eifer im Studieren verdrängt werden.

Adalbert. Seyn Sie darüber ganz ruhig. Das wahre frohe Leben würde nun erst beginnen, und man würde sich dieser Zeit bis in das späteste Alter hinein gern erinnern, denn man könnte daran denken — ohne Reue.

Der
ewige Jude.

Eine Legende.

1. Zu der Zeit, als der Herr auf Erden wandelte, lebte zu Jerusalem ein reicher Kaufmann und Wechsler, mit Namen Ahasverus. Das bedeutende Vermögen, das er sich schon erworben hatte, strebte er durch emsige und einsichtsvolle Thätigkeit zu vermehren; zugleich war er aber bedacht, sich dadurch den vielseitigsten Genuß zu verschaffen. Auf den Reisen, die er in Handels-Angelegenheiten unternommen hatte, war er mit Philosophen von der Epikuräischen Secte bekannt geworden; diese hatten ihm den sinnlichen Genuß als die Bestimmung des Menschen dargestellt; und hatten ihn mit einer Anleitung ver-

ſehn, das Leben dem gemäß auf das weiſeſte einzurichten. In Jeruſalem hatte er ſich beſonders den Sadducäern angeſchloſſen; zu dieſen gehörten manche vornehme Leute, in den beſten Jahren, die ſich nicht ſelten in Geldverlegenheiten befanden, in welchen er ihnen, ohne ſeines eigenen Vortheils zu vergeſſen, bereitwillig zu Hülfe kam, und mit welchen er ſich oft von den eigenthümlichen Lehren ihrer Parthei unterhielt. Dieſe Lehren, und unter ihnen vornehmlich die Behauptung, daß der Menſch kein Leben nach dem Tode zu erwarten habe, und alſo die Freuden des gegenwärtigen Daſeyns um ſo eifriger genießen müſſe, wurden von ihm mit unbedingtem Beifall aufgenommen.

2. So hatte ſich denn bei ihm eine, ſeinen Neigungen gemäße, Anſicht der Welt und des Lebens ausgebildet. An den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, deſſen Dienſt in dem Tem-

pel zu Jeruſalem gefeiert ward, glaubte er nicht; die Philoſophen hatten ihn von dieſem Aberglauben befreit. Er dachte ſich eine Einheit der wirkenden Kräfte, jedoch ohne Bewußtſeyn, eine Weltſeele, aus der die Weſen als einzelne Erſcheinungen hervorgingen, und in welche ſie bewußtlos zurückkehrten. Wie der Zufall oder die Nothwendigkeit es fügte, meinte er, könnte einzelnen dieſer Weſen ein beſonders großes Maß geiſtiger und körperlicher Lebenskraft zu Theil geworden ſeyn; — er ſelber war geneigt ſich für ein ſolches Weſen zu halten; — und dieſe wären alsdann zu höchſt auffallenden Dingen beſtimmt, die, obgleich von der Natur-Nothwendigkeit herbeigeführt, doch von dem Volke als Wunder angeſtaunt würden. Die einem jeden zugefallene Kraft, meinte er weiter, müſſe man anwenden um zu erwerben und um zu genießen. In Rückſicht der Mittel des Erwerbs dürfe man nicht

zu ängſtlich ſeyn; doch wäre dabei allerdings die Verletzung der bürgerlichen Ordnung und ſelbſt des geſelligen Anſtandes zu vermeiden. Den Genuß müſſe man nicht auf körperliche Empfindungen beſchränken, ſondern man müſſe ihn durch geiſtige Freuden, und namentlich durch diejenigen, welche Kunſt und Wiſſenſchaft gewähren, zu bereichern ſuchen. Da nun der Genuß durch nichts ſo ſehr geſtört und verkümmert werde als durch unruhige Bewegungen des Gemüths, ſo ſey es gut dieſe möglichſt zu beſeitigen. Hierin habe man ſchon viel geleiſtet, wenn man ſich keine anderen Gefühle erlaube, als ſolche, die ſich auf das eigene Selbſt beziehen; alle diejenigen aber die durch Theilnahme an dem Schickſal anderer Menſchen erweckt werden, unnachſichtlich aus dem Innern verbanne. Man könne zwar nicht umhin Theilnahme für fremdes Glück und fremdes Unglück zu äußern, weil dies die gebildete

Geselligkeit also erfordere; aber man könne es, wie er es aus eigener Erfahrung wisse, sehr leicht dahin bringen, bei diesen Aeußerungen durchaus nichts zu empfinden. Vornehmlich aber ständen einem ruhigen Lebensgenusse diejenigen Befürchtungen und Hoffnungen entgegen, die durch die Erwartung eines Lebens nach dem Tode hervorgerufen würden. Nicht ehe also als bis man diesem Glauben entsagt habe, könne man hier auf Erden zu der erwünschten Behaglichkeit gelangen. Es sey zum Erstaunen, versicherte er, welche Last zugleich mit jenem Hirngespinnst von seinem Herzen abgefallen sey! Er fände zwar die Vernichtung nicht angenehm; könne sich aber viel leichter an diesen Gedanken gewöhnen, als an den eines in geistiger Beschauung fortgesetzten endlosen Daseyns. Wenn er sich durch die Arbeit des Tages, und durch ein darauf folgendes substanzielles Mahl ermüdet habe, dann wolle er schla-

fen gehn; und wer ihn aufwecke, um ihn zum Anhören einer philoſophiſchen Vorleſung, oder zur Theilnahme an einer Andachtsübung zu zwingen, der würde wenig Dank bei ihm verdienen.

3. Eines Tages hatte er ſich in den Tempel begeben, nicht um zu beten, denn das hielt er für überflüßig, ſondern um zu arbeiten, und um dort ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte zu treiben. Das Paſſah war nahe; aus den verſchiedenen Ländern worin die Juden zerſtreut waren, ſtrömten Diejenigen in Menge herbei, die das große Feſt zu Jeruſalem begehn, und im Tempel ihre Opfer darbringen wollten. In der Nähe des Heiligthums, in dem Vorhofe der Heiden, ward ihnen alles dazu nöthige feil geboten. Man ſah dort ganze Heerden von Schaafen und Ochſen, ganze Schwärme von Tauben; durch die thieriſchen Stimmen und durch die noch lauter ſchreienden Käufer und Verkäufer ward die Ruhe des

Heiligthums und die Andacht der Betenden gestört. Auch Wechsler hatten dort ihre Tische aufgestellt, um die griechischen und römischen Münzen, welche die das Fest Besuchenden mitbrachten, in jüdische Münzen umzusetzen, zu Geschenken und Abgaben an den Tempel. Dies letztere Geschäft trieb auch Ahasverus, und obgleich er, als ein reicher Mann, es durch einen seiner Gehülfen hätte können verrichten lassen, so mochte er es doch gerade an diesem Orte gern selbst übernehmen, weil es ihm eine sonderliche Freude gewährte zu sehen, wie hier das Unheilige über das Heilige den Sieg davon zu tragen schien. Er hatte sich über seinen Tisch gebeugt, um durch Zahlen die er darauf schrieb, einen eben gemachten bedeutenden Gewinn zu berechnen, als er durch ein plötzlich entstehendes Geräusch aufgeschreckt ward. In der Mitte eines Volkshaufens stand ein Mann, einfach gekleidet, von jugendlich schö-

ner und hoher Gestalt, mit ernster königlicher Würde im Angesicht. Traget das von dannen, rief er mit donnernder Stimme, und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus. Es war der Prophet von Nazareth, von welchem Ahasverus zwar viel gehört, den er aber noch niemals gesehen hatte. Verdrießlich blickte er auf, und wollte sich eben eine solche Störung verbitten, als er durch eine Geißel, die der Prophet schwang, einen schmerzlichen Streich mitten im Gesichte erhielt. Zugleich ward ihm, er wußte selbst nicht wie, der Tisch umgestürzt, und die schönen Gold- und Silber-Münzen rollten weit auf dem Boden umher. Schnell warf er sich nieder, und kroch umher um sie aufzusuchen. Als er sich wieder erhob, hatte sich das Getümmel verlaufen, und der Prophet war verschwunden.

4. Nach dem Grundsatze, sich keine heftigen

Bewegungen des Gemüths zu erlauben, unterdrückte Ahasverus auch hier den Unmuth, der ihn erfüllte; und da er mit dem Propheten von Nazareth in Berührung gekommen war, so beschloß er, von seinem Wirken eine nähere Notiz zu nehmen, und es einer unpartheiischen Prüfung zu unterwerfen. Er sammelte also Nachrichten über den Herrn; ja er unternahm selbst manche kleinere Reise, um ihn zu beobachten, und um Zeuge seiner Reden und Thaten zu seyn. Das Urtheil, das er sich über ihn bildete, und das er in dem Kreise seiner Sadducäischen Freunde aussprach, war ungefähr folgendes: In den Reden des Propheten fänden sich zwar allerdings viele treffliche Nutzanwendungen, schöne Kernsprüche, und Ermahnungen zur echten Lebensweisheit; wenn man seine Lehren jedoch nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft beurtheile, so entdecke man vieles darin, was nicht Stich halte.

Denn sie bezögen sich vornehmlich auf ein Daseyn, außerhalb dieser sichtbaren Welt, und dieser endlichen Zeit; dabei liege aber ein philosophischer Irrthum zum Grunde, denn es gebe keine unsichtbare Welt außerhalb der sichtbaren, und keine Ewigkeit außerhalb der Zeit. Was die Wunder des Herrn betrifft, so wagte er damals noch nicht ihre thatsächliche Wahrheit und Wirklichkeit zu leugnen, noch dem Zeugnisse der Unzähligen, die dabei gegenwärtig gewesen waren, zu widersprechen. Nur erst in späteren Jahrhunderten hat er sich erdreistet mit der Behauptung hervorzutreten, die Wunder des Herrn wären aus natürlichen Ursachen zu erklären, oder die Erzählungen davon wären Mythen, die zwar einen geistigen Inhalt darböten, deren Wahrheit oder Unwahrheit aber gänzlich unentschieden bleiben müsse. Ließ er sie aber gleich damals für wahre Ereignisse gelten, so wollte er doch darin kein

Zeugniß für die Göttlichkeit der Lehre und der Sendung des Herrn erkennen. Nach den uns unbekannten, nothwendigen Gesetzen, meinte er, nach welchen sich die Wesen aus der Weltseele, dem Urgrund der Dinge, entwickeln, ist diesem Manne ein besonders grosses Maß geistiger Kraft zu Theil geworden; und dadurch ist er im Stande selbst in der Körperwelt unerklärliche Veränderungen hervorzubringen. Zu bedauern, sehr zu bedauern ist nur, daß er diese Kraft so unnütz vergeudet! Ei, was schöpft das gemeine Wesen daraus für Vortheil, daß er auf einer Dorfhochzeit Wasser in Wein verwandelt, daß er in der Wüste eine hung'rige Menge gespeiset hat, und daß er den Kranken, die Vertrauen auf ihn setzen, die Gesundheit wiedergibt? Das Alles geschieht planlos, ohne Ordnung, ohne Leitung durch die vorgesetzten Behörden. Der Mann sollte nicht im Lande umherziehn, sondern einen festen Auf-

enthalt wählen, und ſich häuslich niederlaſſen. Hätten dann die Aerzte mehrere Jahre hindurch ihre Kunſt an einem Kranken geübt, und nichts ausgerichtet, nun dann könnte ein ſolcher Kranker zu ſeiner Heilung ihm überwieſen werden. Oder wäre eine Hungersnoth zu befürchten, ſtiegen die Brot- und Weinpreiſe zu hoch, was jedoch nur ſehr ſelten geſchehe, ſo würde dieſer Mann nach Vorſchrift der Regierung, ſeine Kraft zur Vermehrung des Brotes und des Weines, und zur Herabdrückung der Preiſe anzuwenden haben.

5. Seit Ahasverus das erſte Mal mit dem Herrn zuſammentraf, waren nun ſchon einige Jahre verfloſſen. Das Paſſah war wiederum nahe; Jeſus war in Jeruſalem erſchienen, um ſich ſelbſt als Verſöhnungsopfer für die Menſchen dem Vater darzubringen; durch ſeine Gefangennehmung, durch das von dem hohen Rathe

und von Pilatus über ihn gehaltene Gericht, war die ganze Stadt erregt worden. Nur Ahasverus, ganz in kaufmännische Geschäfte vertieft, zu welchen die Anwesenheit so vieler Fremden in Jerusalem jetzt Gelegenheit darbot, hatte von dem allen keine Kunde erhalten. Am Morgen vor dem ersten Festsabbath war er jedoch ausgegangen, um sich an dem Geräusch und der Bewegung in der Stadt zu ergötzen. Da kam ein Getümmel die Straße herauf; römische Soldaten eröffneten und schlossen den Zug. In ihrer Mitte ging ein Mann, mit einem Kreuze beladen, das er selber zur Richtstätte schleppen mußte, um daran zu sterben. Ihn umwogte eine Menge, aus welcher viele Stimmen des Spottes, und auch einzelne Töne der Wehklage über sein Schicksal sich erhoben. Es war der Prophet von Nazareth, dessen Gestalt sich dem Ahasverus so tief eingeprägt hatte, daß er ihn auch in diesem Zu-

ſtande ſogleich wieder erkannte. Als Ahasverus näher gekommen war, und ſich in geringer Entfernung von dem Herrn befand, ſank dieſer unter der Laſt des Kreuzes, und fiel ohnmächtig auf den Boden nieder. Ahasverus war nicht ſowohl gerührt, als erbittert über dieſen Anblick. „Das hätte ich ihm vorher ſagen wollen," rief er, indem er dieſe Worte an einen der Umſtehenden richtete, „das hätte ich ihm ſagen wollen, wenn er mich befragt hätte, daß es ſolch ein Ende mit ihm nehmen würde! Da ſieht man die verderblichen Folgen der Schwärmerei! Dieſer Mann muß nun in ſeinen beſten Jahren eines elenden Todes ſterben; und er hätte doch, wäre er beſſern Eingebungen gefolgt, als ruhiger und nützlicher Bürger, allgemein geachtet und geſchätzt, es bis zu einem hohen Lebensalter bringen können." Da erhob ſich der Herr, und indem er daſtand als der Richter über Leben und Tod,

ſprach

ſprach er zu dem Ahasverus: „Da dir das Leben ſo lieb iſt, ſo ſollſt du leben bis ich wieder komme; aber ſiehe zu, daß du alsdann Buße gethan haben mögeſt.“ Dann ſank er wieder zuſammen. Die Kriegsknechte ergriffen einen Mann, der eben vom Felde zurückkam; beluden dieſen mit dem Kreuze; und der Zug ging nun weiter, der Richtſtätte zu.

6. Ahasverus war tief in Gedanken ſtehn geblieben. Die Worte: „Du ſollſt leben bis ich wiederkomme,“ tönten ihm in die Ohren, und füllten ſein Inneres. Bald ſchien es ihm, er habe ſie wirklich gehört; bald auch, es ſey nur ein Traum, eine Einbildung geweſen. Doch es ward ihm nicht ſchwer ſich zu überreden, daß er ſie in der That vernommen habe. Was meint er damit? ſprach er zu ſich ſelbſt. Will er mich etwa ſtrafen? Wahrlich, dann irrt er ſehr,

wenn er glaubt, daß eine Verlängerung des Lebens für mich eine Strafe seyn würde. Nichts in der Welt würde mir gröſsere Freude machen. Es ist eine Art von Weiſsagung über mich. Wie, wenn sie einträfe? Warum nicht? Daß in diesem Manne eine höhere, geistige Naturkraft wirkt, ist wohl ohne Zweifel; und es läſst sich denken, daſs sie beim Herannahn des Todes, durch die starke Gemüthsbewegung, bis zu einem hellen Blick in die Zukunft gesteigert worden sey. Ich nehme sie an, mit Freuden nehme ich sie an, seine Wahrsagung; und ich will mich demnach bereiten zu leben — bis er wiederkommt. Also doch nur bis zu einem gewiſsen Zeitpunkt? Also sollte ich doch einmal diese Erde verlaſsen? Am liebsten verweilte ich immer auf ihr! Sollte das nicht auch in seinen Worten dunkel angedeutet liegen? Bis ich wiederkomme, sagte er. Nun, er geht zum Tode, er muſs sterben, er wird nie-

mals, niemals wiederkommen; also werde ich immer, immer leben auf dieser Erde!

7. In der frohen und begeisterten Stimmung, worein ihn diese Gedanken versetzt hatten, ging er weiter, und begegnete bald zween von seinen Sadducäischen Freunden; es war ein Aelterer der einen Jüngeren führte. Woher, und wohin? fragte sie Ahasverus. Der ältere Sadducäer erwiederte lächelnd: Dieser unser junger Freund hat sich durch die Neugier verleiten lassen bei der heutigen Verurtheilung des Nazareners einen Zuschauer abzugeben, und da er noch nicht zur rechten Höhe der Lebensweisheit, und zur Herrschaft über seine Affecte gelangt ist, so ist er durch dies Schauspiel in große Traurigkeit versetzt worden. Da ich nun gegen Betrübniß kein besseres Mittel weiß, als Speise und Trank, und dabei ein heiteres, geistreiches Gespräch, so habe ich in meinem Hause ein Mahl

bereiten laſſen, das ich mit meinem jungen Freunde einnehmen will. In Euch finde ich unerwartet und glücklich einen Gaſt, der meine Einladung nicht ausſchlagen wird. Kommt mit uns; Ihr ſollt einen Wein koſten, wahren Nectar, den ich mir aus Griechenland verſchrieben habe. — Ahasverus folgte nicht ungern. Sie traten in ein Zimmer, wo eine, bei der ſchon zunehmenden Tageshitze ſehr angenehme Kühlung herrſchte. Hier ſtand ein Tiſch, belaſtet mit mannigfaltigen Speiſen, und einigen großen Krügen voll Wein. Alle drei nahmen Platz, und fingen an ſehr fröhlich ihr Mahl zu halten.

8. Ahasverus, nachdem er von mehreren Schüſſeln gekoſtet hatte, that ſeinen Mund auch zum Reden auf, und ſprach: Dieſe verſchiedenen Speiſen ſind eben ſo viel Entfaltungen des groſſen Weltgeiſtes, aus welchem auch unſer Weſen hervorgegangen iſt. Indem wir ſie genießen, be-

festigen wir also unsere Gemeinschaft mit dem All der Dinge, und nehmen die höhere Naturkraft in uns auf. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn beim Essen uns eine Begeisterung ergreift, die durch das was zur eigentlichen Sättigung hinreicht, noch nicht gestillt wird, sondern weit über dieses Maß hinausgeht.

Darauf nahm der ältere Sadducäer das Wort, und sprach: Niemals ist wohl die Unterredung während einer Mahlzeit tiefer, gründlicher und philosophischer eröffnet worden, als es jetzt so eben durch unsern Freund Ahasverus geschehn ist. Zu der Betrachtung die er über die Speisen angestellt hat, sey es mir vergönnt eine ähnliche über den Wein hinzuzufügen. Sind die Speisen gleichsam das genießbare Fleisch des großen Naturganzen, so ist der Wein das Blut oder der Nervensaft in demselben. Die Versenkung in unsern Urgrund geschieht deshalb auch schnel-

ler, vollſtändiger durch Trinken als durch Eſſen. Aus dem goldenen Weine, womit dieſer goldene Pokal angefüllt iſt, blitzen und duften die feinſten Geiſter hervor; aus meinem Magen und aus meinen Eingeweiden erheben ſich eben ſo viel durſtige und nach Vereinigung ſchmachtende Geiſter. Ich leere den Becher, die Vereinigung iſt vollbracht, und ſogleich ſpüre ich ihre Wirkung. Denn indem die Lebensgeiſter in mein Gehirn ſteigen, brüten ſie daſelbſt eine große Mannigfaltigkeit trefflicher Gedanken aus; und indem ſie um mein Herz zuſammenſtrömen und es erwärmen, erfüllen ſie es mit Großmuth und Tapferkeit, und machen mich zu edlen Thaten geſchickt. Hochbegabte Naturen gerathen deshalb auch viel leichter und häufiger in den Enthuſiasmus des Trinkens, als in den des Eſſens, und es iſt ein tiefſinniges Wort unſerer Weiſen, wenn ſie ſa-

gen: Man trinkt leider oft zu viel, aber niemals genug.

Mit einem tiefen Seufzer hub nun der jüngere Sadducäer an: Ach, aber ach, auf den Genuß der Speisen folgt schwere Verdauung und Magendrücken, und auf den Genuß des Weins Trunkenheit und Betäubung. Wie schnell rückt nicht auch das Alter heran, und dann verlieren unsere abgelebten Organe die Kraft, die in uns aufgenommene Fülle des Unendlichen gehörig zu verarbeiten. Und endlich kommt der Tod, wo dann mit dem Daseyn auch Essen und Trinken gänzlich aufhört.

9. Hierauf ist erstlich zu erwiedern, versetzte der ältere Sadducäer, daß nach einer weisen Einrichtung der Natur, der Mensch auch dann, wenn schon die Fähigkeit zu andern Genüssen in ihm erloschen ist, noch den Sinn und Ge-

ſchmack für Speiſe und Trank zu behalten, ja in höherem Maße zu empfangen pflegt; und zweitens, daß man durch eine planmäßige Behandlung des Körpers, die Zeit der Jugendkraft weit hinaus über ihre gewöhnlichen Grenzen verlängern kann. Wer zum Beiſpiel, wenn er mich bei Tiſche ſieht, ſollte glauben, daß ich bereits ein Alter von ſechzig Jahren erreicht habe?

Aber der Tod, der Tod! ſeufzte noch lauter der jüngere Sadducäer. Wo finde ich Troſt gegen den Gedanken, daß es mit dieſem guten Leben und mit allen ſeinen Genüſſen doch einmal, früher oder ſpäter, ein Ende nehmen muß?

In dem Feſthalten an der Gegenwart, ſagte der ältere Sadducäer, werden wir dieſen Troſt finden, in der Entfernung der Sorge für die Zukunft, und in der Unterwerfung unter jene Nothwendigkeit, die uns in das Daſeyn rief, und die es auch wieder vernichtet.

10. Erlaubt mir, sagte Ahasverus, euch hier einen Gedanken vorzutragen, der in mir aufgegangen ist. Ihr sprecht von einer Nothwendigkeit des Todes. Sollte es denn nicht möglich seyn, um diese Nothwendigkeit herumzukommen? Läßt sich denn überhaupt die Nothwendigkeit des Todes, aus Prinzipien der Vernunft, speculativ erweisen? Gern will ich, als ein bloßer Dilettant in der Wissenschaft, mich hierin Euerm Urtheil, die Ihr ein Philosoph von Profession seyd, unterwerfen. Doch nach meinem geringen Dafürhalten wäre es nicht unmöglich, daß der Weltgeist eine seiner Ausgeburten mit einer solchen Fülle der Lebenskraft ausgerüstet hätte, daß er sie nicht mehr in sich zurückziehn könnte, sondern daß ihr eine ewige Fortdauer hier auf Erden, in ungetrübter Jünglings- oder Manneskraft gesichert wäre. Unsere Vorstellung von der Nothwendigkeit des Todes ist nur aus

der Erfahrung abſtrahirt; ſolche der Erfahrung abgeborgte Sätze werden aber von einer gründlichen Wiſſenſchaft nicht anerkannt. Und wie beſchränkt iſt nicht auch unſere Erfahrung! Kennen wir alle Menſchen die auf Erden leben? Haben wir einen jeden nach ſeinem Alter gefragt? Wenn ich eine recht groſſe Maſſe Volks zuſammen ſehe, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter, daß man ſie nicht zählen kann, dann denke ich mir wohl: Wer weiß ob da nicht mancher Kerl mit unter läuft, der mehrere Millionen Jahre alt iſt.

Gegen die Richtigkeit und Gründlichkeit dieſes Gedankenganges, ſagte der ältere Sadducäer, möchte wohl ſpeculativ nichts einzuwenden ſeyn.

11. Ihr ergötzt Euch, ſagte der jüngere Sadducäer, an dem Gedanken eines endloſen Lebens hier auf Erden; aber ich geſtehe, daß er mir furchtbar und entſetzlich erſcheint. Die Gleich-

förmigkeit, mit welcher die Tage ſich abſpinnen, iſt jetzt ſchon nicht leicht zu ertragen; nach mehreren hundert, ja nach mehreren tauſend Jahren müßte die Wiederkehr eben derſelben Zuſtände und Vorfälle in Verzweiflung ſtürzen. Der immer Fortlebende hätte dann auch ſchon manches Menſchengeſchlecht, und mit dieſem, alle die ihm theuer waren, dahinſchwinden ſehn; er würde nicht mehr fähig ſeyn an irgend etwas das Herz zu hängen, und er müßte ſich ſchmerzlich ſehnen ſeinen Freunden und Angehörigen nachzufolgen in die Gruft.

Keinesweges, rief Ahasverus, keinesweges würde ich, wenn das Schickſal mir die Gunſt eines endloſen Lebens beſtimmt hätte, dieſe Sehnſucht fühlen, von welcher Ihr, mein junger Freund, nur deshalb träumt, weil Ihr noch nicht gänzlich von Schwärmerei geheilt ſeyd. Ei was! Sehn wir nicht, daß Mancher auch

jetzt ſchon Brüder und Schweſtern, Vater und Mutter, Weib und Kinder überlebt? Den Mehreſten wird es nicht ſchwer einen ſolchen Verluſt zu ertragen; und ſie ſind ſchnell bedacht ſich neue Verhältniſſe an der Stelle der untergegangenen zu ſchaffen. Durch fortgeſetzte Uebung mehrere Jahrtauſende hindurch würde nun ein ſolcher Wechſel immer weniger beſchwerlich, ja er müßte am Ende höchſt angenehm und erfreulich werden. Ein echter Lebenskünſtler würde überhaupt jene Einförmigkeit, worüber ihr klagt, zu vermeiden, und einen jeden Tag durch den Wechſel der Geſchäfte und Genüſſe zu verſchönern wiſſen. So würde er in ſüßer Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens einen Tag nach dem andern verleben; und die zurückgelegten Jahrhunderte und Jahrtauſende würden ihm ſo kurz vorkommen, als uns jetzt ein Jahrzehnt erſcheint.

Trefflich, trefflich, rief der ältere Sadducäer.

Dieſer erleuchteten Anſicht unſers Freundes Ahasverus, der ſich heute durch Gründlichkeit und Scharfſinn der Gedanken ſelbſt übertrifft, trete ich von ganzem Herzen bei. Laßt uns die Becher füllen, und ſie mit Einem Zug darauf leeren, daß Jeder unter uns dieſer glückliche Sterbliche — oder vielmehr Nichtſterbliche ſeyn möge.

Arme Käuze, ſprach Ahasverus hohnlachend zu ſich ſelber, vergebens wünſcht Ihr euch ein Glück, das mir allein beſchieden iſt. Ich ſehe euch, wie Ihr todt im Grabe liegt, und mich, wie ich lebendig und kräftig über euern Moder hinwegſchreite.

Ein jeder nahm nun den tiefen Becher, den er bis zum Rande füllte, und ſetzte nicht ab, bis er ihn ausgeleert hatte.

12. Am Kreuze verſchmachtend und gemartert durch den furchtbaren Brand, welchen innere und äußere Qualen in ſeiner Seele und in ſei-

nem Leibe hervorgebracht hatten, rief in dieſem Augenblicke der Herr: Mich dürſtet. Die Gazellen der Berge, die in Begriff waren aus den Waldbächen zu trinken, bebten zurück, und wagten nicht ihre Zungen mit der Feuchtigkeit zu benetzen. Alle kühlen Brunnen, die herabrieſeln von der Höhe der Felſen, hielten inne in ihrem Laufe, und ſtürzten ſich dann in die Tiefe laut wehklagend, daß es ihnen nicht vergönnt geweſen ſey, den Durſt ihres Schöpfers zu ſtillen. Schon neigte der Herr ſein theures Haupt mit den brechenden Augen auf ſeine unſchuldige, liebevolle Bruſt. Es iſt vollbracht, rief er laut in die Ewigkeit hinein und verſchied. Da bebte die Erde, und der Vorhang des Heiligthums zerriß. Enthüllt war das Herz des Vaters, der die Strafe des Todes in einen Segen verwandelt, für die Kinder, die er zu ſich ruft. Treue Hände nahmen nun die heilige Leiche vom

Kreuze, sie mit zarter, ehrfurchtsvoller Scheu berührend, und legten sie in das Grab. Dunkel der Nacht verbreitete sich über das Grab und über Jerusalem, und schloß den Tag schauervoller Wehmuth und unergründlicher Gnade.

Die drei Gesellen aber erhoben sich wankend, und versicherten, daß sie noch keinen Tag so heiter zugebracht hätten.

13. Seit dem Tode des Herrn waren nun mehr als vierzig Jahre verflossen, und sein Wort hatte sich an dem Ahasverus bewährt, denn dieser, der jetzt ein Greis von achtzig Jahren hätte seyn müssen, war in dem Alter von vierzig, worin er sich damals befand, stehen geblieben. Sein Haar war nicht erbleicht, sein Auge nicht erloschen, seine Stirn nicht gerunzelt, seine Wangen nicht eingefallen. In seinem nächsten Kreise war Alles ausgestorben, Weib und Kinder; auch die beiden Sadducäer waren gegangen an ihren

Ort. Doch er hatte reichlichen Troſt gefunden in der Hoffnung, die ſich mehr und mehr in ihm zur Gewißheit erhob, daß der Tod, der Alles fortraffte, doch ihn verſchonen müßte; und die Lücken in ſeinen häuslichen und freundſchaftlichen Verhältniſſen hatte er immer ſchnell wieder ausgefüllt. Indeſſen hielt er es nicht für rathſam es der Welt bekannt werden zu laſſen, welche Bewandniß es eigentlich mit ihm habe, damit die Furcht vor dem Geheimnißvollen in ſeiner Perſon nicht die Menſchen von ihm zurückſchreckte. Er beſchloß daher ſeinen Wohnort ſo wie ſeinen Namen häufig zu wechſeln, und verlegte zuerſt ſeinen Aufenthalt von Jeruſalem nach Klein-Aſien.

Inzwiſchen war auch Gottes großes Strafgericht über die Hauptſtadt Judäa's durch Titus vollzogen worden. Er hatte ſie, nach den von dem Herrn vorherverkündigten Schreckniſſen und

Greueln

Greueln der Belagerung, weggenommen; der Tempel, die Palläſte und Häuſer waren zerſtört, die Einwohner getödtet oder in Gefangenſchaft geführt. Als Ahasverus dieſe furchtbare Kunde vernahm, triumphirte er über den klugen Entſchluß, ſich von Jeruſalem zu entfernen, den er noch zur rechten Zeit gefaßt habe, und erkannte in ſich nun auch hierin einen Günſtling des Schickſals. Da ihn jedoch ſeine Handels-Angelegenheiten noch immer häufig nach Judäa führten, ſo beſchloß er bei ſeiner erſten Anweſenheit die Trümmer Jeruſalems zu beſuchen, um bei ſeiner Rückkehr eine Staunen erregende Schilderung davon entwerfen zu können.

11. Er hatte ſeine Anſtalten nicht ganz zweckmäßig getroffen, und ſchon war die Erde von dem Dunkel einer durch den Mond nur ſpärlich erhellten Nacht bedeckt, als er bei dem Schutthaufen anlangte der ſonſt Jeruſalem hieß. Wie

dem nordiſchen Wanderer der in der Abenddämmerung von einem Schneegeſtöber überfallen wird, der Weg und die Gegend, ſo bekannt ſie auch ſonſt ihm waren, ſich in unbekannte verwandeln: ſo konnte auch Ahasverus, der den Ort aufſuchte wo der Tempel und ſein Haus geſtanden hatten, die Straßen und Plätze wo ſein Fuß ſo oft gewandelt war, nichts von dem allen entdecken. Ein Sinne verwirrendes Grauen lag auf der Stätte, welches das Chaos der Trümmer noch chaotiſcher mengte, und den Ahasverus, obgleich dieſer ſolchen Empfindungen nicht ſehr zugänglich war, zu einer ſchnellen Rückkehr antrieb. Zuvor mußte er jedoch, da er ſehr ermüdet, und auch nur ſo eben durch das Geſchrei einer aufſtiegenden Eule ſo erſchreckt worden war, daß ihm die Knie zitterten, ſich einige Ruhe und Erholung gönnen. Kaum hatte er ſich aber auf einen umgeſtürzten Säulenſchaft niedergeſetzt,

als er wiederum und noch gewaltiger erschreckt ward, denn neben ihm saß eine fremde, unbekannte Gestalt.

15. Die Gestalt des Fremden war von riesiger Größe, und eingehüllt in Wolken, die sie wie ein faltiges Gewand umgaben, und die auch gewöhnlich sein Angesicht bedeckten, das aber zuweilen, wie der Mond durch zerrissene Wolken in einer Sturmnacht, bleich und entsetzlich hindurchschien. Das Angesicht in seinen unbeweglichen Zügen war schön und edel gebildet, in seinen beweglichen aber trug es einen Ausdruck von Verworfenheit, wie er sich wohl in dem Sohne eines edlen Hauses und frommer Eltern findet, welcher sich dem Laster ergeben hat. Mit Grausen war Ahasverus aufgesprungen, und rief: Wer bist Du?

Der Fürst dieser Welt, antwortete der Fremde.

Das verstehe ich nicht, sagte Ahasverus.

Der Fürſt der Finſterniß, wenn dies deutlicher iſt, entgegnete jener.

Auch das, ſagte Ahasverus, iſt eine poetiſche Redensart, und ich wünſche in allen Dingen, beſonders auch in der Angabe des Geſchäfts, das jemand in der menſchlichen Geſellſchaft treibt, Deutlichkeit und Beſtimmtheit.

Deutlich und beſtimmt alſo, ſprach der Fremde, ich bin Satan, der Teufel, der Böſe.

Das kann nicht ſeyn, erwiederte Ahasverus. Denn es gibt wohl ein Böſes im ſächlichen Geſchlechte, welches nichts anders ſeyn ſoll als eine Abſtraction und Perſonification von den Handlungen ſolcher verruchten Menſchen die da gröblich ſtehlen, rauben und morden. Aber einen Böſen, männlichen Geſchlechts, eine wirklich lebende und athmende Perſon die ſelbſt etwas erlebt und die ihre eigene Geſchichte hat, einen ſolchen Böſen gibt es nicht, und zwar aus mehreren Grün-

den. Erſtlich, weil das Böſe eine pure Negation, eine Abweſenheit des Wirklichen iſt, ſich alſo niemals zu einem wirklichen Weſen geſtalten kann. Zweitens, weil, wenn es einen Teufel gäbe, es auch eine unſichtbare Welt geben müſste, zu welcher der Teufel gehörte, eine Ewigkeit der Seligkeit und der Pein. Da nun aber dies unmöglich iſt, ſo iſt auch die Exiſtenz des Teufels unmöglich.

O wäre es doch unmöglich, murmelte der Fremde vor ſich hin, dann würde nicht das Feuer das immer brennt, und der Wurm der nie ſtirbt, in meinem Innern wüthen! — Du ſprichſt mit dem Teufel, fuhr er fort, indem er ſich zu Ahasverus wendete, und willſt nicht glauben, daß es einen Teufel gibt?

Nein, erwiederte Ahasverus, denn es iſt ausgemacht, daß die Sinne, Auge, Ohr, Naſe, Hände täuſchen können, und daß etwas das

man zu sehen glaubt, deshalb noch nicht wirklich vorhanden ist. Bei einer starken Gemüthsbewegung vornehmlich, wie ich jetzt eine solche empfinde, pflegt das Blut in den Kopf vorzudringen, und im Gehirn Phantasmen zu erzeugen, die sich trüglich als etwas Aeußeres und Wirkliches darstellen. Aber durch Blutegel werden solche Phantasmen schnell wieder fortgesogen.

Du bist in der Probe bestanden, sagte der Fremde. Du hast den Teufel von Angesicht geschaut, Du hast mit ihm geredet, und hast sein Daseyn geleugnet. Ja, Du bist größer als ich, und Du wirst Größeres wirken; ich erkenne es und beuge mich vor Dir. Was habe ich vermocht mit der Wuth die mich gegen das Menschengeschlecht und gegen seinen Schöpfer erfüllt? Alle Keime und Blüthen die ich zertrete, gehen herrlicher wieder hervor, und jeder von mir bereitete Fluch wird in einen Segen verwandelt.

Als der Sohn Gottes auf Erden erschien, dachte ich, alles wäre gewonnen, wenn ich ihn an das Kreuz brächte. Ich fuhr in das Herz des Judas, und trieb ihn an, seinen Herrn zu verrathen; ich ließ den Priestern keine Ruhe bis sie ihn verurtheilt hatten. Was habe ich erreicht? Nichts als Schaden habe ich eingeerntet statt des gehofften Vortheils. Jener Kreuzestod den ich herbeiführte ist das Mittel geworden, um alle Diejenigen, die an seine Kraft glauben, meiner Botmäßigkeit zu entziehen, und fast wäre der Verräther selber, der Judas, gerettet worden. Nicht nachgelassen habe ich das Feuer des Aufruhrs unter den Juden zu schüren, sie im wahnsinnigen Taumel irdischer Hoffnungen umherzudrehn, bis die Empörung gegen die Römer ausgebrochen, bis der Tempel des Herrn zerstört, und Jerusalem in einen Schutthaufen verwandelt worden ist. Freilich dieser Tempel von Stein ging un-

ter, aber unzählige Tempel bauen ſich dem Herrn auf in den Herzen der Chriſten; und ſtets wird die Zerſtörung desjenigen, auf deſſen Trümmern wir ſitzen, eine Warnung gegen mich und meine Bethörungen ſeyn. Du biſt größer und weiſer als ich, denn Du bleibſt kalt, wo ich raſe; Du lächelſt, wo ich verzweifle; Du leugneſt und verneinſt, daß es einen Gott gibt; ich glaube es und zittere. Ich muß die Ewigkeit anerkennen, denn ich bin ſelber ein lebendiges Zeugniß ihrer Qualen. Du kannſt, was ich nicht vermag, die Achſeln zucken über die Einfalt Derjenigen, die eine Ewigkeit glauben. Ich kann wüthen und raſen gegen den chriſtlichen Glauben. Du kannſt mehr als ich: Du kannſt ihn behandeln, als ob er gar nicht vorhanden wäre, und Dich gegen ihn und alle ſeine Erſcheinungen gleichgültig verhalten. So gehe denn hin, und wirke fort durch die Jahrhunderte. Du willſt zwar nichts von mir

wiſſen, aber ich weiß von Dir; und Du wirſt mir dienen in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit.

Nachdem der Fremde dies geſprochen hatte, verſchwand er. Ahasverus aber kehrte zu ſeinem Gaſtfreunde, bei dem er wohnte, zurück, und beeilte ſich, zur Abtreibung der Phantasmen die ihn in dieſer Nacht beunruhigt hatten, das von ihm angedeutete Mittel zu gebrauchen.

16. In den folgenden Jahrhunderten war der Wohnſitz des Ahasverus bald in Aſien, bald in Griechenland, bald in Italien; er lebte unter Heiden, Juden und Chriſten, und wußte, unter einer jeden dieſer Partheien, ſich ihren Religionsgebräuchen mit vieler Geſchmeidigkeit anzubequemen. Der Aufenthalt unter Chriſten war ihm der beſchwerlichſte, denn ihn verdroß die Verleugnung der Welt, die ſie übten; am ärgerlichſten aber war es ihm, daß ſie die in ihren heiligen

Büchern verheißene zweite Zukunft des Herrn, und oft mit der lebhaftesten Sehnsucht, erwarteten. Denn er fürchtete, daß diese Wiederkunft, wenn sie Statt fände, auch seinem Leben das ihm immer besser gefiel, je länger es dauerte, ein Ende machen könnte. Doch seine Abneigung gegen die christliche Kirche verlor sich bedeutend, als sie aus einem Zustande der Unterdrücktheit und Armuth zu irdischer Macht und Größe gelangt war, und mit der sonst von ihr so weit entfernten Welt eine Verbindung anzuknüpfen schien. Man sah ihn damals oft am kaiserlichen Hofe in Constantinopel, wo er sogar an theologischen Streitigkeiten Theil nahm, und darin seinen Scharfsinn bewundern ließ.

17. Bei dem Entstehen der Muhamedanischen Religion fühlte er für diese sogleich eine besonders große Sympathie, und er schmeichelte sich, daß sie viel dazu beitragen würde, die Ge-

müther von dem Geiſtigen auf das Irdiſche hinzulenken, und ſie an dieſes zu feſſeln. Mit den Muhamedaniſchen Fürſten ſtand er immer in dem beſten Vernehmen; zur Zeit der Kreuzzüge bewies er ſich ungemein thätig zu ihrem Vortheil und zum Schaden der Chriſten; und er war nicht ſelten im Stande, da er durch blühende Handelsgeſchäfte einen großen Reichthum erworben hatte, ſeinen Gönnern weſentliche Dienſte zu leiſten. So war er es, der unter dem Namen Melchiſedek, den er damals führte, den Saladin durch ein bedeutendes Darlehn aus einer großen Geldverlegenheit befreite, wofür er von demſelben ungemein hochgeſchätzt und geehrt ward. Damals bildete ſich auch der Gedanke in ihm aus, auf den er ſich als auf eine Eingebung echter Humanität nicht wenig zu gute that: daß die jüdiſche und chriſtliche Religion, in Betracht des Einfluſſes auf ihre Bekenner, mit der Muhame-

daniſchen von gleichem Werthe oder Unwerthe wären; und daß auch in Rückſicht des Urſprungs keine der andern vorgezogen werden könnte, indem die Stifter von allen dreien ſie nur durch Betrug gegründet hätten. Dieſe Gedanken ſtellte er dar in einer Schrift, die auch Einigen von den Kreuzfahrern bekannt, von ihnen in das Abendland herübergebracht, und hier in das Lateiniſche überſetzt ward. Doch da die Inquiſition von dieſem Buche Kunde erhielt, und ſich bemühte alle Abſchriften deſſelben zu vertilgen, ſo hat ſich davon nur eine unbeſtimmte Sage erhalten; und die Schrift ſelber ſcheint verſchwunden zu ſeyn.

18. Im Mittelalter machte Ahasverus auch einen Ausflug nach Europa, doch konnte er weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in Deutſchland feſten Fuß faſſen, weil Andacht, Poeſie und Ritterthum durch ihre überall ver-

breiteten groſsartigen Erſcheinungen ihn zu ſehr beleidigten und zurückſtieſsen. Nur am Hofe der Päbſte und im Schatten ihres Throns fand er die Behaglichkeit, die ihm in ganz Europa gefehlt hatte; er lieſs ſich nieder in Rom, begleitete von dort den päbſtlichen Hof nach Avignon, und kehrte mit demſelben wieder nach Rom zurück. Hier befand er ſich auch bei dem Ausbruche der Reformation. Sie erſchreckte ihn dergeſtalt durch das Wiederauflodern deſſelben Feuers, und das Erwachen derſelben Sehnſucht nach dem Himmel, die er bei den erſten Chriſten beobachtet hatte, daſs er, ſich in Europa nicht ſicher glaubend, mit groſser Schnelligkeit wieder nach Aſien entwich, und ſich unter den Türken niederlieſs. Doch ermunterten ihn einigermaſsen die Nachrichten, die er von den Lehren und dem Einfluſſe der beiden Socinus und anderer ähnlich geſinnten Männer eingezogen hatte, und unter der Regie-

rung Ludwigs des vierzehnten erschien er plötzlich in Frankreich. Hier fühlte er sich gleichsam von einer gesunden Luft angeweht; er beschloß sich in diesem Lande niederzulassen und es zum Mittelpunkte seiner ferneren Operationen zu machen.

19. Da er nie unverheirathet lebt, und wenn seine Gattin gestorben ist, sogleich am folgenden Tage ein neues Bündniß schließt; da auch diese Verbindungen immer mit Kindern gesegnet sind: so erwächst ihm daraus eine zahlreiche Nachkommenschaft, und diese hat sich vornehmlich in Frankreich sehr vermehrt und ausgebreitet. Zu ihr gehörten alle Diejenigen welche dort im achtzehnten Jahrhundert, indem sie sich fälschlich Philosophen nannten, sich zur Verspottung und Ausrottung des Christenthums verbrüderten. An ihrer Spitze stand ein Sohn des ewigen Juden, der die übrigen an Witz und an Schalkheit über-

traf, und der mit besonderer Sorgfalt für die väterlichen Zwecke ausgebildet ward: man pflegte ihn Monsieur de Voltaire zu nennen. Dieser besaß einen Köcher voll vergifteter Pfeile des Spottes, und ein verpesteter Odem der Lästerung ging aus seinem Munde hervor. Und die Pfeile seines Spottes sind geflogen weit umher in die Welt, und wo sich ein heiliges Gefühl in den Herzen regte, da ward es getroffen und verwelkte. Der Odem seines Mundes aber hat geweht, gleich einem verzehrenden Südwind; und viele Saaten, die für das Reich Gottes hätten reifen können, sind erstorben.

20. Von Frankreich aus hatten sich die Ansichten und Meinungen des Ahasverus schon in Deutschland verbreitet, und waren hier zum Theil mit Beifall aufgenommen worden. Jetzt schien es ihm Zeit sich selbst nach diesem Lande zu begeben, und, wo möglich, mit einigen der bedeu-

tendsten Männer ein Verhältniß anzuknüpfen. Unter dem Namen eines Barons von Waller, begab er sich zu Lessing, und sagte, er wünsche sich Glück den geistreichen und berühmten Herausgeber der Wolfenbüttelschen Fragmente kennen zu lernen. Das Gespräch fiel bald auf die positive Religion, und Lessing sprach die Behauptung aus, daß historisch überlieferte Thatsachen, selbst wenn sie wahr seyn sollten, niemals als ein Beweis für ein System von Glaubenslehren gelten könnten.

Trefflich, trefflich, verehrter Mann, rief Ahasverus. Und finden die positiven Religionen nicht ihre Bestätigung in den Thatsachen die ihre Gründung begleiteten, wodurch, ich bitte Sie, könnten sie denn beglaubigt werden? Man spricht von einem inneren Gefühle, wodurch man sich von ihrer Wahrheit überzeugen könnte. Sie selber, Theuerster, haben, wenn ich nicht irre, davon

von geſprochen. Dies ſoll vermuthlich das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit ſeyn. Sehn Sie, ich lebe nun Ein tauſend und ~~achtzehn~~ siebenhundert Jahre —

Wie, rief Leſſing, ~~Ein tauſend und~~ achtzehn hundert Jahre?

Ja, ſprach Ahasverus, im Vertrauen geſagt, ich bin der ewige Jude. Aber verrathen Sie mich nicht.

Sehr erfreut, rief Leſſing, wahrlich ſehr erfreut, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, merkwürdiger Mann! Sie leben nun Ein tauſend und ~~achtzehn~~ siebenhundert Jahre, ſagten Sie —

Ja, fuhr Ahasverus fort, und mein Gewiſſen klagt mich nicht an, daß ich in dieſer ganzen Zeit irgend eine Sünde begangen hätte. Einmal doch — denn ich muß aufrichtig ſeyn — einmal — es war in Avignon — da habe ich mich von einem Cardinal mit dem ich einen

Handel abſchloß, übervortheilen laſſen. Sonſt habe ich mir aus der ganzen Zeit meines Lebens nichts vorzuwerfen. Wie ſollte ich alſo das Bedürfniß einer Erlöſung fühlen? Werden Sie nicht eben das auch von ſich behaupten?

Schwerlich, ſagte Leſſing, ſchwerlich möchte ich mich dazu entſchließen. Indeſſen bin ich allerdings der Meinung, daß ein jeder Anhänger einer poſitiven Religion für dieſelbe eigentlich nichts geltend machen kann, als ſein eigenes Gefühl, ſeine Ueberzeugung, und daß alſo in dieſer Rückſicht die jüdiſche, chriſtliche und muhamedaniſche Religion einander ziemlich gleich ſtehn. Dieſen Gedanken möchte ich recht anſchaulich machen in einem Kunſtwerk, wo möglich in einem dramatiſchen. Doch dazu gehören Perſonen, Verhältniſſe, ein geſchichtlicher Hintergrund, eine paſſende, ſinnreiche Einkleidung der Hauptidee. Bis jetzt hat ſich dies Alles mir noch nicht darbieten

wollen. Könnten Sie aus Ihrer reichen Erfahrung mir nicht etwas an die Hand geben?

21. Ich hoffe es zu können, sagte Ahasverus, und bitte zu diesem Ende um die Erlaubniß Ihnen eine Geschichte erzählen zu dürfen, die sich mit mir und dem Saladin zugetragen hat. Saladin war durch seine Kriegszüge und seine Verschwendung in große Geldnoth gerathen, und bedurfte einer sehr ansehnlichen Summe. Ich lebte damals in Alexandrien, und nannte mich Melchisedek; man hielt mich für den reichsten Mann des Landes. Auf mich also warf Saladin sein Augenmerk, und da er glaubte, daß ich mich nicht freiwillig zu einem Darlehn entschließen würde, so wollte er mich in Verlegenheit und Angst versetzen, um es durch diese Mittel von mir zu erhalten. Er ließ mich also zu sich entbieten, und nachdem er mich mit viel Zeremonieen empfangen hatte, sprach er zu mir:

Weiſer Mann, ich möchte von Dir erfahren, welcher von den drei Lehren, der muhamedaniſchen, der jüdiſchen und der chriſtlichen Du den Vorzug gibſt. Ich merkte die Schlinge, die er mir legen wollte und ſprach: Vergönne mir, großer Sultan, ehe ich auf dieſe Frage antworte, Dir eine Erzählung vortragen zu dürfen. Ein reicher Mann beſaß einen überaus koſtbaren Ring, den er ſeinem älteſten Sohne hinterließ, mit der Anordnung, daß auch dieſer wiederum ihn einem ſeiner Söhne hinterlaſſen, und daß der Beſitzer des Ringes der Erbe des Vaters und der Herr über die andern Geſchwiſter ſeyn ſollte. So kam der Ring von Geſchlecht zu Geſchlecht bis zu einem Vater, welcher drei gleich vortreffliche und von ihm gleich ſehr geliebte Söhne hatte. Dieſer konnte es nicht über das Herz bringen durch die Verleihung des Ringes dem Einen ſeiner Söhne einen Vorzug vor den andern zu ge-

ben. Er ließ alſo nach dem Muſter des Ringes zwei andere Ringe von einem Künſtler anfertigen, der ſeinen Auftrag ſo geſchickt und glücklich ausführte, daß der Vater ſelbſt den echten nicht mehr von den falſchen unterſcheiden konnte. Ein jeder bekam alſo ſeinen Ring, ein jeder zeigte ihn vor nach dem Tode ſeines Vaters, um dadurch ſeine Anſprüche auf das ganze Erbe zu begründen; ein jeder mußte aber auch eingeſtehn, daß der Vater die andern gleich ſehr geliebt hatte, und daß es unentſchieden bleiben müßte, wem unter ihnen der Vorzug gebührte. — Da ich alſo geſprochen hatte, bewunderte Saladin meine Weisheit und meine edele Denkungsart. Gerührt fiel er mir um den Hals, bekannte mir ſeine Liſt, und erhielt nun von mir freiwillig Alles und mehr als er verlangte.

22. Ich falle Ihnen nicht um den Hals, ſagte Leſſing, denn ich möchte nicht gern den

ewigen Juden umarmen. Aber Ihr Mährchen ist gut, und ich werde mich desselben bedienen. Sie sollen unter dem Namen: Nathan der Weise, der Held eines Dramas werden; Sie sollen eben diese Geschichte dem Saladin erzählen; ja ich will Ihnen sogar die Vermuthung in den Mund legen, mit welcher Sie gewiß einverstanden sind, der echte Ring möchte wohl überhaupt verloren gegangen seyn. „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religionen ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sey, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich er-

blickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben *)."

23. Bei einem längeren Aufenthalte in Weimar gelang es ihm auch sich Goethe'n zu nahen, und durch seine reiche Lebenserfahrung, seine Kenntniß von Menschen und Ländern, seine entschiedene Abneigung gegen alle Schwärmerei, so wie durch seine geistreiche Unterhaltung, die Gunst des deutschen Dichterfürsten zu gewinnen. Goethe soll ihn seinen vernünftigen Freund genannt, und an ihn das Distichon gerichtet haben:

---

*) Siehe Vorrede zu Nathan dem Weisen, in Lessings sämmtlichen Schriften, zwei und zwanzigster Band. Berlin, 1827.

Die christlichen Zuschauer, die von den Brettern herab durch Nathans Mährchen so erbaulich zur Gleichstellung aller positiven Religionen ermahnt werden, sollten also wenigstens bedenken, daß das von ihnen so bewunderte Mährchen eine Ausgeburt des ewigen Juden ist.

Anmerkung des Herausgebers.

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere; der Sand ist
Sand; die Perle sey mein, Du, o vernünftiger Freund!

Angeweht von der poetischen Luft in Weimar, fing auch Ahasverus an zu dichten. Sein erstes Produkt war das Distichon:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Scheim.

Er theilte es Goethe'n mit, dem es so wohl gefiel, daß er beschloß, es unter seine eigenen Gedichte aufzunehmen. Und so ist unter die Werke des grosten Mannes, dessen Genie jeder Deutsche gern bewundert, noch vieles eingeschwärzt worden, das nicht von ihm, sondern von dem ewigen Juden herrührt, und das die Kritik schon längst hätte ausmerzen sollen.

21. Ueberhaupt begegnet man dem Ahasverus jetzt häufig in Deutschland. Tritt man in eine zahlreiche Gesellschaft vornehmen oder geringen Standes, setzt man sich an die Wirthstafel in einem Gasthofe, überall ist er zu finden. Er vervielfältigt sich, und macht es möglich an den verschiedensten Orten zu erscheinen. Er spricht französisch, englisch, italienisch, deutsch, holländisch; er hat alle Länder gesehn, er kennt alle merkwürdigen Menschen. Das Gespräch führt er ganz allein, und er übt einen solchen Einfluß auf die Gegenwärtigen, daß Keiner es wagt, einen vernünftigen Gedanken, geschweige denn ein Gefühl, oder gar ein frommes zu äußern. Man hält ihn für einen Kaufmann, einen Diplomaten, einen liberalen Militär, einen reisenden Gelehrten, einen rationalistischen Geistlichen — man irrt; es ist der ewige Jude gewesen.

23. Da man nun auch in vielen Schriften,

die er herausgibt, und in vielen Journalen woran er arbeitet, ſeine Stimme vernimmt, und da ſeine ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen gewöhnlich die Gegenwart und ihre Vorzüge vor der Vergangenheit betreffen, ſo iſt es nicht ſchwer ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand zuſammenzuſtellen. Er gibt zwar zu und beklagt, daß in dem jetzigen Zeitalter eine große Fülle von Kraft verbreitet ſey, welche die Gedanken und Gefühle der Menſchen gar leicht über dieſe ſichtbare Welt hinausführen könnte. Dagegen freut er ſich aber auch wahrzunehmen, daß durch manche günſtige Conjuncturen und zweckdienliche Einrichtungen, dieſe Kraft, ſey's geſchwächt, ſey's auf das Materielle und Sichtbare geleitet wird.

26. Dieſe Kraft, ſagte er, habe ſich vornehmlich unter den gläubigen Chriſten concentrirt. Er möchte darüber verzweifeln, aber er könne es nicht leugnen, daß der Glaube, möge er auch

jetzt weniger ausgedehnt seyn als zu andern Zeiten, doch in dem kleineren Kreise, wo er herrscht, ein kühnes Leben und eine unerschütterliche Festigkeit zeige. Mit dem Glauben, das müsse er ferner bekennen, sey ein gewisses nie erlöschendes Feuer der Begeisterung, ein reges brüderliches Mitgefühl, sey Eifer und Treue in jeder pflichtmäßigen Richtung des bürgerlichen Lebens verbunden. Dies Alles gehe hervor aus der Gemeinschaft worein sich die Christen zu setzen wüßten mit jener unsichtbaren Welt, die doch gar nicht vorhanden sey. Der Rationalismus, dieser wackere Ritter, den er gegen sie ausgesendet, und dem er selber Rüstung und Schlachtroß geborgt habe, sey schon fast gänzlich entkräftet, und wage kaum mehr in den Schranken zu erscheinen. Deshalb wolle er sich vor der Hand eines Mittels das ihm öft mehr genutzt habe als der offene Krieg, gegen den Glauben bedienen; dies

ſey, ihn zu ignoriren. Dabei müſſe man freilich nicht aufhören jeden gläubigen Chriſten ſogleich einen Myſtiker und einen Pietiſten zu nennen, und ſich das Anſehn zu geben, als ob man im Chriſtenthum einen gewiſſen wahren Grund anerkenne, und nur die Uebertreibung verdamme. Auch ſey es zu hoffen, daß die Gläubigen ſich wegen gewiſſer Begriffsbeſtimmungen unter einander ſpalten und veruneinigen würden; und alsdann entſtände ein Riß, durch welchen man leicht in ihre geſchloſſenen Reihen mit den Waffen der Zerſtörung eindringen könnte.

27. Weniger bedeutend und gefährlich als das rechtgläubige Chriſtenthum, aber doch noch immer bedeutend und gefährlich genug, ſey ihm das ſtrenge, gründliche Philoſophiren, welchem ſich jetzt ſo Manche ergeben hätten; denn dieſes verſetze, wenn auch nicht in eine überirdiſche, doch in eine geiſtige Region, und der Sinn für

die eigentlichen weltlichen Lebensintereſſen werde dadurch abgeſtumpft. Dennoch gäbe es etwas in der Philoſophie das ihm gefalle, und weshalb er ſich hüte, gänzlich mit ihr zu brechen. Sie habe nämlich einem perſönlichen, von der Welt verſchiedenen Gott, und einer perſönlichen Fortdauer der Seele, in ihrem Syſteme einen feſten und ſichern Platz bisher nicht anweiſen können oder wollen. Bei weitem wichtiger als dieſes, ſey es ihr, wie ihm ſcheine, das Verhältniß der Vorſtellung zu den vorgeſtellten Dingen zu erkennen; und ſo lange ſie nicht weiter ginge, werde nie zwiſchen ihr und ihm ein Kampf auf Tod und auf Leben entſtehn.

28. Höchſt erfreulich ſey es ihm zu bemerken, wie in der deutſchen Poeſie und Litteratur überhaupt, die geiſtige Produktivität abgenommen habe. Mit vielen Gedichten Goethe's und Schiller's habe er ſich nie recht befreunden können;

viel näher seiner Denkungsart ständen manche jetzt erscheinende Schriften, die zu einer deutschen, ja europäischen Celebrität gelangt wären. Die jetzt häufige Notizenkrämerei erscheine ihm als ein besonders günstiges Zeichen, und er hoffe es noch zu erleben, daß man Bücher die aus lauter Citaten beständen, herausgeben würde. Vor allem schätze er die vielen Rezensir-Institute, indem diese, durch ein schon fertiges Urtheil über die Bücher, das Lesen derselben, und das eigene Nachdenken über das Gelesene, unnöthig machten. Es sey wünschenswerth, daß das Bücherschreiben gänzlich aufhöre, das Rezensiren dagegen stets fortgesetzt werde. Anstatt der wirklichen Bücher könnte man alsdann fingirte beurtheilen, welches auch so ziemlich auf Eins hinauslaufen würde, da die Leser der Rezensionen doch nur selten die Bücher zu lesen pflegten. Auch habe er einige junge Freunde ausgesandt, um die Abschaffung

des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, und die Aufhebung aller Zucht und Ordnung zu predigen. Wenn das Unternehmen gelänge, so würde dadurch in Deutschland eine neue, schönere Morgenröthe, wie für das Leben überhaupt, so auch für Litteratur und Poesie herbeigeführt werden.

29. Die Baukunst habe große Fortschritte gemacht, denn die Kirchen baue sie nett, heiter und freundlich; und in der Decorirung von Speise- und Tanzsälen leiste sie Vorzügliches. Auch die Malerei habe sich sehr vervollkommt, seitdem sie ihre Gegenstände nicht mehr aus der heiligen und politischen Geschichte, sondern aus der Romanenwelt entlehne. Diese Künste würden jedoch alle durch diejenigen überboten die sich der Kräfte der Natur zur Vermehrung der materiellen Vortheile des Lebens bedienen. Wer an dem hohen Culturzustand des

jetzigen Zeitalters zweifle, dem wolle er nur die Eisenbahnen anführen, auf denen die Menschheit dem Ziele ihrer Bestimmung mit so großer Schnelligkeit entgegeneile.

30. Um dem Volke die in ihm wohnende Kraft zu entziehn, wären jetzt auch an vielen Orten zweckdienliche Anstalten getroffen. Vornehmlich wirkten dahin die rationalistischen Prediger, die dem Volke sorgfältig alle biblischen Lehren vorenthielten, welche die Gemüther über die sichtbare Welt erheben könnten. Auch der Schulunterricht diene dazu, in welchem die Jugend nicht mit der biblischen Geschichte und Lutheri kleinem Catechismus, wohl aber mit vielen andern sehr entbehrlichen Dingen bekannt gemacht würde. Hierzu komme noch bei dem Landvolk als ein sehr wirksames Mittel, der, die Kräfte des Geistes und des Körpers ertödtende Genuß der starken Getränke. Es freue ihn sehr, daß die Regie-

gierungen, welche dieſem Einfluſſe vorbeugen könnten, indem ſie die Anlegung von Brennereien erſchwerten, ihre Aufmerkſamkeit noch nicht auf dieſen Gegenſtand gerichtet hätten. Er ſelber ſey zwar Mitglied eines Mäßigkeitsvereines, weil er dem Prinzip der Nüchternheit in geiſtigen Dingen huldige. Deſſen ungeachtet habe er wohl an die tauſend Brennereien angelegt, von denen er nicht nur einen bedeutenden Gewinn ziehe, ſondern durch die er auch, wie er ſich ſchmeichle, die geiſtige und körperliche Abſtumpfung des Landvolks nicht wenig befördere.

31. Auch in den Söhnen gebildeter Familien, vornehmlich wenn ſie eine fromme Erziehung erhalten hätten, ſey ein Uebermaß der Kraft, welches ihnen für den Dienſt des Staats und der Kirche nur hinderlich und ſchädlich ſeyn würde. In der Abſicht, ihnen dies Uebermaß zu entziehn, wären die Univerſitäten angelegt. Dieſe wären

einem groſsen Sumpfe vergleichbar, über welchem die Irrlichter der Wissenschaft tanzten. Die Jünglinge würden aus dem väterlichem Hause geschleppt, und in den Sumpf hineingestoſsen. Nur wenige retteten sich durch gewaltige Sprünge von einer festen Stelle zur andern. Viele aber versänken bis an den Hals in den Moraſt, und trügen nun für ihr ganzes Leben den Schnupfen, und erstarrte Glieder davon — was ihnen und der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich wäre.

32. In Berlin, wo er zuweilen erschienen ist, hat er sich durch manche Dinge sehr angesprochen gefühlt, besonders durch die glänzenden Mittags- und Abendmahlzeiten, wodurch, wie er meint, der Geist der guten Berliner heilsam deprimirt werde. Aber er hat die Kirchen besucht, und ist erstaunt gewesen, in einer jeden eine ansehnliche Versammlung zu finden. Er hat sich überzeugt, daſs unter diesen vielen Kirchen keine

einzige wäre, in welcher nicht das Wort von Chriſto, von ſeinem Kreuze, und von dem ewigen Leben das er uns erworben hat, verkündigt würde. Er hat umhergehorcht in hohen und in niedern Kreiſen, und er hat überall, neben einer freien Bewegung der Gedanken, Begeiſterung für den König, und Ehrfurcht für die Geſetze gefunden. Da iſt er hinausgegangen auf den Kreuzberg, und indem er auf die Stadt hinblickte, hat er geſprochen: Berlin, ſo lange du Gott und den König ehrſt, habe ich mit dir nichts zu ſchaffen. Und hat den Staub von den Füßen geſchüttelt, und iſt weiter gegangen.

33. Und er wird fortwandeln alle Jahrhunderte hindurch ſo lange die Welt ſteht. Immer wird er das was wahr iſt, für Schein, und das was Schein iſt, für wahr und wirklich erklären. Immer wird er das Hohe und Heilige verſpotten, leugnen, ignoriren; und das Niedrige, das

Gemeine erheben. Wenn er hört von dem jüngsten Tage und von der Zukunft des Herrn, so wird ein Schauer der Furcht ihm Mark und Gebein durchbeben. Aber sogleich wird er sich fassen und ermuthigen. Er wird hinblicken auf die feststehende Sonne, auf seinen Leib der in so vielen Jahrhunderten nicht gealtert ist, und sprechen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es Alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist!

31. Er irret aber; denn es wird des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht; an welchem die Himmel zergehen werden mit grosem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde, und alle Werke die darinnen sind, werden verbrennen. Und auch er selber wird an diesem Tage sterben.

35 Und der Anfang dieses Tages wird seyn

wie der eines andern Tages. Die zum letzten Male aufgehende Sonne wird aufgehn in ihrer ganzen Pracht, und die Nebel vor sich hinscheuchen, die sich zur Erde niedersenken, und sich in blinkenden Tropfen an die Halme des Grases hängen werden. Die hohen Schneegebirge, mit ihren, seit dem Anfange der Schöpfung unberührten Kronen, werden daſtehn in purpurrothem Schein, und auch die dunkeln Thäler zu ihren Füßen werden sich allmählig erhellen. Dann werden die Frommen auf Erden erwachen mit Gebet, und die Gottlosen mit Anschlägen zu neuer Missethat. Die Unglücklichen werden seufzen, daß ein neuer Tag der Leiden für sie beginnt, und nicht ahnen, daß ihnen das Ziel alles Leidens so nahe ist. Die Mütter werden zu ihren jungen Kindern gehn, die schon eine Zeitlang mit offenen Augen und lächelnd in der Wiege gelegen hatten; sie werden sie aus der Wiege heben,

an ihr Herz drücken, und der Gnade des Herrn empfehlen. Das Gewerbe wird sich regen, die Straßen der Städte werden sich füllen mit Menschen. Die Landstraßen werden stäuben unter den Rädern der Wagen, und unter den Hufen der Rosse. Der Landmann wird hinausziehn auf das Feld mit seinem Gespann, und die seufzende Kreatur wird dem Menschen ihre letzten Dienste leisten.

36. Und es wird ein Augenblick kommen unter den Augenblicken desselbigen Tages, wo die kreisende Erde plötzlich stille stehn wird. Leicht wie die Hand des Menschen die auf dem grünen Teppich rollende Kugel aufhält, so wird die Hand des Herrn, der die Erde aus dem Nichts hervorgerufen, und in ihre Bahn geworfen hat, sie auch aufhalten in ihrem Laufe. Und in der Erschütterung dieses Augenblicks werden die Meere aufbrausen und die Ströme; brausend

werden ſie über ihre Ufer treten und das Land bedecken. Häuſer, Palläſte, Kirchthürme werden wanken. Die Menſchen, ſey's von Furcht und Entſetzen ergriffen, ſey's von froher Ahnung und Hoffnung beſeelt, werden ihre Wohnungen verlaſſen und hinausſtürzen unter das freie Dach des Himmels. Der Gatte wird ſeine Gattin und ſein junges Kind führen; die Gattin wird ihr jüngſtes Kind auf dem Arme tragen; die älteren Brüder und Schweſtern werden folgen. Und plötzlich wird jene leuchtende Fackel im Blau des Himmels, die Sonne, ausgeblaſen werden durch einen göttlichen Hauch, das Licht des Mondes und der Sterne wird erlöſchen, und eine Zeitlang wird es auf Erden ganz finſter ſeyn.

37. Dann wird das Zeichen des Herrn erſcheinen in den Wolken. Ein ungeheures Kreuz, ganz aus Strahlen gebildet, wird ſich von der Erde in den Himmel, weit hinaus über Sonne

und Sterne erheben. Und da, wo die beiden Balken des Kreuzes einander durchschneiden, da wird der Herr Jesus erscheinen, daß er als Erlöser und als Richter, die Erde vom Kreuze herab anblicken möge. Und er wird seyn angethan mit einem Königsmantel, ~~und wird~~ eine Krone tragen auf seinem Haupt, und in der Hand wird er ein goldenes Zepter führen. ~~Und~~ er wird seyn majestätisch und holdselig anzuschaun. Und der Lichtglanz, der zuerst als ein Kreuz gestaltet war, der wird sich erweitern, und einen grosen lichten Kreis bilden. In der Mitte dieses Kreises wird der Herr Jesus sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, alle seine heiligen Engel werden ihn umgeben; und alles Licht welches der Welt leuchtet wird fortan nur ausgehn von dem Herrn ganz allein.

38. Und die Schauer eines übermäßigen Entzückens werden alle Gläubigen ergreifen. Die

Mütter werden ihre kleinen Kinder auf ihren Armen emporheben in die Luft, dem Herrn entgegen, und werden zu ihnen sprechen: Sieh' das ist der Herr auf den Du getauft bist, und von dem Dir deine Mutter erzählt hat. Und die emporgehobenen Kinder werden ihre Arme ausstrecken nach dem Herrn, wie sie jetzt die Arme ausstrecken, um nach den bunten Farben des Regenbogens zu greifen. Die Gatten werden einander in die Arme sinken, und sich freuen, daß ihr Wunsch erfüllt, und daß es ihnen gewährt sey, beide zugleich die Erde zu verlassen. Und unter den Schaaren der Gläubigen wird sich ein Jauchzen erheben vom Aufgang bis zum Niedergang, und werden rufen: Hosianna, gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Preis, Anbetung, Macht, Ehre und Herrlichkeit sey ihm, der da kommt sein Volk zu erlösen, und es aufzunehmen in sein

himmliſches Reich. — Aber unter den Feinden des Herrn wird ſich ein Geheul der Angſt verbreiten vom Aufgang bis zum Niedergang; denn ſie werden es nun ſehen mit ihren Augen, daß Er der Allmächtige iſt, und werden vergehen vor Furcht und vor dem Warten der Dinge die da geſchehn ſollen im Himmel und auf Erden. Und Ahasverus, der ewige Jude, wird emporblicken zum Himmel, er wird den Herrn gewahr werden, und in ihm eben denjenigen erkennen, den er früher in Jeruſalem geſehen hatte. Und eine ungeheure Angſt wird ihn ergreifen; er wird rufen: Wehe mir! Denn nun iſt der Herr dennoch gekommen, und ſein jüngſter Tag iſt erſchienen! Wehe mir, daß ich nun auch ſterben muß! — Und es wird ihm Kraft gegeben werden, alle Städte und Länder zu durchlaufen, und wo er nur Menſchen ſieht, wird er brüllend ihnen zurufen: Wehe mir! Denn nun iſt der Herr dennoch gekom-

men, und ſein jüngſter Tag iſt erſchienen. Wehe mir, daß ich nun auch ſterben muß!

39. Und die Seelen aller Derer, die von Anfang an die Erde bewohnten, und die nun ſchon längſt in verklärter Geſtalt den Himmel bewohnt haben, ſie werden auf die Erde herabkommen, und ſich an die Orte begeben, wo der Staub, der ihnen ſonſt gehörte, aufbewahrt wird. Die Engel, die Wächter der Gräber, werden zu ihnen ſprechen: Siehe! wir haben euern Staub die Jahrtauſende hindurch bewacht. Bald wird er ſich erregen, neu belebt durch das ſchaffende Wort des Herrn; gleich einer ſchimmernden Wolke wird er hervorſchweben aus dem Grabe, wird euch umwallen, euch bekleiden und euch ſchmücken, und ſchöner als ihr vom Himmel kamt, werdet ihr in den Himmel zurückkehren! — Und die Seelen werden ſprechen: Gepriesen ſey der Herr! Seine Gnade iſt unermeß-

lich! Er hat dem Tode die Macht genommen, und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht! Und er will, daß der ganze Mensch der Gewalt des Todes entrissen, und nach Leib und Seele wieder hergestellt werde! — Und also werden sich die Engel und die Seelen mit einander unterreden.

40. Und wird geschehen zu derselbigen Zeit, daß ein blinder alter Mann wird anbeten bei den Gräbern der Seinigen. Und wird sprechen: O Herr, ich knie hier bei dem Grabe meiner Gattin, und neben demselben ist die Stätte die ich bestimmt habe mein irdisches Theil zu empfangen: und sie ist noch immer leer geblieben! Weiter hin sind die Gräber meiner Kinder und meiner Kindeskinder; sie alle sind mir vorangegangen; sie alle hast Du schon aufgenommen in Dein himmlisches Reich: aber ich wandle noch immer hier auf Erden! Ach Herr, ich habe Lust

abzuſcheiden und bei Dir zu ſeyn, was auch viel beſſer wäre! Herr Jeſu, der Du verſprochen haſt zu kommen, komme bald und erlöſe mich! — Und während er alſo betet, wird es ihm ſeyn, als höre er das Gelispel des Frühlingswindes in den Zweigen der Blüthenbäume welche die Gräber beſchatten; aber es iſt nicht das Gelispel des Frühlingswindes, ſondern es iſt das Gelispel der Reden welche die Engel mit den Seelen der Seinigen führen. Und plötzlich werden ihm die Augen aufgethan werden; und er ſelber wird daſtehn umgewandelt und verklärt; und vor ihm, an eben dem Orte, wo er ſie ſo oft beweint hatte, werden ſeine Gattin, und ſeine Kinder, und ſeine Kindeskinder, daſtehn in himmliſcher Schönheit. Und er wird ſeine Augen erheben zum Himmel, und da wird er nicht mehr die Sonne erblicken, ſondern den Herrn Jeſum, der den ganzen Himmel mit ſeiner Herrlichkeit erfüllt.

Und die Freude deſſelbigen alten Mannes wird groß ſeyn.

41. Und vier Engel werden am Himmel hervortreten mit ihren Poſaunen, und werden die Poſaunen blaſen nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht. Und Diejenigen, die denſelben Tag erlebt haben auf Erden, und ohne zu ſterben, umgewandelt ſind; ſo wie die Geſtorbenen die auf die Erde herabkamen, auf daß ſie mit dem verklärten Staube aus ihren Gräbern wieder umkleidet würden — dieſe alle werden, beim Klang der Poſaunen, die Erde verlaſſen, und ſich erheben, dem Herrn entgegen in die Luft.

42. Und die Erde wird von ihren Bewohnern verlaſſen, und ſelbſt ihre Gräber werden leer ſeyn. Durch die weit geöffneten Thüren der Häuſer, Palläſte und Kirchen wird Keiner weder eingehn noch ausgehn. Die Kronen werden liegen auf ſeidenem Kiſſen, und Keiner wird

sie bewachen. Die Goldstücke werden liegen in der eisernen Truhe, und Keiner wird die Hand danach ausstrecken. Die Kleinodien und Gewänder werden liegen in dem Schranke, und Keiner wird sich damit schmücken. Man könnte die ganze Erde durchreisen und man würde keinen Laut einer menschlichen Stimme auf ihr vernehmen. Wie es jetzt stille ist im Zimmer, wo ein Sterbender liegt, so daß man die leisen Fußtritte des Todes zu hören glaubt, der seinem Bette naht: so wird es auch dann stille seyn auf der sterbenden Erde, und nur die Zerstörung der sie geweiht ist, wird mit großen, leisen Schritten auf ihr umhergehn, und aus ihren Schlünden die Flammen hervorrufen, in denen auch sie soll erneut und wiedergeboren werden.

43. Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird ganz allein zurückbleiben auf der Erde, nachdem schon ihre Häuser von allen ihren Bewohnern,

und selbst ihre Gräber von dem Staube, den sie bewahrten, ausgeleert sind. Mit gesenktem Blicke, um nicht zu sehen was geschieht im Himmel und auf Erden, und mit entsetzlicher Eil wird er fliehen von einem Orte zum andern und wird den Gipfel eines hohen Berges erklimmen. Dort wird er sich hinwerfen auf sein Angesicht, und die Arme ausstrecken, um die Erde, die unter ihm schwindet, damit zu umfassen. Die Adler werden mit ausgebreiteten Flügeln um ihn her langsam ihre Kreise ziehn; die Gemsen der Berge werden mit unschuldigen, klugen Augen zum Himmel emporblicken, und werden den Lebensodem wittern, der sie anweht; die Kreatur wird sich freuen, daß auch sie frei werden soll von dem Dienste des vergänglichen Wesens. Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird liegen auf dem Boden, und wünschen vernichtet zu werden.

41. Und ein Engel wird hervortreten, er wird hinweisen auf Ahasverus, den ewigen Juden, und wird sprechen zu den Seligen und zu den Verdammten: Sehet da einen Menschen, der von der ersten Zukunft des Herrn bis zu seiner letzten gelebt hat. Und ob ihm gleich die Zeit der Buße und der Gnade stets verlängert ward, so hat er doch nicht Buße gethan, weil er meinte, in so vielen tausend Jahren keine einzige Sünde begangen zu haben. — Und die Seligen nicht nur, sondern auch die Verdammten werden erstaunen über den Wahnsinn des Ahasverus.

43. Nun wird Ahasverus anfangen zu sterben. Und wenn er sich im Sterben bekehrt, so wird der Herr, dessen Barmherzigkeit unendlich ist, ihn dennoch verschonen. Wenn er sich aber nicht bekehrt, so wird er hinuntergestürzt werden

in die unterſten Tiefen der Hölle; und er, der beſſere Lehrer verſchmähte, wird daſelbſt von dem Satan belehrt werden, daß es einen Gott gibt, der ſich nicht ſpotten läßt.

Die

arme Feier des Weihnachtsfestes.

1. „Armuth, sagte Tauler, ist eine Gleichheit Gottes. Was ist Gott? Gott ist ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen, ein frei Vermögen, ein lauter Wirken. Also ist Armuth ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen. Was ist abgeschieden? Das an nichts haftet. Armuth haftet an nichts, und nichts an ihm.“ Demnach wäre also Gott das ärmste Wesen. Zwar ist er von der einen Seite das reichste Wesen, weil er Alles geschaffen hat, und weil ihm Alles angehört. Aber von der andern Seite ist er auch das ärmste, weil er keinem Wesen oder Dinge unterworfen und von demselben ab-

hängig iſt, und weil er ſich, niemals in einer Neigung, wodurch er beherrſcht wird, ſondern immer in freier Liebe, zu ſeinen Geſchöpfen hinwendet.

2. Als das ärmſte Weſen hat ſich Gott erwieſen, da der Sohn Gottes Menſch ward, denn er hat dadurch gezeigt, daß er an nichts hängt und haftet, nicht einmal an der Herrlichkeit ſeines Himmels, und daß er Alles aufgeben kann, ausgenommen ſeine Liebe, die ſein Weſen iſt, und mit welcher er ſich zugleich ſelbſt aufgeben und vernichten würde. Wie die Herrlichkeit des Himmels, ſo hat er auch die Herrlichkeit der Erde verſchmäht, denn er iſt nicht in einem reichen Hauſe geboren worden, ſondern von einer armen Mutter, in einem Stalle, wo eine Krippe ihm zur Wiege gedient hat. Und dies iſt zwar in den Augen des Fleiſches eine Erniedrigung; in den Augen des Geiſtes aber eine Erhöhung und

Verherrlichung gewesen; denn leibliche Armuth, die nichts besitzt, ist ein Sinnbild der geistigen Armuth, die an nichts hängt, und hat deshalb eine große Würde vor Gott.

3. Die Hirten waren die ersten, welche die Krippe des Herrn anbetend umgaben; und nur wegen ihrer leiblichen Armuth, zu welcher sich auch wohl die geistige gesellte, wurden sie zu dieser hohen Ehre berufen. Nicht einmal den Ausdruck reicher Empfindungen vernehmen wir aus ihrem Munde; sondern, nachdem sie die Botschaft des Engels, und den Gesang der himmlischen Heerschaaren gehört haben, beschränken sie sich auf die sehr einfachen Worte: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehn ist. Und auch die himmlischen Heerschaaren, welche singen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohl-

gefallen, eröffnen uns zwar einen großen himmliſchen Gedanken; aber man muß geſtehn, daß ſie ſich dabei etwas wortarm beweiſen.

4. So iſt denn die erſte Weihnachtsfeier im Geiſte der Armuth, und eben deshalb auf das aller herrlichſte begangen worden. Die himmliſche Gabe erſcheint um ſo gröſſer, überſchwenglicher, weil ſie nicht mit freudigem Jubel von der Welt begrüßt wird, ſondern weil ſie ſich herabſenkt auf eine in Dunkel gehüllte Erde, wo die Menſchen nicht wiſſen was ihnen widerfährt, und wo auch diejenigen, die etwas davon ahnden, in ihrer Bewunderung verſtummen. Auch jetzt, zur Zeit dieſes Feſtes, iſt die Erde jedes grünen Schmuckes beraubt, mit Schnee und mit Eis bedeckt; und ſie ſcheint kaum zu ſpüren, wenn die Weihnachtsſonne aufgeht, daß ſie von ihren Strahlen beſchienen wird.

5. Deſſen ungeachtet wird Weihnachten von

unſerer nordiſchen Chriſtenheit nicht im Geiſte einer reichen und göttlichen Armuth, ſondern mit dem Aufwand eines armen, irdiſchen Reichthums gefeiert. Wer ſollte glauben, daß zu der Zeit, wo das göttliche Kind, von allem entblößt, in der Krippe lag, die Gegenſtände des entbehrlichſten Ueberfluſſes am mannigfaltigſten feil geboten, und am begierigſten geſucht werden! Man will ſich gegenſeitig beſchenken, weil der Himmel die Erde beſchenkt hat; und weil der Sohn Gottes ein Kind geworden iſt, ſo will man vornehmlich die Kinder erfreun; aber durch die Fülle der irdiſchen Gaben wird die himmliſche Gabe nicht in's Licht geſetzt, ſondern verdunkelt; und die vielen Wünſche die erweckt und befriedigt werden, laſſen das Gefühl des Einen großen, geiſtigen Bedürfniſſes weder in dem Herzen der Kinder, noch in dem der Erwachſenen aufkommen. Es iſt ein Jammer zu ſehn, mit welcher Emſig-

keit christliche Hausfrauen darauf hinarbeiten ihre Gaben am Weihnachtsfeste in einem recht grossen Kreise auszustreuen; und wie durch so viel Arbeiten, Wachen und Sorgen die wahre Freude nicht erhöht, sondern verkümmert wird. Denn da das was sie schenken, gewöhnlich etwas selbst im irdischen Sinne, Zweckloses und Ueberflüssiges ist, so kann es nur ein sehr flüchtiges Vergnügen erwecken. In vornehmen und reichen Häusern, wo bei vielen Lichtern, auf vielen Tischen, für viele Personen, unzählige Gaben aufgeschichtet stehn, muß man sich erinnern, daß die Freude darüber zu den hergebrachten Voraussetzungen gehöre; denn in den Zügen der Anwesenden, reichlich beschenkten, wird man sie nicht lesen. Sie scheinen nur froh wenn das blöde Betrachten und Bewundern dieser Herrlichkeiten abgethan ist, und wenn man sich wieder zum Gespräche versammeln kann, bei welchem aber des Weihnachtsfestes mit

keiner Sylbe gedacht wird. Denn hier, wie in vielen andern Fällen, pflegt man gerade von demjenigen was am nächsten liegt, am wenigsten zu sprechen.

6. Besser ward das Weihnachtsfest einst von einem jungen Geistlichen gefeiert, der darüber Folgendes erzählt. Er hatte sich von der Stadt wo er wohnte, nach einem Dorfe begeben, um einen alten Geistlichen, welcher krank war, in den Feiertagen zu vertreten. Die Sonne war eben dunkelroth an dem grauen Himmel aufgegangen, und der Ostwind blies ihm schneidend entgegen, als er sich um zu predigen nach der Kirche begab. Viel Schnee war gefallen, welcher Wege und Felder bedeckte, und hoch auf den Strohdächern der Häuser lag. In der Sacristei war ein kleines Kaminfeuer angezündet, welches aber bald sich in Rauch auflöste und erlosch. Hier setzte er sich, und wollte die zu

haltende Predigt noch einmal ſchnell in Gedanken wiederholen. Er fing an mit dem Texte. Es waren die Worte: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Nun wollte er weiter gehn, und ſich auch das was folgte, vergegenwärtigen; aber er fühlte ſich immer wieder zu dem Texte zurückgezogen, und konnte nicht darüber hinauskommen. Dieſe Worte wirkten jetzt ſo ſtark, ſo eigenthümlich auf ihn, daß ihm war, als hätte er ſie noch niemals geleſen. Ein bitteres und ſchauervolles Gefühl ging ihm auf von der Verderbtheit und von dem Elend der Welt; auch in ſeinem eigenen Herzen fand er nur eine ſchreckliche Noth und einen gänzlichen Mangel an allem was der Menſch zu ſeinem Heile bedarf. Und nun ſah er den Sohn Got-

tes, durch kein Verdienst der Menschen, durch keine Freude die ihn auf Erden erwartete, angezogen, sondern durch nichts gedrungen, als durch seine unermeßliche Liebe; er sah ihn herabkommen auf die mit Schnee und Eis, ja mit Sünde und Verbrechen bedeckte Erde, um die Noth und das Elend der Menschen zu theilen, und um ihre Armuth in Reichthum und Ueberfluß durch seine himmlischen Gaben zu verwandeln. Er sah, er fühlte, wie er auch an sein eigenes Herz herankam, um es von aller Noth, aller Schuld zu befreien, und mit einer himmlischen Freudenfülle zu überströmen. Beide Empfindungen, die der Armuth und die des Reichthums, die der Noth und die der Errettung, wogten neben einander in seinem Herzen, bis sie sich aus seinen Augen in einen vollen Thränenstrom ergossen. Vergeblich waren nun alle seine Bemühungen auch nur einige Gedanken der Pre-

digt ſich in's Gedächtniß zurückzurufen; ſie ſchien ganz vergeſſen. Alſo hat Gott die Welt geliebt, die von ihm abgefallne Welt, das von ihm abgefallne, ſündige Herz; das war Alles was er ſich ſagen, was er denken, was er fühlen konnte. Er trat vor den Altar, um das Morgengebet zu leſen, und konnte kaum ſprechen vor Rührung. Er kehrte in die Sacriſtei zurück, und wollte nun einen letzten Verſuch mit der Predigt machen; aber es gelang eben ſo wenig als zuvor.

7. Als er auf die Kanzel trat, ſah er, daß höchſtens zwölf Menſchen in der Kirche waren. Zu einer andern Zeit hätte eine ſo geringe Zahl niederſchlagend auf ihn wirken können; in der Stimmung aber wo er ſich befand, war er mit dieſer kleinen Verſammlung vollkommen zufrieden; ja er hätte nicht ungern vor leeren Wänden und Bänken das Evangelium verkündigt. „Die Ge-

meine iſt ja klein, dachte er. Die guten Landleute, die in der Hitze des Sommers eine ſo ſchwere Arbeit zu verrichten haben, wollen ſich nicht eben auch der Kälte des Winters ausſetzen. Sie ſind in ihren warmen Häuſern geblieben, und können ja auch dort mit den Ihrigen den heutigen Morgen feiern!" Nun fing er an zu ſprechen; die Gedanken ſtanden klar vor ſeinem Geiſte; die Worte fanden ſich von ſelbſt; ſeine Stimme kam aus voller Bruſt und tönte mit ungewohntem Klang; mit jeder Periode wuchs ſeine Luſt und ſeine Begeiſterung; er ſah nicht mehr ſeine Zuhörer, und es war ihm, als ſpräche er vor dem Herrn ganz allein. Er hat ſeitdem manche Weihnachtspredigt gehalten; aber er verſichert, niemals mit einem ſolchen Weihnachtsgefühle, das heißt, mit einem ſolchen Gefühle ſeiner eigenen Armuth, und des ihm durch Chriſtum zu Theil gewordenen Gnadenreichthums ge-

ſprochen zu haben. Nach beendigtem Gottesdienſte ſtellte er ſich neben die Thür, durch welche der Wind den Schnee in die Kirche hereintrieb, und grüßte freundlich die bei ihm vorbeigehenden Zuhörer.

8. Als er in die Wohnung des alten Geiſtlichen zurückgekehrt war, hörte er zu ſeiner groſſen Freude, daß derſelbe ſich an dem Morgen ſchon merklich beſſer befunden hatte. Zur Mittagszeit ſetzte er ſich mit ihm an den Tiſch, auf welchen nur Eine Schüſſel, und nichts als Waſſer zum Trinken, aufgetragen ward; denn auch der gute alte Geiſtliche war arm. Während ſie aßen, klopfte es an die Thür, und ein Fremder trat herein; ſeine Kleidung war von gutem Schnitt und gutem Zeuge, aber ſehr abgetragen. „Er reiſe zu Fuß, ſagte er, nach der noch einige Meilen entfernten Stadt; das Geld ſey ihm ausgegangen. An wen anders als an den Geiſtlichen

chen des Orts könne er sich mit der Bitte um ein Mittagsessen wenden?" Er ward freundlich eingeladen Platz zu nehmen; man legte ihm vor, und er aß mit Anstand, und unter geziemenden Reden. Als er dankend aufgestanden war, und sich empfehlen wollte, eilte der alte Geistliche nach seinem Schreibtisch, zog einen Kasten, der sich sehr leicht ziehen ließ, scharrte einige Stücke Geld aus mehreren Ecken zusammen, wickelte sie in ein Stückchen Papier, und schob sie unbemerkt dem Fremden beim Abschied in die Hand. Er war schon eine Weile hinaus; da sprang der alte Geistliche auf, ergriff ein Paar sehr guter Handschuhe, die ihm wohl selber mochten geschenkt worden seyn, und rief: „Wie habe ich auch vergessen können, dem Manne die Handschuhe zu geben! Seine Finger waren ja ganz roth und erstarrt vor Kälte." Der junge Geistliche, welcher Mühe hatte ihn zurückzuhalten,

nahm die Handschuhe, und eilte dem Fremden nach, welcher die eine Hand vorn in dem Rock, und die andere in der Tasche, eilig seinen Weg fortsetzte. Er nahm die Handschuhe dankbar in Empfang, und der junge Geistliche, der ihm nachsah, bemerkte mit Freuden, wie er nun die erwärmten Hände freier bewegen konnte.

9. Den Nachmittag brachten beide Geistliche in ruhigem Gespräche zu. Ihr Gespräch war arm an großer Gelehrsamkeit, deren sich keiner von beiden rühmen konnte; aber der alte war sehr bibelfest, und der junge suchte es zu werden; und ein Geistlicher, der manche Jahre hindurch aus dem Worte Gottes für sich und seine Gemeine Erbauung schöpfte, hat wohl zuweilen einen Gedanken, dessen sich ein Professor der Theologie nicht schämen würde. Der alte ließ sich von dem jungen Text und Thema der heute gehaltenen Predigt angeben, und erzählte ihm

dann ausführlich über welche Texte und Materien er selber am Weihnachtsfeste gepredigt habe. Der junge hörte aufmerksam zu, und erbat sich Belehrungen über mancherlei Gegenstände; denn immer, und heute noch mehr als sonst, war das Gefühl eingebildeten Reichthums ihm fremd, worin die Jugend so oft die Erfahrungen des Alters verschmäht. Als er dem alten Geistlichen gute Nacht gesagt hatte, und in seine Schlafkammer gegangen war, blickte er hinaus in die sternenhelle Nacht, auf die schneebedeckten Hütten; es schien ihm, als ob die göttliche Gnade sich auf alle herabsenke und die Bewohner in ihre Arme fasse; und nach einem inbrünstigen Dankgebete schlief er sanft und ruhig ein.

10. Nach solchen Erfahrungen möchte man glauben, daß die große Weihnachtsgabe sich auf der Folie innerer Armuth und selbst äußerer Dürftigkeit am schönsten entfaltet; und daß El-

tern die mit Mühe einige Wachskerzen und einen Weihnachtsbaum erschwingen, neben dem sie mit ihren Kindern sitzen und geistliche Lieder singen, das Fest schöner und würdiger feiern, als die Mitglieder einer reichen Familie, die sich gegenseitig mit irdischen Gaben übersättigen, wodurch die arme Krippe des Heilands ihnen verdeckt wird.

11. Wollten aber reiche und wohlhabende Eltern das Weihnachtsfest mit ihren Kindern recht schön und ekbaulich begehn, so würden sie es, wie es mir scheint, auf folgende Weise anzufangen haben. Am heiligen Abend wird gelesen, was Matthäus und Lucas von der Geburt des Herrn in der Zeit, und was Johannes von seinem Daseyn vor aller Zeit und von seinem Erscheinen auf Erden, berichtet; auch werden einige Weihnachtslieder gelesen oder gesungen. Am ersten Weihnachtstage werden die

Kinder schon des Morgens sehr frühe geweckt, und in das Wohnzimmer beschieden, welches hell erleuchtet ist, und wo sie den Vater und die Mutter finden. Der Vater aber spricht ungefähr also zu ihnen:

12. Heute, geliebte Kinder, preisen wir die unaussprechliche Gnade, daß der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn auf die Erde gesendet, und in unser menschliches Schicksal, in Noth und Tod, dahingegeben hat. Seht, ich bin nur ein armer, sündiger Mensch; und Ihr seyd meine armen sündigen Kinder; aber das Herz würde mir brechen, wenn ich Eins unter Euch, für welchen hohen Zweck es auch wäre, zum Opfer dahingeben sollte. Was ich nicht möchte, was ich vielleicht nicht vermöchte, das hat der himmlische Vater gethan, der seinen Sohn viel anders liebt, als ich Euch zu lieben im Stande bin; und der Sohn Gottes, unser

lieber Heiland, der hat gern den Willen des Vaters erfüllt, welcher auch sein Wille ist, und ist arm geworden, um uns reich zu machen. Ja, Ihr seyd alle reich, unermeßlich reich, liebe Kinder, denn Ihr habt alle einen Heiland an dem Sohne Gottes. Aber um zu fühlen wie reich Ihr durch ihn seyd, müßt Ihr innerlich recht arm werden.

13. Ihr seyd innerlich arm, wenn Ihr euch als Sünder vor Gott demüthigt. Ihr habt alle mannigfaltig gefehlt in Gedanken, Worten und Werken; Ihr seyd von mir und von eurer Mutter an eure Fehler erinnert, und auch zuweilen, aber wie Ihr uns bezeugen werdet, immer sehr gelinde, bestraft worden. Es gibt eine Strafe die furchtbar ist, das ist die des Richters im Himmel; sie trifft Körper und Geist; sie ist zeitlich und ewig, und diese Strafe habt Ihr alle verdient. Wollte ich euch davon befreien, und

sie für euch erdulden — ach freilich würde ich gern dazu bereit seyn! — ich vermöchte es nicht; ich würde kaum das was ich selbst verdient habe, ertragen können. Fürchtet nichts, liebe Kinder; Ihr sollt nicht, und ich soll auch nicht gestraft werden. Der Sohn Gottes ist vom Himmel gekommen, und hat die Strafen, die wir verdienten, auf sich genommen und erduldet. Sie können uns nicht mehr treffen; wir sind frei, ganz frei; wir sind erlöset. O liebe Kinder, ich bitte euch, werdet recht arm; fühlet was Ihr für elende, arme Sünder seyd; dann werdet Ihr auch fühlen wie reich Ihr seyd durch eure Begnadigung, durch die Hinwegnahme aller Strafen, die Ihr verdientet.

11. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch herzliche Liebe hegen. Der welcher sich reich glaubt, liebt keinen als sich selbst, und seine Empfindungen kehren immer auf sein Ich

zurück. Derjenige aber, der in sich selbst nur einen grosen Mangel und eine schreckliche Leere erblickt, der fühlt sich getrieben mit seinen Gefühlen aus dem Ich herauszugehn, und für seine Liebe, deren er sich nicht werth findet, andere und bessere Gegenstände zu suchen. Er findet den höchsten und besten in Gott; zu ihm strebt er empor; er umfaßt ihn in Christo; Gott gibt sich willig ihm hin; ach! und wie reich ist der auf einmal geworden, der Gott und in ihm alles besitzt! Gott senkt sich zu ihm herab, und er kommt nicht allein, er bringt alle Diejenigen mit sich, die in ihm geliebt werden sollen. In Gott, Ihr Kinder, seyd Ihr unserm Herzen nahe, ja ihr wohnet mitten in unserm Herzen. Ihr seyd unser großer Reichthum; und in schreckliche Armuth würden wir gerathen, wenn wir Eins unter Euch verlören — nicht durch den Tod; denn das wäre ja kein Verlust — sondern durch

un-

ungebüßte Sünde, welche allein wahrhaft und für immer trennt. Auch Ihr, lieben Kinder, betrachtet uns Eltern wohl als Euren Reichthum; und nicht mit Unrecht; denn nächst Gott werdet Ihr gewiß von Keinem mehr geliebt als von uns.

15. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch nicht an den äußeren Gütern haften. Gott hat euern Eltern so viel ja mehr gegeben als wir für uns und für euch bedürfen; und wir hätten leicht, wie andere Eltern pflegen, Stühle und Tische mit Geschenken für euch beschweren können. Wir haben es nicht gethan; denn Ihr leidet ja keinen Mangel; und durch überflüssige Gaben hätten wir gefürchtet das Verlangen nach Besitz, das sich ohnehin mächtig genug im Menschen regt, noch mehr in Euch zu entflammen. Statt des Vergnügens zu empfangen, haben wir Euch eine bessere Freude bereitet, die Freude zu

geben; und wir hegen zu Euch das Vertrauen, daß Ihr, ungeachtet der Schwäche eures Alters und eurer Erkenntniß, eingehen werdet in den Sinn des Herrn Jesu, welcher gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen. Die Weisen aus dem Morgenlande brachten dem Jesukinde Gold zum Geschenke dar; und was sie an ihm thaten, das sollen wir an den Armen thun, denen der Herr sich gleich gemacht hat, und die wir um Seinetwillen lieben und ehren sollen. Ihr seyd ermahnt worden euch ein jeder eine arme Familie aufzusuchen, und für dieselbe etwas zurückzulegen. Von diesen Ersparnissen, und von dem was wir hinzufügten, sollen nun diese Armen Kleidungsstücke, Wäsche, Bibeln und Gesangbücher erhalten. Jeder unter Euch findet in einem besonderen Bündel, das was für seine arme Familie bestimmt ist. Nehmet es, gehet in ihre Wohnung, klopfet an die Thür, stellet euer Päck-

chen vor sie hin, mit den Worten: Hier schickt der Herr etwas für die Kinder und für die Eltern. Dann geht schnell davon, ohne den Dank abzuwarten, und ohne selbst weiter daran zu denken. Wenn Ihr zurück seyd, wollen wir in die Kirche gehn.

16. Der Abend des ersten Weihnachtstages muß nun ein besonders schöner und froher Abend werden. Die Eltern sind mit den Kindern zusammen; einige Angehörige und Freunde haben sich eingefunden. Erwachsene und Kinder treiben nicht abgesondert ihr Wesen, sondern die Erwachsenen haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Kinder zu unterhalten, sollten sie auch selbst darüber zu Kindern werden. Sie spielen mit ihnen kleine Spiele; sie erzählen ihnen köstliche, auserlesene Historien, von denen sie eine gute Sammlung für diesen Zweck bereit halten. Der heiligen Schrift und ihren Erzählungen wird im-

mer der Vorzug gegeben; dann folgen einzelne Züge aus dem Leben frommer Christen, wie die Geschichte der Kirche sie in allen Jahrhunderten so reichlich darbietet. Auch erbauliche Legenden, wie die vom heiligen Georg, und vom heiligen Christoph, werden nicht verschmäht. Kann dann noch ein Weihnachtschoral gespielt und gesungen werden, so wird das einen sehr anmuthigen Schluß machen.

Gedruckt bei A. W. Schade.